

Jahrbuch für WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

1994/1

Herausgeber: Lothar Böttig (Berlin), Rainer Brühlmann (Göttingen),
Hartmut Hübner (Potsdam), Karin Häuser (Berlin),
Hartmut Kächle (Berlin), Peter Kießlich (Göttingen),
Dietmar Petzold (Bochum), Tom Pirenkemper (Frankfurt/

Main), Heinz Röll (Berlin), Horst Schold
Frankfurt/Main), Reinhard Spies (München)
Unter dem Patronat der Akademie der Wissenschaften
Karl Adamson (Stockholm), Wladimir Drogobozki
(Lissabon), Barry Eichengreen (Berkeley), Patrick
Friedmann (Paris), Eishi Hironaka (Tokyo), Robert Lee
(Liverpool), Yvor Lapan (Lyon), Alan Milward
(London), Mitsuo Miyata (Osaka), Jan Pieter (Potsdam),
Shinya Taniuchi (Saitama), Gianni Toniolo (Venedig)

Verantwortlich für den Inhalt: Peter Kießlich in Verbindung mit Claus Fußberg-Stöber
und Volker Winderich

Geschäftsführender Herausgeber:
Tom Pirenkemper

Redaktion: Wilfried Fommann, Marc-Louis Georg



Historisches Seminar, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Senckenberg
Allee 51, 60524 Frankfurt am Main
Tel. 0 69 / 7 98 3371, 7 98 2388, Fax 0 69 / 7 98 3372

Akademie Verlag

Jahrbuch für WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

Herausgeber: Lothar Baar (Berlin), Rainer Fremdling (Groningen),
Hartmut Harnisch (Potsdam), Karin Hausen (Berlin),
Hartmut Kaelble (Berlin), Peter Kriedte (Göttingen),
Dietmar Petzina (Bochum), Toni Pierenkemper (Frankfurt/
Main), Heinz Reif (Berlin), Bertram Schefold
(Frankfurt/Main), Reinhard Spree (München)

Unter beratender Mitarbeit von:

Rolf Adamson (Stockholm), Waclaw Długoborski
(Breslau), Barry Eichengreen (Berkeley), Patrick
Fridenson (Paris), Eiichi Hizen (Tokio), Robert Lee
(Liverpool), Yves Lequin (Lyon), Alan Milward
(London), Milan Myška (Ostrau), Jan Peters (Potsdam),
Sidney Pollard (Sheffield), Gianni Toniolo (Venedig)

Verantwortlich für Teil 1/1994:

Peter Kriedte in Verbindung mit Claus Füllberg-Stolberg
und Volker Wunderlich

Geschäftsführender Herausgeber:

Toni Pierenkemper

Redaktion: Wilfried Forstmann, Marie-Luise Georg

Historisches Seminar, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Senckenberg-
anlage 31, 60054 Frankfurt am Main

Tel. 0 69 / 7 98-3371, 7 98-2369, Fax. 0 69 / 7 98-2702

Jahrbuch für

1994/1

WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

Die Kräfte der Wirtschaft im 19. Jahrhundert in Deutschland
Vortrag in Deutschland über die wirtschaftliche Entwicklung des
"produktiven" Gemeinwesens (1850-1895)

Walter H. Müller
Die Bedeutung der Wirtschaftsgeschichte

Walter H. Müller
Ökonomische, soziale und psychologische Faktoren im wirtschaftlichen
Entwicklungsprozess

Walter H. Müller
Die Rolle der Wirtschaftsgeschichte und die Bedeutung der
ökonomischen, sozialen und psychologischen Faktoren (1850-1895)

Walter H. Müller

Walter H. Müller
Die Wirtschaftsgeschichte als Grundlage für die
ökonomische, soziale und psychologische Faktoren

Walter H. Müller
Die Bedeutung der Wirtschaftsgeschichte für die
ökonomische, soziale und psychologische Faktoren

Walter H. Müller
Die Bedeutung der Wirtschaftsgeschichte für die
ökonomische, soziale und psychologische Faktoren

Walter H. Müller
Die Bedeutung der Wirtschaftsgeschichte für die
ökonomische, soziale und psychologische Faktoren

Walter H. Müller
Die Bedeutung der Wirtschaftsgeschichte für die
ökonomische, soziale und psychologische Faktoren



Akademie Verlag

ISBN 3-05-002551-4

ISSN 0075-2800

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 1994

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der VCH-Verlagsgruppe.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

All rights reserved (including those of translation into other languages). No part of this book may be reproduced in any form – by photoprinting, microfilm, or any other means – nor transmitted or translated into a machine language without written permission from the publishers.

Druck: DH „Thomas Müntzer“, Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

I. Abhandlungen und Studien**Claus Füllberg-Stolberg, Peter Kriedte und Volker Wunderlich**

Kolonialwaren für Europa. Zur Sozialgeschichte der Genußmittel.

Vorbemerkung 9

Peter Kriedte

Vom Großhändler zum Detaillisten. Der Handel mit "Kolonialwaren"

im 17. und 18. Jahrhundert 11

Volker Wunderlich

Die Kolonialware Kaffee von der Erzeugung in Guatemala bis zum

Verbrauch in Deutschland. Aus der transatlantischen Biographie eines

"produktiven" Genußmittels (1860-1895)..... 37

Sidney W. Mintz

Zur Beziehung zwischen Ernährung und Macht 61

Roman Sandgruber

Genußmittel. Ihre reale und symbolische Bedeutung im neuzeitlichen

Europa 73

Roderich Ptak

Die Rolle der Chinesen, Portugiesen und Holländer im Teehandel

zwischen China und Südostasien (ca. 1600-1750)..... 89

II. Diskussion**Reinhard Spree**

Das Wachstum von Volkswirtschaften. Theorie und historische Erfahrung..... 109

Richard Tilly

Einige Bemerkungen zur theoretischen Basis der modernen

Wirtschaftsgeschichte 131

Jörg Roesler

Arbeiterschaft und Unternehmer in den Industrieregionen Berlin und

Chemnitz im 19. und dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts - ein Vergleich

des Verhaltens in Konfliktsituationen 151

III. Forschungs- und Literaturberichte**Hans-Jürgen Teuteberg**

Entwicklung, Methoden und Aufgaben der Verkehrsgeschichte 173

Péter Gunst

Die ungarische Agrargeschichtsschreibung in den letzten drei Jahrzehnten.

Eine Forschungsübersicht..... 195

In memoriam Hans Mottek.....215**Autorenverzeichnis**

Abhandlungen und Studien

Kolonialwaren für Europa. Zur Sozialgeschichte der Genußmittel

Vorbemerkung

Von Claus Füllberg-Stolberg, Peter Kriedte und Volker Wunderlich

Der europäische Konsum der Fernhandelsgüter, für die im 18. Jahrhundert die Bezeichnung "Kolonialwaren" üblich wurde, nahm seinen Anfang in der frühen Neuzeit. Es handelte sich zunächst um Luxuswaren; ihr Verbrauch drang allerdings schon bald in den Alltag breiter Schichten ein und wurde bereits während der Industriellen Revolution zu einem Massenphänomen. "Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts", heißt es in Meyers Lexikon von 1851, "trat das Bedürfnis nach Kolonialwaren als ein herrschendes in Europa auf und gab dem Kolonialhandel eine außerordentliche Wichtigkeit. Durch ihn trat die ganze Welt in eine früher in solchem Maße nie gekannte Wechselverbindung, die wiederum auf die Geistesbildung der Völker und die Verhältnisse ihrer staatlichen Stellung vom größten Einfluß wurde. Die alte Herrschaft des Bedürfnisses erhielt einen neuen Thron auf dem Fundament von Genüssen, die, früher nur zum Luxus der Reichen gehörend, jetzt in die Massen gedrungen waren und deren Befriedigung vom Aermsten in Anspruch genommen wurde." In geradezu selbstverständlicher Form wird hier der globale Zusammenhang thematisiert, in den der europäische Alltag mit dem Konsum überseeischer Produkte eintrat. Eine Sozialgeschichte der Genußmittel muß die Umgestaltung der Peripherie durch die Produktion von Kolonialwaren zur sozialen Dynamik des Verbrauchs in den europäischen Metropolen in Beziehung setzen. Vor allem Sidney Mintz hat in seinem Buch "Sweetness and Power" (1985) auf das asymmetrische, zugleich aber komplementäre Verhältnis von Produktion und Konsum nachdrücklich hingewiesen.

Nur ein kleiner Teil der klassischen "Kolonialwaren" (Indigo, Färbehölzer, Baumwolle) ist als Rohstoff anzusehen. Der weitaus größte Teil waren Genußmittel von eigentümlicher Art, die gewissermaßen auf halbem Wege zwischen den Nahrungsmitteln und den Drogen anzusiedeln sind: Gewürze, Zucker, Tabak, Tee, Kaffee, Kakao usw. Für die Ernährung der wachsenden Bevölkerung und für die Ausweitung der Produktion in Europa waren sie durchaus entbehrlich. Wer den europäischen Heißhunger auf diese Produkte erklären möchte, muß die sozialen Formen des Genusses, die symbolische Dimension der Waren, die soziale Konkurrenz und den Eigensinn der Verbraucher untersuchen, nicht ohne dabei die große Bedeutung der Verteilungsnetze zu berücksichtigen. Die folgenden Beiträge, die bis auf den Aufsatz von Mintz 1992 auf dem Historikertag in Hannover vorgetragen wurden und die hier in erweiterter und überarbeiteter Form vorgelegt werden, versuchen, sich den angesprochenen Zusammenhängen von verschiedenen Seiten her zu nähern.

Vom Großhändler zum Detaillisten. Der Handel mit "Kolonialwaren" im 17. und 18. Jahrhundert

Von Peter Kriedte (Göttingen)

"To found a great empire for the sole purpose of raising up a people of customers, may at first sight appear a project fit only for a nation of shopkeepers. It is, however, a project altogether unfit for a nation of shopkeepers; but extremely fit for a nation whose government is influenced by shopkeepers. Such statesmen, and such statesmen only, are capable of fancying that they will find some advantage in employing the blood and treasure of their fellow citizens, to found and to maintain such an empire."¹ Adam Smith entlarvte in dieser berühmten Passage des "Wealth of Nations" die partikularen Interessen derjenigen sozialen Gruppen, die hinter der englischen Handels- und Kolonialexpansion standen und die auf die Regierung in diesem Sinne Einfluß nahmen. Wenn er sie als "shopkeepers" bezeichnete und nicht wie an anderen Stellen als "merchants and manufacturers", geschah das sicherlich in polemischer Absicht. Aber selbst dann, wenn man sich an den Wortlaut hält, entbehrt er nicht eines Körnchens Wahrheit. Denn auch die kleinen Krämer und Händler, denen Smith durchaus wohlgesonnen war,² partizipierten an den Segnungen, die die Handels- und Kolonialexpansion einzelnen Gruppen der englischen Gesellschaft bescherte. Schon Frederick Slare hatte 1715 in seiner Verteidigung des Zuckers den "Grocer, who retails what the merchant furnishes by Wholesale" denjenigen zugerechnet, die mit Zucker "ihr Vermögen gemacht und ihrer Familie Reichtum und Wohlstand gebracht hätten."³

Das obige Zitat aus dem "Wealth of Nations" findet sich im Kapitel über "Kolonien". Es enthält Smith' Kritik des englischen Merkantilsystems.⁴ Dieses war die spezifische Form, die das im Entstehen begriffene kapitalistische Weltssystem im englischen Einflußbereich unter den Rahmenbedingungen annahm, die die englische Handelspolitik vorgab. In diesem System kam dem Handel mit "Kolonialwaren" eine überragende, wenn nicht gar konstitutive Bedeutung zu, seitdem das ältere, von Portugal und Spanien bestimmte extraktiv orientierte und wenig marktwirtschaftlich ausgerichtete System des 16. Jahrhunderts einer Variante Platz gemacht hatte, deren Zentrum in der "erweiterten Karibik" lag und deren Entwicklungsrichtung die Kräfte des Marktes vorgaben.⁵

1 *A. Smith, An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. General Editors *R.H. Campbell and A.S. Skinner*. Textual Editor *W.B. Todd* (The Glasgow Edition of the Work and Correspondence of Adam Smith 2), vol. 1-2, Oxford 1976, hier vol. 2, S. 613. - Wichtige Hinweise verdanke ich Claus Füllberg-Stolberg und Volker Wunderlich.

2 Vgl. *Smith*, a.a.O., vol. 1, S. 361f.

3 *F. Slare, Experiments and Observations upon Oriental and Other Bezoar-stones, to which is annex'd a Vindication of Sugars against the Charges of Dr. Willis, Other Physicians, and Common Prejudices. Dedicated to the Ladies*, London 1715, S. E4v-[E5] (Vorwort), zitiert bei *S. Mintz, Sweetness and Power*, New York 1985, dt. Übersetzung u.d.T.: *Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers*, Frankfurt a.M. 1987, S. 137.

4 *Smith, Wealth*, vol. 2, S. 556-641; vgl. dazu *H. Medick, Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft*. Die Ursprünge der bürgerlichen Sozialtheorie als Geschichtsphilosophie und Sozialwissenschaft bei Samuel Pufendorf, John Locke und Adam Smith, Göttingen 1973, S. 276-284.

5 Zu diesem Wandel vgl. *E.J. Hobsbawm, The Crisis of the Seventeenth Century*, in: *T. Aston (Hg.), Crisis in Europe, 1560-1660. Essays from Past and Present*, London 1965, S. 1-58, hier S. 21-23, 50-53 und

"Kolonialwaren" hatten in der Form von Gewürzen schon vor dem 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle im internationalen Handel gespielt. Das portugiesische "Reich der Faktoreien und Festungen" in Asien verdankte seine Entstehung nicht zuletzt dem Versuch, den Venezianern ihr gewinnträchtiges Gewürzhandelsmonopol zu entreißen - ein Versuch, der im übrigen erfolgreicher war, als man lange Zeit gemeint hat: Mehr als 75 Prozent des Pfeffers und ein ähnlich hoher, wenn nicht größerer Prozentsatz der feinen Gewürze gelangten während weiter Strecken des 16. Jahrhunderts über die Kaproute und nicht über die Karawanenroute nach Europa.⁶ Das Erbe der Portugiesen traten seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts die holländische Verenigde Oost-Indische Compagnie (VOC) und die englische East India Company (EIC) an. Der VOC und neben ihr der EIC gelang es, den Handel mit Gewürzen nahezu vollständig in ihre Hand zu bekommen. Der Karawanenhandel kam zum Erliegen.⁷ Es war der Gewürzhandel, der zunächst den Handel der beiden Ostindienkompanien - den der VOC wesentlich stärker als den der EIC - mit Europa bestimmte, doch seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts büßte er mehr und mehr an Bedeutung ein. Der Verbrauch von Pfeffer stagnierte, der von Nelken, Muskatnuß und Muskatblüte ging zurück; nur ceylonesischer Zimt traf noch auf eine wachsende Nachfrage. Der Anteil von Pfeffer und feinen Gewürzen an den Importen der VOC fiel zwischen 1619/21 und 1738/40 von 74,0 auf 14,2 Prozent und bis 1778/80 weiter auf 12,1 Prozent, der von Pfeffer an den Importen der EIC zwischen 1664/70 und 1731/40 von 20,6 auf 4,3 Prozent.⁸ Die große Zeit

insbesondere P.C. Emmer, *The Two Expansion Systems in the Atlantic*, in: *Itinerario* 15,1, 1991, S. 21-27. Emmer unterscheidet zwischen einem ersten, von den Portugiesen und Spaniern, und einem zweiten, von den Holländern, Engländern und Franzosen geschaffenen atlantischen System. Generell zum folgenden I. Wallerstein, *The Modern World-System*, Bd.1-3, New York 1974-1989; ferner D. Boris, *Ursprünge der europäischen Welteroberung*, Heilbronn 1992; W. Reinhard, *Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 1-2, Stuttgart 1983-1985.

6 V. Magalhães-Godinho, *L'économie de l'empire portugais aux XVe et XVIe siècles*, Paris 1969, S. 533-835; S. Kieniewicz, *Faktoria i forteca (handel pieprzem na Oceanie Indyjskim i ekspansja portugalska w XVI wieku)*, Warszawa 1970, S. 103-149; S. *Subrahmanyam/L.F.F.R. Thomaz*, *Evolution of Empire: The Portuguese in the Indian Ocean during the Sixteenth Century*, in: J.D. Tracy (Hg.), *The Political Economy of Merchant Empires*, Cambridge 1991, S. 298-331, hier S. 306-318; zum Verhältnis Kap-/Karawanenroute vgl. vor allem C.H.H. Wake, *The Changing Pattern of Europe's Pepper and Spice Imports, ca. 1400-1700*, in: *Journal of European Economic History* 8, 1979, S. 371-395. Zum südostasiatischen Hintergrund vgl. A. Reid, *Economic and Social Change, c.1400-1800*, in: N. Tarling (Hg.), *The Cambridge History of Southeast Asia*, vol. 1, Cambridge 1992, S. 460-507, hier S. 464-467 und jetzt *ders.*, *Southeast Asia in the Age of Commerce, 1450-1680*, vol. 2, New Haven 1993.

7 Zu diesem Vorgang das inzwischen klassische Buch von N. Steensgaard, *The Asian Trade Revolution of the Seventeenth Century. The East India Companies and the Decline of the Caravan Trade*, Chicago 1975. Vgl. jedoch die Kritik an dessen institutionalistischem Ansatz zuletzt von *Subrahmanyam/Thomaz*, a.a.O., S. 298ff., 327-331.

8 Jeweils unter Zugrundelegung der Einkaufspreise. Vgl. im einzelnen K. Glamann, *Dutch-Asiatic Trade, 1620-1740*, Kopenhagen 1958, S. 73-111; J.J. Steur, *Herstel of ondergang. De vorstellen tot redres van de V.O.C. 1740-1795*, Utrecht 1984, S. 94-101, 237-247; I.R. Bruijn/F.S. Gastra/I. Schöffer with the Assistance from A.C.J. Vermeulen, *Dutch-Asiatic Shipping in the 17th and 18th Centuries*, vol. 1, Den Haag 1988, S. 191-194; K.N. Chaudhuri, *The English East India Company. The Study of an Early Joint-Stock Company, 1600-1640*, London 1965, S. 140-172; *ders.*, *The Trading World of Asia and the English East India Company, 1660-1760*, Cambridge 1978, S. 313-328, 524-530; N. Steensgaard, *The Growth and Composition of the Long-distance Trade of England and the Dutch Republic before 1750*, in: J.D. Tracy (Hg.), *The Rise of Merchant Empires. Long-distance Trade in the Early Modern World, 1350-1750*, Cambridge 1990, S. 102-153, hier S. 113-123. Unter Zugrundelegung der Verkaufspreise ergeben sich folgende Ziffern: für die VOC 1648/50: 59,3, 1738/40: 35,0 und 1778/80: 35,4%, für die EIC 1664/70: 19,5 und 1691/1700: 10,5% (für spätere Jahre liegen keine Ziffern vor); vgl. *Bruijn u.a.*, a.a.O., S. 192 und *Steensgaard*, a.a.O., S. 116f.

des Gewürzhandels war vorbei. An seine Stelle war inzwischen der Handel mit einem neuen Typ von Kolonialwaren getreten, der sich nicht mehr durch einen relativ hohen Preis je Gewichtseinheit wie die Gewürze, sondern durch einen vergleichsweise niedrigen Preis auszeichnete, wengleich dieser gegenüber den Lebensmitteln des täglichen Gebrauchs immer noch sehr hoch war. Nicht zuletzt wegen dieses relativ niedrigen Preises konnte er auf eine sehr viel größere Nachfrage in Europa rechnen. Die Produktion dieses neuen Typs von Kolonialwaren wurde von den Metropolen kontrolliert. Zu den Ausnahmen gehörte es, wenn eine Kolonialware in bäuerlichen Wirtschaften außerhalb des Einflßbereichs der Metropolen hergestellt wurde. Man könnte sagen, daß sich um die Thünenschen Ringe, das räumliche Organisationsprinzip der Landwirtschaft in Europa, ein weiterer Ring legte, in dem Genußmittel für die Metropolen erzeugt wurden. Es macht die Besonderheit dieses kolonialen Ringes aus, daß die Gesetze, welche die Abfolge der Ringe in Europa bestimmten, für ihn nur teilweise Gültigkeit beanspruchen konnten. Von grundlegender Bedeutung war für ihn das Gesetz der fallenden Produktionskosten bei zunehmender Marktferne; denn seine Waren konnten nur dann auf wachsende Märkte in Europa hoffen, wenn die Produktionskosten extrem niedrig gehalten wurden.⁹

*

Unter den Bedingungen des sogenannten "alten Kolonialsystems" war es die primäre Aufgabe einer Kolonie, im Rahmen einer vorgegebenen Arbeitsteilung zwischen ihr und der Metropole, Waren zu produzieren, die im Mutterland oder gegebenenfalls auf dem Weltmarkt abgesetzt werden konnten, ohne dabei zu im Mutterland hergestellten Waren in Konkurrenz zu treten. Handelte es sich um Waren, die bisher eingeführt werden mußten, sprach umso mehr dafür, ihre Produktion aufzunehmen. Erzeugt wurden diese Waren nicht von bäuerlichen Wirtschaften, sondern von einem neuen Typ des Agrarunternehmens, der nach kapitalistischen Prinzipien organisierten Plantage. Um der Metropole die aus der Produktion und dem Vertrieb von Stapelwaren resultierenden Profite dauerhaft zu sichern, wurde der Handel mit der Kolonie monopolisiert, sei es, daß dieses Monopol einer Handelskompanie, einzelnen Hafenstädten oder der Metropole als ganzer, d.h. unter Ausschluß aller ausländischen Kaufleute, eingeräumt wurde. Neben dem auf diese Weise generierten exklusiven Handel zwischen Kolonie und Metropole gab es freilich immer auch einen informellen Handel mit fremden Kaufleuten, der zu jenem in einem verwickelten Verhältnis stand. Die Funktionen, die er wahrnahm, waren nicht selten unverzichtbar, so daß die Behörden gezwungen waren, ihn mehr oder weniger stillschweigend zu dulden.¹⁰ Vorgegebene Arbeits-

⁹ Zur Thünenschen Standortlehre vgl. *W. Abel*, Agrarpolitik, Göttingen ³1967, S. 347-349 und dazu *H.-J. Nitz*, The European World-System: A von Thünen Interpretation of its Eastern Continental Sector, in: *ders. (Hg.)*, The Early-Modern World-System in Geographical Perspective, Stuttgart 1993, S. 62-83.

¹⁰ *J.J. Jobson de Andrade Arruda*, Colonies as Mercantile Investments: The Luso-Brazilian Empire, 1500-1808, in: *Tracy (Hg.)*, Economy, S. 360-420, hier S. 367-373; *J.J. McCusker/R.R. Menard*, The Economy of British America, 1607-1789, Chapel Hill 1985, S. 36-38, 45-50; *P.C. Emmer/D.H.A. Kolff/R.J. Ross*, The Expansion of Europe and the Transformation of Third World Agriculture: Two Colonial Models, in: *Itinerario* 6,1, 1982, S. 43-77, hier S. 43-49, 57-59. Zu den englischen Navigationsgesetzen vgl. *Ch.M. Andrews*, The Acts of Trade, in: *J. Holland Rose u.a. (Hg.)*, The Cambridge History of the British Empire, vol. 1, Cambridge 1929, S.268-299 und *L.A. Harper*, The English Navigation Laws. A Seventeenth-Century Experiment in Social Engineering, New York 1939, hier S. 239-274, 387-414; ausführlich zum französischen "Exclusif" *J. Tarrade*, Le commerce colonial de la France à la fin de l'ancien Régime. L'évolution de régime de "l' Exclusif" de 1763 à 1789, t. 1-2, Paris 1972, hier t. 1, S. 83-95 und passim, dort auch S. 95-112 zum Problem des Schmuggels; grundsätzlich dazu *A. Pérotin-Dumont*, The Pirate and

teilung, weitgehende Monopolisierung des Handels und Weltmarktproduktion verbanden sich auf das engste miteinander und zwangen der Kolonie eine "abhängige" Entwicklung auf. Das betraf weniger Farmer-Kolonien als Plantagen-Kolonien; denn hier verhinderte die höchst ungleiche Einkommensverteilung die Entstehung eines Binnenmarktes, von dem Anstöße zu einer Differenzierung der Wirtschaft hätten ausgehen können.¹¹

Die Festlegung auf eine bestimmte Stapelware, die es erlauben sollte, mit den europäischen Metropolen in Austauschbeziehungen zu treten, gestaltete sich nicht selten schwierig. Mehrere Faktoren waren zu berücksichtigen: die naturräumlichen Bedingungen, das Arbeitskräfteangebot und die Arbeitsverfassung, die Konkurrenzverhältnisse innerhalb des jeweiligen Handelsraumes und schließlich die potentielle Nachfrage im Mutterland. In der britischen Karibik experimentierten die Siedler zunächst mit Tabak, Baumwolle und Indigo, ehe sie sich seit den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts dem Anbau von Zuckerrohr zuwandten.¹² Hatte sich einmal eine "cash crop" in einer Region fest etabliert, war keineswegs sicher, daß sie künftig ohne Konkurrenz blieb und daß sie sich auf Dauer würde halten können. Dort, wo große Gewinne winkten, war die Konkurrenz alsbald zur Stelle. Gefährlich wurde es, wenn es ihr gelang, Innovationen einzuführen, die dazu beitrugen, die Produktions-, die Transaktions- oder auch die Transportkosten zu senken. So wird z.B. die Krise, die seit den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts die brasilianischen Zuckeranbaugebiete erfaßte, nur vor dem Hintergrund des Aufstiegs des Zuckerrohranbaus in der Karibik verständlich.¹³

Von wem jeweils die Initiative bei der Konzentration auf eine Stapelware ausging, ob von den lokalen Siedlern oder den Kaufleuten der Metropole und woher das nötige Kapital stammte, läßt sich nicht immer eindeutig feststellen. Im Fall von Java war es die VOC, die, um das jemenitische Kaffeemonopol auf dem Weltmarkt zu brechen, den Kaffeeanbau auf Java in Gang setzte, und zwar nicht ohne Erfolg: Bereits um 1726 kam die Produktion von Kaffee auf Java der im Jemen in etwa gleich.¹⁴ Für England konnte Robert Brenner zeigen,

the Emperor: Power and Law on the Seas, 1450-1750, in: *Tracy (Hg.)*, *Economy*, S. 196-227, hier S. 222-225.

11 Dazu insbesondere *McCusker/Menard*, a.a.O., S. 19-32.

12 *R. Pares*, *Merchants and Planters* (The Economic History Review. Supplements 4), Cambridge 1960, S. 20-23; *R.C. Batie*, *Why Sugar? Economic Cycles and the Changing of Staples on the English and French Antilles, 1624-54*, in: *Journal of Caribbean History* 8, 1976, S. 1-41, hier S. 4-19; *R.S. Dunn*, *Sugar and Slaves. The Rise of the Planter Class in the English West Indies, 1624-1713*, Chapel Hill 1972, S. 49-54, 59-67; *McCusker/Menard*, *Economy*, S. 148-150. Zur Geschichte des Tabakanbaus auf St. Domingue (Französisch-Haiti) vgl. *J.M. Price*, *France and Chesapeake. A History of the French Tobacco Monopoly, 1674-1791*, and of its Relationship to the British and American Tobacco Trades, vol. 1-2, Ann Arbor 1973, hier vol. 1, S. 73-114. Zur Vorgeschichte des Reisanbaus in South Carolina *McCusker/Menard*, a.a.O., S. 175f.

13 *Steengaard*, *Growth*, S. 152; zu Brasilien vgl. *F. Mauro*, *Le Portugal, le Brésil et l'Atlantique au XVII^e siècle (1570-1670)*, Paris ²1983, S. 276; *M. Edel*, *The Brazilian Sugar Cycle of the Seventeenth Century and the Rise of Westindian Competition*, in: *Caribbean Studies* 9, 1969, S. 24-44, hier S. 41f.; *S.B. Schwartz*, *Sugar Plantations in the Formation of Brazilian Society. Bahia, 1550-1835*, Cambridge 1985, S. 177-193; *M. Kula*, *Początki czarnego niewolnictwa w Brazylii. Okres gospodarki cukrowej XVI-XVII w.*, Warschau 1970, S. 173-192 verweist demgegenüber auf den Aufstieg des Goldbergbaus als eines mit dem Zuckerrohranbau konkurrierenden Produktionssystemen.

14 *G.J. Knaap*, *Coffee for Cash. The Dutch East India Company and the Expansion of Coffee Cultivation in Java, Ambon and Ceylon, 1700-1730*, in: *J. van Goor (Hg.)*, *Trading Companies in Asia, 1600-1830*, Utrecht 1986, S. 33-49, hier S. 34; *L. Nagtegaal*, *Rijden op een hollandse tijger. De noordkust van Java en de V.O.C. 1680-1743*, Diss. Utrecht 1988, S. 180f.; vgl. auch *Glamann*, *Trade*, S. 207-211; *Steen-*

daß der Handel mit Plantagenprodukten im 17. Jahrhundert von einer weitgehend "neuen" Gruppe von Kaufleuten getragen wurde, die sich scharf von den Kaufleuten der regulierten Kompanien abhob. Diese "neuen" Kaufleute agierten sowohl im Mutterland als auch in Übersee, und sie schreckten nicht davor zurück, auch in die Produktion von Kolonialwaren einzusteigen, was zur Folge hatte, daß die Grenze zwischen Kaufmann und Pflanze zeitweise zu verschwimmen begann.¹⁵ Mitunter baute die Produktion für den Weltmarkt auf der Produktion für einen begrenzten interregionalen Markt auf. So gingen die venezolanischen Kakaoexporte zunächst in erster Linie nach Neuspanien (Mexiko), wo Kakao bereits in vorkolumbianischer Zeit von der indianischen Bevölkerung angebaut worden war und wo sein Konsum große Verbreitung fand. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts traten Spanien und damit die übrigen europäischen Länder immer mehr als Adressaten der venezolanischen Exporte in den Vordergrund, während die Nachfrage in Neuspanien von dem Produktionsgebiet um Guayaquil (Equador) befriedigt wurde.¹⁶

Im Zusammenhang mit der Suche nach der jeweils profitabelsten "cash crop" verbreiteten sich die Produktionsstandorte über große Teile des Erdballs. Wichtige Weichenstellungen gingen von drei Vorgängen aus: der Besetzung der brasilianischen Zuckeranbauregionen durch die Holländer von 1630 bis zu ihrer Vertreibung im Jahre 1654, der schon erwähnten Verpflanzung des Kaffeeanbaus durch die VOC vom Jemen nach Java zu Beginn des 18. Jahrhunderts und der Revolution von 1791 auf St. Domingue (Französisch-Haiti).¹⁷ Der Anbau von Zuckerrohr, der im Mittelmeerraum im Gefolge der arabischen Expansion Fuß gefaßt hatte, wurde im 15. Jahrhundert von Portugal und Spanien zunächst auf den atlantischen Inseln heimisch gemacht. Spanien brachte ihn noch am Ende des 15. Jahrhunderts nach Hispaniola, wo er sich, solange die ganze Insel unter spanischer Herrschaft war, freilich nicht auf die Dauer durchsetzen konnte. Eine vorerst relativ stabile Basis gewann die Zuckergewinnung hingegen in Brasilien, insbesondere in den Provinzen Pernambuco und Bahia.¹⁸ Der Versuch der Holländer, sich der brasilianischen Zuckerprovinzen dauerhaft zu bemächtigen, scheiterte zwar, aber seitdem sie hier in wachsende Schwierigkeiten geraten

gaard, Growth, S. 129f. und J.E. Wills, European Consumption and Asian Production in the Seventeenth and Eighteenth Centuries, in: J. Brewer/R. Porter (Hg.), Consumption and the World of Goods, London 1993, S. 133-147, hier S. 142f.

15 R. Brenner, Merchants and Revolution. Commercial Change, Political Conflict, and London's Overseas Traders, 1550-1653, Princeton 1993, S. 92-193; vgl. auch D.H. Sacks, The Widening Gate. Bristol and the Atlantic Economy, 1450-1700, Berkeley 1991, S. 259-267. Zum Verhältnis "planter"- "merchant" vgl. auch Pares, Merchants, S. 5.

16 D. Alden, The Significance of Cocoa Production in the Amazon Region during the Late Colonial Period: An Essay in Comparative Economic History, in: Proceedings of the American Philosophical Society 120, 1976, S. 103-135, hier S. 103-108; M.J. Macleod, Spain and America: the Atlantic Trade 1492-1720, in: L. Bethell (Hg.), The Cambridge History of Latin America, vol. 1, Cambridge 1984, S. 341-388, hier S. 373f.; D.A. Brading, Bourbon Spain and its American Empire, in: ebenda, S. 389-439, hier S. 412, 424, 430-432; C. Rahn Phillips, The Growth and Composition of Trade in the Iberian Empires, 1450-1750, in: Tracy (Hg.), Rise, S. 34-101, hier S. 91-93.

17 Vgl. dazu H.S. Klein, The Middle Passage. Comparative Studies in the Atlantic Slave Trade, Princeton 1978, S. 11-16.

18 J.H. Galloway, The Mediterranean Sugar Industry. in: Geographical Review 67, 1977, S. 177-192; Mauro, Portugal, S. 205-300; Schwartz, Plantations, S. 3-22, 160-193; de Andrade Arruda, Colonies, S. 374-377; vgl. auch Mintz, Macht, S. 51-64. Gesamtdarstellungen: E.O. von Lippmann, Geschichte des Zuckers seit den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Rübenzucker-Fabrikation. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, Vaduz 1970 (1929); N. Deerr, The History of Sugar, vol. 1-2, London 1949-1950; J. Meyer, Histoire du sucre, Paris 1989; vgl. auch H. Olbrich, Geschichte der Melasse, Berlin 1970.

waren, setzte eine Reallokation der Produktionsstandorte ein. Holländisches Kapital, Technologie und kommerzieller Sachverstand waren allem Anschein nach nicht unwesentlich daran beteiligt, daß auf den westindischen Inseln ein neues Produktionszentrum entstand, welches das brasilianisch-portugiesische Monopol zunichte machte. Der Großteil des auf dem Weltmarkt angebotenen Zuckers wurde schon bald in Westindien produziert.¹⁹

Kaffee war bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts ausschließlich im jemenitischen Hochland, östlich von Bayt al-Faqih, und einigen kleineren Landstrichen in Äthiopien angebaut worden.²⁰ Mit diesem Monopol war es vorbei, als es der VOC gelang, sich in den Besitz von Kaffeepflanzen zu bringen und mit ihrer Hilfe 1707 den Kaffeeanbau auf Java in Gang zu setzen.²¹ Seitdem vervielfachten sich die Produktionsstandorte. Die Versuche der Kompanie, auch auf Ambon (1717/18) und auf Ceylon (1719) Kaffee zu produzieren, waren zwar wenig erfolgreich,²² doch schon zuvor hatten Kaffeepflanzen und als Samen verwendbare Kaffeebohnen den Weg in die westliche Hemisphäre angetreten. Über die Niederlande wurden um 1712 die ersten Pflanzen und keimfähigen Bohnen nach Surinam gebracht, wo schon bald darauf Kaffeepflanzungen entstanden.²³ Wenig später folgten die französischen Antillen, an der Spitze Martinique (um 1721), später St. Domingue (seit ca. 1750). Sie entwickelten sich alsbald zum Zentrum der Weltkaffeeproduktion.²⁴ Kaffee aus dem Jemen (Mocha) galt allerdings weiterhin als qualitativ besser als Kaffee aus Java und aus der Karibik, was sich auch im Preis niederschlug.²⁵

19 R.B. Sheridan, *Sugar and Slavery. An Economic History of the British West Indies, 1623-1775*, Aylesbury 1974, S. 385-470; Dunn, *Sugar*, S. 19-22 und passim; McCusker/Menard, *Economy*, S. 144-168, hier auch S. 149f. zur kontrovers diskutierten Frage des holländischen Einflusses; ferner Edel, *Cycle*, S. 30-42; Batie, *Sugar*, S. 14-28; W.A. Green, *Supply versus Demand in the Barbadian Sugar Revolution*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 18, 1987, S. 403-418, hier S. 409-416; vgl. auch P.C. Emmer, *The Dutch and the Making of the Second Atlantic System*, in: B.L. Solow (Hg.), *Slavery and the Rise of the Atlantic System*, Cambridge 1991, S. 75-95, hier S. 84-86. Zum Zuckerrohranbau an der Nordküste von Java vgl. *Glamann*, *Trade*, S. 164-166; *Nagtegaal*, *Rijden*, S. 134-137 und *Reid*, *Change*, S. 502f.

20 Vgl. dazu H. Becker/V. Hörfeld/H. Kopp, *Kaffee aus Arabien. Der Bedeutungswandel eines Weltwirtschaftsgutes an der Trockengrenze der Ökumene*, Wiesbaden 1979, S. 7, 11-17; *Glamann*, *Trade*, S. 183-207; *Chaudhuri*, *World*, S. 373-383.

21 *Knaap*, *Coffee*, S. 34-38.

22 *Ebenda*, S. 38-43.

23 C.Ch. Goslinga, *The Dutch in the Carribean and in the Guianas, 1680-1791*, Assen 1985, S. 313, 315, 335; J.M. Postma, *The Dutch in the Atlantic Slave Trade, 1600-1815*, Cambridge 1990, S. 213; vgl. auch P.C. Emmer u.a. (Hg.), *Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche (Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 4)*, München 1988, S. 555f. Zum botanischen Garten in Amsterdam als Drehscheibe vgl. G.B. Masefield, *Crops and Livestock*, in: E.E. Rich/C.H. Wilson (Hg.), *The Cambridge Economic History of Europe*, vol. 4, Cambridge 1967, S. 276-301, hier S. 284.

24 Vgl. dazu Ph. Haudrère, *La compagnie française des Indes au XVIIIe siècle (1719-1795)*, t. 1-4, Paris 1989, hier t. 2, S. 420f.; G. Debien, *Etudes antillaises (XVIIIe siècle)*, Paris 1956, S. 30, 93; *Tarrade*, *Commerce*, t. 1, S. 28; zum Beginn des Kaffeeanbaus auf Bourbon (Réunion) im Jahre 1715 vgl. *Haudrère*, a.a.O., t. 3, S.919-925.

25 N.W. Posthumus, *Inquiry into the History of Prices in Holland*, vol. 1, Leiden 1946, S. 181-189; vgl. auch *Glamann*, *Trade*, S. 211 und die dort zitierten Worte der Heeren XVII von 1738; B. Edwards, *The History, Civil and Commercial, of the British Colonies in the West Indies*, vol. 2, London 1793, S. 289f. und J.Ch. Schedel, *Neues und vollständiges, allgemeines Waaren-Lexikon ...*, Th. 1, Offenbach 1800, S. 269f. Zur Verdrängung des Kaffees aus dem Jemen durch westindischen Kaffee im Handel von Marseille im Verlauf des 18. Jahrhunderts vgl. Ch. Carrière, *Négociants marseillais au XVIIIe siècle. Contribution à l'étude des économies maritimes*, vol. 1, Marseille 1973, S. 359-374, zum Niedergang der Kaffeeproduktion im Jemen vgl. *Becker/Hörfeld/Kopp*, *Kaffee*, S. 17-21.

Eine neuerliche Verschiebung der Produktionsstandorte von Zucker und Kaffee löste die Revolution von 1791 auf St. Domingue aus; denn sie führte den Untergang dieser Plantagenökonomie herauf. Diese war bislang der führende Anbieter nicht nur von hochwertigem und überdies vergleichsweise billigem Zucker, sondern auch von Kaffee gewesen.²⁶ Als langfristige Folge der Revolution brach die Weltmarktproduktion von Kolonialwaren zusammen. Davon profitierten in erster Linie Kuba und Brasilien. Kuba stieg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum wichtigsten Produzenten von Rohrzucker in Amerika auf, während sich die Kaffeekultur in Brasilien weiter ausbreitete und im Umland von Rio de Janeiro und insbesondere von São Paulo eine rasche Entwicklung nahm.²⁷

Die Standortausweitung des Tabakanbaus wies insofern Besonderheiten auf, als sie sich auch auf Europa erstreckte.²⁸ Der Anbau von Tabak, der in Amerika in die präkolumbianische Zeit zurückreicht, konzentrierte sich zunächst auf die dortigen spanischen und portugiesischen Besitzungen. Während Versuche, Tabak zur Stapelware der englischen und französischen Antillen zu machen, im Zuckerboom ein Ende fanden, entwickelten sich die am Chesapeake Bay gelegenen Kolonien Virginia und Maryland seit 1617 zum Zentrum des Tabakanbaus im atlantischen Wirtschaftsraum.²⁹ Tabak aus Brasilien und aus Spanisch-Amerika, insbesondere aus Venezuela und aus Kuba, konnte sich neben dem nordamerikanischen Tabak offenbar vor allem deshalb behaupten, weil er sich an anderen Marktsegmenten orientierte: zum einen dem für extrem niedrige Ansprüche in Westafrika, zum anderen dem für gehobene Ansprüche in Europa.³⁰ Die Eignung der Tabakpflanze auch für gemäßigte Klimazonen führte dazu, daß der amerikanische Tabak schon im 17. Jahrhundert auf Konkurrenz in Europa traf, vor allem in den Niederlanden, daneben auch in England, obwohl hier sein Anbau im Sinne der Arbeitsteilung zwischen Metropole und Kolonie ausdrücklich verboten war, ferner in Frankreich und Mitteleuropa.³¹ In den ersten Jahrzehnten des 18.

26 1787 bzw. 1788 stammten 30% der Zucker- und ca. 69% der Kaffeimporte des nordatlantischen Wirtschaftsraums aus St. Domingue; vgl. *S. Drescher*, *Economic History of the Americas*, Cambridge 1977, S. 48, und unten Anm. 46.

27 Dazu insbesondere *Klein*, *Passage*, S. 15-17; vgl. auch *Drescher*, a.a.O., S. 76-91; *D. Eltis*, *Economic Growth and the Ending of the Transatlantic Slave Trade*, New York 1987, S. 37-43, 190, 194, 283-286; *D. Watts*, *The West Indies: Patterns of Development, Culture and Environmental Change since 1492*, Cambridge 1987, S. 300-304, 484-92 und *Schwartz*, *Plantations*, S. 422-434. Auch der Kaffeearbeitersaufbau auf Jamaika und Kuba und der Zuckerrohranbau in Brasilien profitierten zunächst beträchtlich. Zur Standortausweitung des Kakaoanbaus vgl. *Alden*, *Production*, S. 104-118.

28 Vgl. dazu *H.K. Roessingh*, *Inlandse Tabak. Expansie en contractie van een handelsgewas in de 17e en 18e eeuw in Nederland*, Wageningen 1976, S. 32-35; zum folgenden auch ebenda, S. 35-63.

29 *R.R. Menard*, *The Tobacco Industry in the Chesapeake Colonies, 1617-1730: An Interpretation*, in: *Research in Economic History* 5, 1980, S. 109-177, hier S. 113f., 123f., 128-130; *McCusker/Menard*, *Economy*, S. 118-133; *A. Kulikoff*, *Tobacco and Slaves. The Development of Southern Cultures in the Chesapeake, 1680-1800*, Chapel Hill 1986, S. 23-43, 79-86, 119-122. Zum Tabakanbau auf den Antillen vgl. die Nachweise oben in Anm. 12.

30 *Rahn Phillips*, *Growth*, S. 65-68; *S.B. Schwartz*, *Colonial Brazil, c. 1580-c. 1750: Plantations and Peripheries*, in: *L. Bethell (Hg.)*, *The Cambridge History of Latin America*, vol. 2, Cambridge 1984, S. 423-499, hier S. 455-459; *D. Alden*, *Late Colonial Brazil, 1750-1808*, in: ebenda, S. 601-660, hier S. 631-635; *Price*, *France*, vol. 1, S. 114f.

31 *Roessingh*, *Tabak*, S. 186-248; *ders.*, *Tobacco Growing in Holland in the Seventeenth and Eighteenth Centuries: A Case Study of the Innovative Spirit of Dutch Peasants*, in: *Acta Historiae Neerlandicae* 11, 1978, S. 18-54, hier S. 23-28; *J. Thirsk*, *New Crops and Their Diffusion: Tobacco-Growing in Seventeenth-Century England*, in: *dies.*, *The Rural Economy of England. Collected Essays*, London 1984, S. 259-283, hier S. 260-284; *Price*, *France*, vol. 1, S. 485-505.

Jahrhunderts übertraf die Menge des in den Niederlanden erzeugten Tabaks die über England aus Nordamerika eingeführte mitunter beträchtlich. Danach büßte freilich der niederländische Tabak seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem amerikanischen mehr und mehr ein, da dieser qualitativ weit besser war.³² Die Initiative zum Anbau von Tabak war in den Niederlanden wie auch in den anderen europäischen Ländern von Kaufleuten ausgegangen; diese hatten im Handel mit und in der Verarbeitung von Tabak ein gewinnträchtiges Geschäft entdeckt.³³

Eine in mehrfacher Hinsicht besondere Stellung im Kolonialwarenhandel nahm der Tee ein. In Europa wurde er seit der Mitte des 17. Jahrhunderts immer mehr geschätzt; um die Jahrhundertwende verband sich sein Konsum in England und den Niederlanden eng mit dem von Zucker.³⁴ Sein phänomenaler Aufstieg begann im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts; die Teexporte der EIC, die seit 1717 regelmäßig Tee von Kanton aus verschiffte, stiegen gegenüber dem zweiten Jahrzehnt auf das Vierfache.³⁵ Anders als bei den übrigen Kolonialwaren kam es beim Tee zu keiner Diffusion der Produktionsstandorte; diese begann erst mit dem vor der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden Aufstieg der plantagenmäßigen Produktion im östlichen Teil von Indien und auf Ceylon.³⁶ Die Weltmarktproduktion von Tee blieb auf das gegenüber dem Westen abgeschirmte China beschränkt. Sie vollzog sich hier im Rahmen von bäuerlichen Wirtschaften, nicht ohne daß diese im Laufe der Zeit in Kreditabhängigkeit von Kaufleuten gerieten, die sich der Vermarktung und teilweise auch der Weiterverarbeitung des Tees annahmen.³⁷ Die Produktionsverhältnisse blieben davon jedoch unberührt. Chinas Inkorporation in das im Entstehen begriffene kapitalistische Weltsystem steckte noch in den Anfängen.

Hauptlieferant von Kolonialwaren war im 18. Jahrhundert Westindien mit seinen Annexen im Norden und Südosten. Es hatte sich im 17. Jahrhundert zu einem der wichtigsten Teilelemente der sich formierenden Weltwirtschaft entwickelt.³⁸ Seine zentrale Produktionseinheit war weder die bäuerliche Wirtschaft noch die Hazienda, sondern die Plantage; das dieser zugeordnete System der Kontrolle der Arbeit war die Sklaverei. Beides war seit langem mit dem Zuckerrohranbau verbunden und von Spaniern und Portugiesen mit diesem nach Amerika gebracht worden.³⁹ Die Plantagenwirtschaft wurde spätestens am Ende des 17. Jahrhunderts zur dominanten Wirtschaftsform in der "erweiterten Karibik". Als englische

³² Roessingh, Tabak, S. 207-248, 308-370; ders., Growing, S. 39-49.

³³ Roessingh, Growing, S. 24-27.

³⁴ W.D. Smith, Complications of the Commonplace: Tea, Sugar, and Imperialism, in: Journal of Interdisciplinary History 23, 1992, S. 259-278, hier S. 262-267.

³⁵ Chaudhuri, World, S. 385-406, 538f.; Glamann, Trade, S. 212-243; L. Dermigny, La Chine et l'Occident. Le commerce à Canton au XVIII^e siècle, 1719-1833, t. 1-3 et album, Paris 1964, hier t. 2, S. 517-562; J. Osterhammel, China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit, München 1989, S. 110-119; Wills, Consumption, S. 144ff.; vgl. auch den Beitrag von R. Ptak in diesem Heft.

³⁶ Vgl. dazu B. Chaudhuri bzw. K.N. Chaudhuri, in: D. Kumar (Hg.), The Cambridge Economic History of India, vol. 2, Cambridge 1983, S. 310f., 854f.

³⁷ Vgl. dazu H. Mui/L.H.Mui, The Management of Monopoly. A Study of the English East India Company's Conduct of its Tea Trade, 1784-1833, Vancouver 1984, S. 9-11.

³⁸ Dazu insbesondere Emmer, Dutch, S. 76-81.

³⁹ Galloway, Industry, S. 190; S.M. Greenfield, Plantations, Sugar Cane and Slavery, in: Historical Reflections 6, 1979, S. 85-119, hier S. 86-88; W.D. Phillips, Jr., Slavery from Roman Times to the Early Transatlantic Trade, Manchester, 1985, S. 131-217; ders., The Old World Background of Slavery in the Americas, in: Solow (Hg.), Slavery, S. 43-61, hier S. 46-58, 61; Schwartz, Plantations, S. 3-72.

"indentured servants" nicht mehr in genügender Zahl zu beschaffen waren und ihre Preise stiegen, setzten die Plantagenherren künftig auf die Arbeitskraft von afrikanischen Sklaven.⁴⁰ Die aus der westlichen Hemisphäre stammenden Kolonialwaren wurden seitdem nahezu ausschließlich auf Plantagen angebaut, die auf Sklavenarbeit basierten.⁴¹ Sie waren das Produkt eines, wie man gesagt hat, "wilden Kapitalismus", der keine anderen Gesetze als die des Marktes anerkannte und der auch immer wieder die Grenzen mißachtete, die ihm die Merkantilpolitik der Metropolen zu setzen versuchte.⁴²

*

Der Hamburger Johann Georg Büsch schrieb 1792 in seiner "Theoretisch-Praktischen Darstellung der Handlung in deren mannigfaltigen Geschäften", daß durch die "Colonien... also jezt eine ungeheure Masse von Producten in den Handel gebracht" werde, "welche derselbe in der Vorzeit nicht kannte".⁴³ Die Masse der in Europa verfügbaren Kolonialwaren stieg in der Tat enorm. Die englischen, französischen und holländischen Kolonien in der Karibik produzierten in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts etwa 30.000 t Zucker; sie hatten damit offensichtlich Brasilien bereits überrundet, das noch 1670 in etwa eine gleich große Menge auf den Markt gebracht hatte. In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts belief sich die Menge des in der englischen, französischen und holländischen Karibik angebauten Zuckers inzwischen auf ca. 140.000 t (Brasilien: ca. 12.000-15.000 t).⁴⁴ Für 1787 wurden die gesamten Zuckerimporte des nordatlantischen Wirtschaftsraumes auf 294.200 und für 1805/06 auf 315.300 t geschätzt.⁴⁵ Die Kaffeeproduktion, die sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vom asiatischen in den atlantischen Wirtschaftsraum verlagerte, expandierte am schnellsten auf den französischen Antillen; deren Kaffeexporte nach Frankreich stiegen zwischen 1765 und 1788 von 9.779 auf 38.582 t.⁴⁶ Mengenmäßig eher bescheiden nahmen sich dagegen die Kakaexporte aus Spanisch-Amerika, dem wichtigsten Anbieter

40 *Dunn*, Sugar, S. 67-74; *D.W. Galenson*, Traders, Planters, and Slaves. Market Behavior in Early English America, Cambridge 1986, S. 7-13. Zum Zusammenhang zwischen "weißer Knechtschaft" und Sklaverei *ders.*, White Servitude in Colonial America. An Economic Analysis, Cambridge 1981, S. 126-168; ferner *H. McD. Beckles/A. Downes*, The Economics of Transition to the Black Labor System in Barbados, 1630-1680, in: Journal of Interdisciplinary History 18, 1987, S. 225-247; vgl. auch *Mintz*, Macht, S. 81-90 und als Überblick *A. Wirz*, Sklaverei und kapitalistisches Weltssystem (edition suhrkamp NF, Bd. 256), Frankfurt a.M. 1984, S. 93-128.

41 Nach der Schätzung von *B.L. Solow*, Slavery and Colonization, in: *dies.* (Hg.), Slavery, S. 21-42, hier S. 29 belief sich 1768/72 der Anteil von "slave crops" an der Warenausfuhr von Britisch-Amerika auf mehr als 78%.

42 *Emmer*, Dutch, S. 78-81.

43 *J.G. Büsch*, Theoretisch-Praktische Darstellung der Handlung in deren mannigfaltigen Geschäften, Th. 1, Hamburg 1792, S. 150.

44 *Steensgaard*, Growth, S. 140; vgl. jedoch die Zahlen für 1700 bei *Dunn*, Sugar, S.205 und dazu *Drescher*, Econocide, S. 234 Anm. 33; für Brasilien vgl. *Mauro*, Portugal, S. 278-281, 298-300; *Schwartz*, Plantations, S. 165-169, 422; *Alden*, Brazil, S. 627-631.

45 *Drescher*, a.a.O., S. 48, 78.

46 *Tarrade*, Commerce, t. 1, S. 34, t. 2, S. 747. Die Kaffeeimporte des nordatlantischen Wirtschaftsraums lagen 1788 bei ca. 55.000 t, hier berechnet nach *Tarrade*, a.a.O. (die geschmuggelte Menge wurde auf 1/8 der dort angegebenen offiziellen Menge geschätzt und dieser zugeschlagen); *Haudrère*, Compagnie, t. 3, S. 919; *J.P. van de Voort*, De westindische plantages van 1720 tot 1795. Financiën en handel, Diss. Nijmegen 1973, S. 237; *Steur*, Herstel, S. 243, 248 und dazu *Posthumus*, History, vol. 1, S. 182; *E. Boody Schumpeter*, English Overseas Trade Statistics, 1697-1808, Oxford 1960, S. 60; *Alden*, Brazil, S. 644; *S. Schroeder*, Cuba: A Handbook of Historical Statistics, Boston 1982, S. 246 (vgl. auch The Statistical History of the United States. From Colonial Times to the Present, New York 1976, S. 902: U 296); vgl. auch *Drescher*, a.a.O., S. 87-90, 204f., 241f.

auf dem Weltmarkt, aus; sie erhöhten sich zwischen 1651/60 und 1771/75 von 28 auf 3.230 t und stiegen bis in die neunziger Jahre weiter auf ca. 4.990 t.⁴⁷ Beträchtlich - von 770 auf 12.323 t - nahm zwischen 1719/25 und 1792/98 auch der Export von Tee aus Kanton nach Europa und Nordamerika zu.⁴⁸ Das vergleichsweise geringe Wachstum der englischen Tabakimporte aus dem Chesapeake Bay zwischen 1708/10 und 1771/75 - von 13.827 auf 45.567 t - wird man in erster Linie auf das bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts erreichte hohe Ausgangsniveau zurückführen können.⁴⁹

Hinter den genannten Zahlen verbergen sich große Fluktuationen. Daß die Produktion und damit auch das Angebot schwankten, war die selbstverständliche Folge von deren vergleichsweise geringer Intensität; denn je niedriger die Inputs an Arbeit und Kapital waren, desto stärker mußte von Jahr zu Jahr die Ernte variieren. Die Nachfrage war bei Produkten wie den Kolonialwaren, die sich nicht den für die Fristung des Lebensunterhalts unbedingt notwendigen zurechnen lassen und die deshalb eine hohe Nachfrageelastizität aufwiesen, nicht weniger instabil als das Angebot. Eine wichtige Variable war der Preis. Stieg er infolge einer schlechten Ernte oder in Erwartung einer solchen, war ein Rückgang der Nachfrage abzusehen. Einen Anstieg der Preise konnten auch kriegerische Auseinandersetzungen auslösen, sofern sie die Handelswege in Mitleidenschaft zogen. So zeichnen sich die Kriege zwischen 1689 und 1713 und der Siebenjährige Krieg deutlich in den Preiskurven für Zucker ab.⁵⁰ Fielen die Preise infolge einer Übersättigung der Märkte, verstärkten die Pflanzler ihre Produktionsanstrengungen, um Einkommensverluste auszugleichen. Dieses prozyklische Wirtschaftsverhalten mußte den Preisrückgang beschleunigen.⁵¹ Mitunter verdichtete sich das Auf und Ab der Preise für Kolonialwaren zu einem von überschießenden Erwartungen getragenen, spekulativ angeheizten Boom, der in einer mit einem Preissturz verbundenen schweren Krise endete.⁵²

Was die Preispolitik anlangt, waren die Handelskompanien, wo immer sich die Möglichkeit dazu bot, versucht, sich sowohl zum Monopolisten als auch zum Monopsonisten aufzuschwingen, um nicht nur die Verkaufspreise zu diktieren, sondern auch die Ankaufspreise auf ein Minimum zu drücken. Das lag vor allem dort nahe, wo eine Region ein Angebotsmonopol auf dem Weltmarkt besaß und wo es nur darauf ankam, sie sich, wenn nötig mit Waffengewalt, gefügig zu machen und alle gegenwärtigen und alle potentiellen Konkurrenten um deren Produkte auszuschalten. Das war die Politik der VOC auf den Molukken, seitdem sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts begonnen hatte, sich auf ihnen festzusetzen. Sie

47 *Rahn Phillips*, Growth, S. 92f.; *Alden*, Production, S. 132. Die Gesamtexporte aus Südamerika nach Europa beliefen sich 1790/99 auf ca. 6.063 t (Venezuela: ca. 65,8, Ecuador: ca. 16,5, Brasilien: ca. 15,2%; ebenda). Zu den Exporten der französischen Antillen und von Surinam - 1788/89 580 bzw. 326 t - vgl. *Tarrade*, Commerce, t. 1, S. 34 bzw. *van de Voort*, a.a.O., S. 237.

48 *Dermigny*, Chine, t. 2, S. 539.

49 *Price*, France, vol. 2, S. 843f.

50 *McCusker/Menard*, Economy, S. 157-159.

51 *Menard*, Industry, S. 115 und *Sacks*, Gate, S. 267.

52 Zur Krise von 1799 in Hamburg u. Bremen vgl. *J.G. Büsch*, Geschichtliche Beurtheilung der am Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen großen Handelsverwirrung, [Th. 1], Hamburg 1800, S. 16-45; *H.J. von Witzendorff*, Beiträge zur bremischen Handelsgeschichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: *Bremisches Jahrbuch* 43, 1951, S. 342-394, hier S. 372-374; dazu *W. Abel*, Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis, Hamburg 1974, S. 263f. sowie *A.W. Gayer/W.W. Rostow/A. Jacobson Schwartz*, The Growth and Fluctuation of the British Economy, 1790-1850. An Historical, Statistical, and Theoretical Study of Britain's Economic Development, vol. 1, Oxford 1953, S. 29, 33f.

schreckte hier selbst vor äußerst radikalen Maßnahmen nicht zurück. Zu ihnen gehörten die Konzentration der Produktion auf wenige Inseln bei Ausschaltung aller anderen Produktionsstandorte zum Zwecke der besseren Kontrolle, die Vernichtung der Ernte, wenn die vorgegebene Menge nicht eingehalten wurde, die Abholzung der Gewürznelken- und der Muskatnußbäume, wenn dauerhaft zu viel produziert wurde, und selbst - so 1621 auf den Banda-Inseln - die Ausrottung der Bevölkerung, wenn sie sich gegenüber der Monopolpolitik nicht gefügig zeigte, und die Anlage von mit Sklaven betriebenen Plantagen.⁵³ Aber auch in diesem Fall verbot es sich, die Preise zu sehr in die Höhe zu treiben. Zum einen drohte die Nachfrage zum Erliegen zu kommen, zum anderen konnten sich mögliche Konkurrenten angesichts der zu erwartenden immensen Gewinne ermutigt sehen, das Monopol zu durchbrechen.⁵⁴

Bei den klassischen Kolonialwaren der frühen Neuzeit fehlten für eine derartige Preispolitik die Voraussetzungen. Die chinesischen Teeanbaugebiete lagen außerhalb des Machtbereichs der großen Handelskompanien.⁵⁵ Die Produktionsstandorte von Zucker, Kaffee und Kakao hatten sich derart vervielfacht, daß alle Angebotsmonopole, sofern es solche überhaupt je gegeben hatte, zusammengebrochen waren.⁵⁶ Insgesamt gesehen setzte sich bei

53 *Glamann*, Trade, S. 92, 109f.; *M.A.P. Meilink-Roelofs*, Asian Trade and European Influence in the Indonesian Archipelago between 1500 and about 1630, Den Haag 1962, S. 207-222; *O. Prakash*, Restrictive Trade Regimes: VOC and the Asian Spice Trade in the Seventeenth Century, in: *R. Ptak/D. Rothermund* (Hg.), Emporia, Commodities and Entrepreneurs in Asian Maritime Trade, c. 1400-1750 (Beiträge zur Südasiensforschung, Bd. 141), Stuttgart 1991, S. 107-127, hier S. 110-116; vor allem *G.J. Knaap*, Kruidnagelen en christenen. De Verenigde Oost-Indische Compagnie en de bevolking van Ambon 1656-1696, Dordrecht 1987, S. 17-20, 234-259, hier auch S. 247-251 zur Extirpationskampagne von 1692 (damals wurde etwa die Hälfte der Gewürznelkenbäume auf Ambon und den Lease-Inseln abgeholzt); ferner *W.A. Hanna*, Indonesian Banda. Colonialism and its Aftermath in the Nutmeg Islands, Philadelphia 1978, S. 46-62 und *J.L. van Zanden*, The Rise and Decline of Holland's Economy. Merchant Capitalism and the Labour Market, Manchester 1993, S. 67-87; vgl. auch *Emmer u.a.* (Hg.), Wirtschaft, S. 213-216. Zum Handel der VOC mit ceylonischem Zimt vgl. *S. Arasaratnam*, Ceylon in the Indian Ocean Trade: 1500-1800, in: *A. Das Gupta/M. N. Pearson* (Hg.), India and the Indian Ocean 1500-1800, Calcutta 1987, S. 224-239, hier S. 228f.

54 *Glamann*, Trade, S. 93, 99; *Steengaard*, Revolution, S. 143. Trotz des Monopols war der Nettogewinn der VOC im Handel mit Gewürznelken, Muskatnuß und Muskatblüte in den Jahren 1759-1769 erstaunlich niedrig; vgl. *Steur*, Herstel, S. 82f., 217-227.

55 In Kanton stellte das "kollegiale (Außenhandels-)Monopol" (L. Dermigny, in dessen Besitz die Kaufleute-Korporation der Co-Hong war, eine Barriere dar, die ein Eindringen der europäischen Handelskompanien und Kaufleute in den chinesischen Wirtschaftsraum vorerst verhindern konnte; vgl. *Dermigny*, Chine, t. 1, S. 321-354; *Mui/Mui*, Management, S. 10-12; *Osterhammel*, China, S. 114-117. Zur Preisbildung auf dem Teemarkt von Kanton, der auf der Angebotsseite stärker konzentriert war als auf der Nachfrageseite, vgl. *Chaudhuri*, World, S. 403-406. Ähnlich war es auf dem Kaffeemarkt von Bayt al-Faqih; vgl. ebenda, S. 377-383. Der EIC gelang es allerdings schon bald, das Oligopol der Hong-Kaufleute aufzubrechen.

56 Zu den Ausnahmen gehörte es, daß die VOC in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts, d.h. zu einer Zeit, in der sie noch eine beherrschende Stellung auf dem Weltkaffeemarkt einnahm, gestützt auf ihre Position als Monopsonist und die ihr zur Verfügung stehenden ökonomischen und außerökonomischen Machtmittel, die Vernichtung eines beträchtlichen Teiles der Kaffeepflanzen auf West-Java erzwingen konnte, um einer drohenden Überproduktionskrise und dem mit ihr verbundenen Verfall der Preise zuvorzukommen; vgl. *G.C. Klerk de Reus*, Geschichtlicher Ueberblick der administrativen, rechtlichen und finanziellen Entwicklung der niederländisch-ostindischen Compagnie, Batavia 1894, S. 229-231; *Knaap*, Coffee, S. 46f.; *Glamann*, Trade, S. 210. Ein 1725/26 von der VOC unternommener Versuch, eine Einschränkung der Produktion durch eine radikale Senkung der zunächst relativ hohen Ankaufspreise um 70-75% zu erreichen, hatte nur einen begrenzten Erfolg gehabt; vgl. *Knaap*, a.a.O., S. 40f., 46f.

den Kolonialwaren ein allgemeiner Trend zur Reduktion der Preise durch.⁵⁷ Bei Zucker begann der massive Preisfall in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Am Ende der achtziger Jahre wurde er jedoch, hält man sich an die Londoner Großhandelspreise von einem vorübergehenden, bis zum Frieden von Utrecht andauernden Anstieg der Preise abgelöst. Es folgten nun jeweils längere Phasen des Preisanstiegs und des Preisfalls.⁵⁸ In Amsterdam verringerten sich die Börsenpreise für Muscovado-Zucker zwischen 1609 und 1781/90 um 43,4 Prozent, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß der Preisrückgang im 18. im Vergleich zum 17. Jahrhundert relativ mäßig war (vgl. Abb. 1).⁵⁹ Besonders drastisch war der Rückgang der Preise für Tabak vom Chesapeake Bay im 17. Jahrhundert; sie fielen zwischen 1616/20 und 1681/90 um insgesamt 96,5 Prozent. Seitdem lösten Phasen der Hausse und der Baisse einander ab (vgl. Abb. 2).⁶⁰ Russell R. Menard hat darauf hingewiesen, daß der Preisrückgang im 17. Jahrhundert nicht so sehr eine Folge von Überproduktion, sondern von Kostenreduktionen gewesen ist und daß diese es waren, die den Markt für Tabak in entscheidender Weise erweitert haben. Dieses im wesentlichen von der Angebotsseite angestoßene Wachstum wurde im 18. Jahrhundert von einem Wachstum abgelöst, das in erster Linie von der Nachfrageseite getragen wurde und das deshalb zeitweise steigende Preise durchaus zuließ.⁶¹ Bei Kaffee und Tee lagen die Jahre des massiven Preisfalls in den ersten vier Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts; danach verringerten sich die Preise sehr viel weniger stark. Der Großhandelspreis für Kaffee aus Java fiel in Amsterdam zwischen 1712/20 und 1731/40 um 45,9 und zwischen 1731/40 und 1781/90 um 9,5 Prozent, der für Tee der Sorte Bohea zwischen 1701/10 und 1731/40 um 79,0 und zwischen 1731/40 und 1781/90 um 36,7 Prozent (vgl. Abb. 3).⁶²

⁵⁷ Vgl. zum folgenden auch *H.H. Mauruschat*, Gewürze, Zucker und Salz im vorindustriellen Europa. Eine preisgeschichtliche Untersuchung, Diss. Göttingen 1975, S. 124-177 sowie die Tabellen im Anhang. Zur Rolle der Transportkosten *R.R. Menard*, Transport Costs and Long-Range Trade, 1300-1800: Was there a European "Transport Revolution" in the Early Modern Era?, in: *Tracy (Hg.)*, *Economy*, S. 228-275.

⁵⁸ *McCusker/Menard*, *Economy*, S. 157-159; *Sheridan*, *Sugar*, S. 392, 397, 496f.

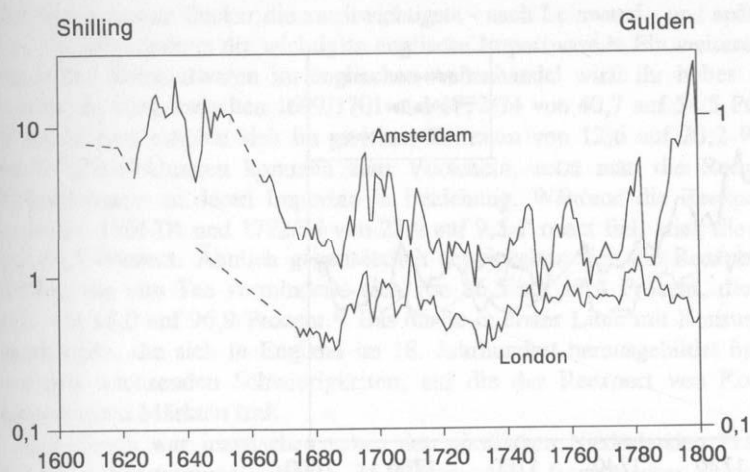
⁵⁹ *Posthumus*, *History*, vol. 1, S. 119f. In Amsterdam sanken zwischen 1701/10 und 1781/90 die Preise um 10,1%, während sie in London zwischen 1701/10 und 1781/90 um 7,2% stiegen. Quellen zu Abb. 1: *McCusker/Menard*, *Economy*, S. 158; *J.D. McCusker*, *The Rum Trade and the Balance of Payments of the Thirteen Continental Colonies, 1650-1775*, Ph.D. University of Pittsburgh 1970, S. 1143; *Edwards*, *History*, vol. 2, S. 267; *Deerr*, *History*, vol. 2, S. 530f. (1779-1800: arithmetisches Mittel des niedrigsten und des höchsten Preises je Jahr); *Posthumus*, a.a.O., S. 119-121, 139-141; *J.J. Reesse*, *De suikerhandel van Amsterdam van het begin der 17de eeuw tot 1813*, Haarlem 1908, S. CXXI (fehlende Werte in der Amsterdamer Preisserie für Muscovado-Zucker wurden mit Hilfe der Preise für raffinierten Zucker und für Zucker aus Essequibo, Surinam und St. Eustatius rekonstruiert; in allen anderen Fällen wurden sie, sofern nicht mehr als drei fehlten, mittels linearer Interpolation geschätzt). Für die Anfertigung der Gaphiken danke ich Frau Birgit Sippel.

⁶⁰ *Menard*, *Industry*, S. 113-116, 123-161; *McCusker/Menard*, *Economy*, S. 120-126; Quellen zu Abb. 2: *Menard*, *History*, S. 157-161; *Statistical History*, S. 1198; Z 579 und Z 582.

⁶¹ *Menard*, *Industry*, S. 155f.; *McCusker/Menard*, a.a.O., S. 122-124, für das Wachstum der Zuckerproduktion ebenda, S. 159-161.

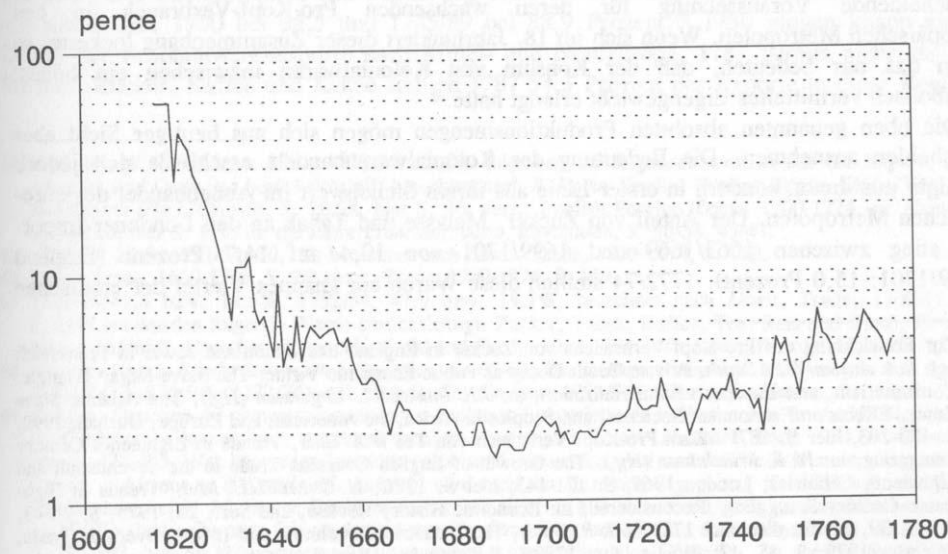
⁶² *Glamann*, *Trade*, S. 285f.; *Posthumus*, *History*, vol. 1, S. 181f., 189f. Kaffee aus Mocha in Amsterdam: 1701/10-1731/40: -42,7%, 1731/40-1781/90: +5,4%, Kaffee aus Surinam in Amsterdam: 1731/40-1781/90: -6,8%, Bohea-Tee in Kanton: 1716/20-1731/40: -61,4%, 1731/40-1781/90: -7,4%; vgl. *Glamann*, a.a.O., S. 285f.; *Posthumus*, a.a.O., S. 184-187; *Dermigny*, *Chine*, t. 2, S. 546-549 und dazu ebenda, S. 550ff. Die Entwicklung der Kakao-Preise (Caracas-Kakao in Amsterdam) wuch hiervon sehr stark ab: 1701/10-1731/40: +58,7%, 1731/40-1781/90: -30,4%; vgl. *Posthumus*, a.a.O., S. 195-197.

Abbildung 1: Großhandelspreise von Muscovado-Zucker in London und Amsterdam (1609-1800)
(in Shilling bzw. Gulden je kg; halblogarithmischer Maßstab)



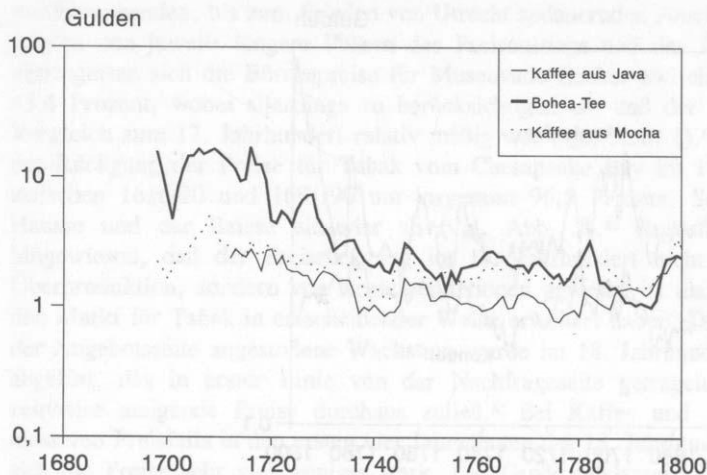
Quelle: vgl. Anmerkung 59.

Abbildung 2: Farmpreise von Chesapeake-Tabak (1616-1775)
(in pence der lokalen Wahrung je kg; halblogarithmischer Maßstab)



Quelle: vgl. Anmerkung 60.

Abbildung 3: Großhandelspreise von Kaffee aus Mocha, Kaffee aus Java und Bohea-Tee in Amsterdam (1698-1800)
(in Gulden je kg; halblogarithmischer Maßstab)



Quelle: vgl. Anmerkung 62.

Der Rückgang der Preise für Kolonialwaren war ohne Zweifel eine wichtige, wenn nicht entscheidende Voraussetzung für deren wachsenden Pro-Kopf-Verbrauch in den europäischen Metropolen. Wenn sich im 18. Jahrhundert dieser Zusammenhang lockerte, so kann das nur bedeuten, daß der Konsum von Kolonialwaren inzwischen ein hohes, symbolisch vermitteltes Eigengewicht erlangt hatte.⁶³

Die oben genannten absoluten Produktionsmengen mögen sich aus heutiger Sicht eher bescheiden ausnehmen. Die Bedeutung des Kolonialwarenhandels erschließt sich jedoch weniger von ihnen, sondern in erster Linie aus ihrem Stellenwert im Außenhandel der europäischen Metropolen. Der Anteil von Zucker, Melasse und Tabak an den Londoner Importen stieg zwischen 1663/1669 und 1699/1701 von 10,4 auf 14,7 Prozent (England 1699/1701: 15,0 Prozent). 1772/74 stellten diese Waren ein knappes Viertel der englischen

⁶³ Zur Entwicklung des Pro-Kopf-Verbrauchs von Zucker in England und Schottland sowie in Frankreich vgl. R.A. Austen/W.D. Smith, Private Tooth Decay as Public Economic Virtue: The Slave-Sugar Triangle, Consumerism, and European Industrialization, in: J.E. Inikori/S.L. Engerman (Hg.), The Atlantic Slave Trade. Effects on Economies, Societies, and Peoples in Africa, the Americas, and Europe, Durham 1992, S. 183-203, hier S. 187f.; Zum Pro-Kopf-Verbrauch von Tee W.A. Cole, Trends in Eighteenth Century Smuggling, in: W. E. Minchinton (Hg.), The Growth of English Overseas Trade in the Seventeenth and Eighteenth Centuries, London 1969, S. 121-143, hier S. 127f.; H.-C. Muil/L.H. Mui, 'Trends in Eighteenth-Century Smuggling' Reconsidered, in: Economic History Review, 2nd Ser., 28, 1975, S. 28-43, hier S. 39, 41; für die Jahre 1784/86ff. R. Davis, The Industrial Revolution and British Overseas Trade, Leicester 1979, S. 45, 47; für die Jahre 1789ff. B.R. Mitchell, British Historical Statistics, Cambridge 1988, S. 709. Vgl. jetzt auch C. Shammas, The Pre-industrial Consumer in England and America, Oxford 1990, S. 77-86 und dies., Changes in English and Anglo-American Consumption from 1550 to 1800, in: Brewer/Porter (Hg.), Consumption, S. 177-205, hier S. 177-185.

Importe.⁶⁴ Erweitert man diese Warengruppe um Kaffee, Tee, Reis, Pfeffer und alkoholische Getränke, ergibt sich für 1699/1701 ein Anteil von 17,0 Prozent an den Importen. Er erhöhte sich bis 1772/74 auf 36,9 Prozent.⁶⁵ Spätestens seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts war Zucker die zweitwichtigste - nach Leinwand - und spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die wichtigste englische Importware.⁶⁶ Ein weiteres Schlaglicht auf die Rolle der Kolonialwaren im englischen Außenhandel wirft ihr hoher Anteil am Reexporthandel. Er stieg zwischen 1699/1701 und 1772/74 von 40,7 auf 54,5 Prozent; ihr Anteil am Gesamtexport erhöhte sich im gleichen Zeitraum von 12,6 auf 20,2 Prozent.⁶⁷ Aufschlußreiche Entwicklungen kommen zum Vorschein, setzt man die Reexporte der einzelnen Kolonialwaren zu deren Importen in Beziehung. Während die Reexportquote von Zucker zwischen 1701/04 und 1772/74 von 27,8 auf 9,5 Prozent fiel, stieg die von Tabak von 55,1 auf 88,3 Prozent. Ähnlich gegensätzlich entwickelten sich die Reexportraten von Tee und Kaffee: die von Tee verminderte sich von 86,5 auf 17,4 Prozent, die von Kaffee erhöhte sich von 18,0 auf 96,9 Prozent.⁶⁸ Das dürfte in erster Linie mit Konsumpräferenzen zusammenhängen, die sich in England im 18. Jahrhundert herausgebildet hatten, zum Teil auch mit den wachsenden Schwierigkeiten, auf die der Reexport von Kolonialwaren auf den europäischen Märkten traf.

Auf diesen war inzwischen neben den nördlichen Niederlanden Frankreich als weiterer Akteur in Erscheinung getreten. 35,2 Prozent der französischen Importe entfielen sowohl 1716 als auch 1787 auf Kolonialwaren. Ihr Anteil an den Exporten stieg im gleichen Zeitraum von 17,7 auf ca. 33,0 Prozent. Gleichzeitig verminderte sich der Anteil der Kolonialwaren, die Frankreich nicht direkt aus Übersee, sondern über die mit ihm im Konkurrenzverhältnis stehenden europäischen Metropolen einfuhrte, von 34,6 auf 21,4 Prozent.⁶⁹ Die Reexportquote von Zucker lag 1750 bei 59,6 und 1785/89 bei 69,4 Prozent, die von Kaffee 1750 bei 95,5 und 1785/89 bei 88,9 Prozent.⁷⁰ 1750 gingen knapp zwei Drittel der Kolonialwarenxporte nach Mittel- und Nordeuropa, 1787 bereits mehr als 80 Prozent. Zucker, Kaffee und Kakao stellten 1787 54,3 Prozent der Exporte in diese Region

64 1722/24: 17,6, 1752/54: 22,7, 1772/74: 22,6% (hier und im folgenden wurden nur die Importe aus Amerika und Ostindien berücksichtigt), berechnet nach R. Davis, *English Foreign Trade, 1660-1700*, in: *Minchinton (Hg.)*, *Growth*, S. 78-98, hier S. 96; *ders.*, *English Foreign Trade, 1700-1774*, in: ebenda, S. 99-120, hier S. 119; für die Jahre 1784/86ff. *ders.*, *Revolution*, S. 36-38, 43-47.

65 1722/24: 22,3, 1752/54: 30,7%, berechnet nach Davis, *Trade, 1700-1774*, S. 119.

66 Davis, *Trade, 1660-1700*, S. 96; *ders.*, *Trade, 1700-1774*, S. 119.

67 1722/24: 41,4 bzw. 14,5%, 1752/54: 47,9 bzw. 14,1%, berechnet nach Davis, *Trade, 1700-1774*, S. 119f. (es wurden folgende Waren berücksichtigt: Zucker, Tabak, Kaffee, Tee, Reis und Rum); für die Jahre 1761/65ff. *Drescher*, *Econocide*, S. 80 und für die Jahre 1784/86ff. *Davis*, *Revolution*, S. 31-33.

68 Berechnet nach *Boody Schumpeter*, *Statistics*, S. 60-62. Die Reexportraten von Rum stiegen von 0,4% (1701/04) auf 33,9% (1772/74); vgl. ebenda. Für die Jahre 1794/96ff. *Davis*, *Revolution*, S. 31f.

69 P. Léon, *Structure du commerce extérieur et évolution industrielle de la France à la fin du XVIIIe siècle*, in: *Conjoncture économique, structures sociales. Hommage à Ernest Labrousse*, Paris 1974, S. 407-432, hier S. 423-425. Was hier unter "produits coloniaux" verstanden wird und welche Waren der "commerce d'Asie, d'Afrique et d'Amérique" umfaßte, wird nicht im einzelnen angegeben; für 1750 vgl. die Aufschlüsselung bei M. Morineau, *Quelques recherches relatives à la balance du commerce extérieur français au XVIIIe siècle: Ou cette fois un égale deux*, in: *ders.*, *Pour une histoire économique vraie*, Lille 1985, S. 277-293, hier S. 293 und *ders.*, *Trois contributions au colloque de Göttingen*, in: ebenda, S. 349-390, hier S. 369f. 1750 belief sich der Anteil der Kolonialwaren an den französischen Exporten auf 16,9%.

70 M. Morineau, *Communications*, S. 375; *Tarrade*, *Commerce*, t. 2, S. 753; 1775/77: 74,9 bzw. 84,9%. Kakao: 1775/77: 48 und 1785/89: [63,6]%

(1750: 33,7 Prozent).⁷¹ Frankreich entwickelte sich im 18. Jahrhundert zum kolonialen "Lagerhaus" (Paul Butel) von Mittel- und Nordeuropa. 1783 gingen von Bordeaux, dem wichtigsten auf den kolonialen Raum ausgerichteten Hafen von Frankreich, 46 Prozent des exportierten Kaffees nach Hamburg, 20 Prozent nach Bremen und nur 17 Prozent nach Amsterdam; bei Zucker lag Amsterdam mit 27 Prozent noch vor Hamburg mit 21 Prozent und den preußischen Häfen mit 17 Prozent.⁷² Zu Recht hat Morineau davon gesprochen, daß sich der französische Außenhandel im 18. Jahrhundert "kolonialisiert" habe.⁷³

Die Niederlande hatten inzwischen im internationalen Kolonialwarenhandel an Bedeutung eingebüßt. In der Mitte des 17. Jahrhunderts, vor allem während der Zeit, in der die holländische West-Indische Compagnie (WIC) die brasilianischen Zuckeranbauregionen unter ihre Kontrolle gebracht hatte, beherrschten sie den Weltzuckermarkt. Um 1640 beliefen sich die holländischen Zuckereinfuhren auf nahezu 5000 t jährlich. Auch nach dem Verlust von Brasilien blieben die Niederlande dank ihrer Präsenz in der Karibik im Weltzuckerhandel vorerst noch dominierend.⁷⁴ Es gibt leider nur wenige Ziffern, die den Außenhandel der Niederlande erhellen. 1667/68 entfielen auf Kolonialwaren ca. 12 Prozent der Einfuhren und 16 Prozent der Ausfuhren von Amsterdam.⁷⁵ 1635/45 bestanden 8,8 Prozent der niederländischen Exporte nach Frankreich aus Zucker und 14,9 Prozent aus Pfeffer und feinen Gewürzen. Frankreich lieferte keine Kolonialwaren an die Niederlande. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sich die Situation völlig verändert. 50,7 Prozent der französischen Exporte in die Niederlande bestanden 1750 nunmehr aus Kolonialwaren, darunter insbesondere Zucker, Kaffee und Tee, während der Anteil der Kolonialwaren an den niederländischen Exporten nach Frankreich bei 21,9 Prozent verharrte.⁷⁶ Auch Hamburg bezog seine Kolonialwaren um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Gegensatz zum 17. Jahrhundert nicht mehr in erster Linie über die Niederlande.⁷⁷ Nach einer jüngst angestellten Berechnung

⁷¹ Morineau, a.a.O., S. 368, 373f.

⁷² P. Butel, La croissance commerciale bordelaise dans la seconde moitié du XVIIIe siècle, t. 1-3, Lille 1973, hier t. 1, S. 253f, 297, 309f.; ders., Les négociants bordelais, l'Europe et les Iles au XVIIIe siècle, Paris 1974, S. 50, 65f., 402; ders., France, the Antilles, and Europe in the Seventeenth and Eighteenth Centuries: Renewals of Foreign Trade, in: Tracy (Hg.), Rise, S. 153-173, hier S. 163-168 (jeweils unter Einschluß der Kolonialwaren, die in Frankreich verblieben). Zur dominierenden Position von Frankreich in der Versorgung des Ostseeraums mit Kolonialwaren bis 1791 vgl. H.Ch. Johansen, How to Pay for Baltic Product?, in: W. Fischer u.a. (Hg.), The Emergence of a World Economy 1500-1914. Papers of the IX. International Congress of Economic History, Part 1, Wiesbaden 1986, S. 123-142, hier S. 133-138.

⁷³ Morineau, Communications, S. 375.

⁷⁴ J.I. Israel, Dutch Primacy in World Trade, 1585-1740, Oxford 1989, S. 162-170, 236-244, 279-282; Reesse, Suikerhandel, S. 30-32 und dazu ebenda, S. CXIII, CXX; Mauro, Portugal, S. 272, 291f.; Steensgaard, Growth, S. 132-136.

⁷⁵ H. Brugmans, Statistiek van den in- en uitvoer van Amsterdam, 1 oktober 1667 - 30 september 1668, in: Bijdragen en mededeelingen van het Historisch Genootschap 19, 1898, S. 125-183 (Mengenangaben), Wertangaben nach: M. Morineau, Hommage aux historiens hollandais et contribution à l'histoire économique des Provinces-Unies, in: M. Aymard (Hg.), Dutch Capitalism and World Capitalism. Capitalisme hollandais et capitalisme mondial, Cambridge 1982, S. 285-304, hier S. 295-299.

⁷⁶ M. Morineau, La balance du commerce franco-néerlandais et le resserrement économique des Provinces-Unies au XVIIIème siècle, in: Economisch-historisch Jaarboek 30, 1965, S. 170-235, hier S. 174, 180, 210, 218.

⁷⁷ F. Röhlk, Schifffahrt und Handel zwischen Hamburg und den Niederlanden in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts (VSWG Beiheft 60), Wiesbaden 1973, T. 1, S. 89-100. Zur Herkunft der Kaffee-Einfuhren von Bremen vgl. H. Müller, Aus den Anfängen des Kaffeehandels an der Weser, in: D. Brosius u.a. (Hg.), Geschichte in der Region. Zum 65. Geburtstag von Heinrich Schmidt, Hannover 1993, S. 287-296, hier S. 292, 295f.

waren 1752/54 die englischen Kolonialwareneinfuhren fast dreimal so groß wie die niederländischen; nur bei Gewürzen und Kaffee lagen die letzteren weiterhin vorn.⁷⁸ Wie weit der Verfall des niederländischen Stapelmarkts für Kolonialwaren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fortschreiten sollte, wird am Kolonialwarenhandel zwischen den Niederlanden und Frankreich deutlich: 1789 bestanden nur noch 8,9 Prozent der niederländischen Exporte nach Frankreich aus Kolonialwaren, während sich ihr Anteil in der Gegenrichtung inzwischen auf 81,9 Prozent belief.⁷⁹

Wie wichtig inzwischen Kolonialwaren im internationalen Handel geworden waren, zeigt der Umstand, daß sich die Verschiffung von kolonialen Produkten durch den Sund nach Osten zwischen 1700/09 und 1780/83 der Menge nach mehr als verzehnfachte.⁸⁰ In den deutschen Einzelstaaten erreichte der Anteil der Kolonialwaren am Gesamtimport mitunter eine beachtliche Höhe. In Bayern lag er in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei ca. 18 Prozent, in Preußen 1795/96 bei ca. 15 Prozent (hier einschließlich der Kolonialwaren in verarbeiteter Form).⁸¹

*

1745 veröffentlichte Malachy Postlethwayt in London eine Schrift mit dem Titel "The African Trade, the Great Pillar and Support of the British Plantation Trade in America, ...", in der er auf "the necessary Connection and Dependency between the Plantation and African Trades" hinwies und darauf, "that the one cannot subsist without the other"; denn "the Business of Planting in our British Colonies, as well as in the French, is carried on by the Labour of Negroes, imported thither from Africa." Und er fragte: "Are we not indebted to those valuable People, the Africans, for our Sugars, Tobaccoes, Rice, Rum, and all other Plantation Produce?"⁸² Das war gewiß nicht mehr als eine rhetorische Frage dieses literarischen Propagandisten der "Royal African Company". Wichtig ist in unserem Zusammenhang etwas anderes: Der Handel mit "Kolonialwaren" stand nicht für sich allein; er partizipierte an umfassenden Netzwerken: den verschiedenen Spielarten des Dreieckshandels im atlantischen Wirtschaftsraum, dem sogenannten "country trade" in Asien, dem direkten Handel zwischen Kolonie bzw. Handelsstützpunkt und Mutterland, dem Reexporthandel in Europa und dem Detailhandel. Der atlantische Dreieckshandel, d.h. der Export von europäischen Waren nach Afrika, von Sklaven nach Amerika und von Kolonialwaren nach Europa,

⁷⁸ Steensgaard, Growth, S. 147-151.

⁷⁹ Morineau, Balance, S. 204, 231; vgl. auch van de Voort, Plantages, S. 142-152. Zum Verfall des niederländischen Stapelmarkts im 18. Jahrhundert vgl. J. de Vries, De economische achteruitgang der Republiek in de achttiende eeuw, Leiden 1968, S. 29-38. Zum Aufstieg der USA als eines wichtigen Reexporteurs von Kolonialwaren seit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts vgl. D.C. North, The Economic Growth of the United States, 1790-1860, Englewood Cliffs 1961, S. 25f., 38f.

⁸⁰ Johansen, How to Pay, S. 128f.

⁸¹ E. Schremmer, Die Wirtschaft Bayerns. Vom hohen Mittelalter bis zur Industrialisierung. Bergbau, Gewerbe, Handel, München 1970, S. 651f.; P. Behre, Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen bis zur Gründung des Königlichen Statistischen Bureaus, Berlin 1905, S. 356f. und dazu K.H. Kaufhold, Schwerpunkte des preußischen Exportgewerbes um 1800, in: F. Matis/J. Riedmann (Hg.), Exportgewerbe und Außenhandel vor der Industriellen Revolution. Festschrift für G. Zwanowetz anlässlich der Vollendung des 65. Geburtstages, Innsbruck 1984, S. 243-260, hier S. 246f.

⁸² M. Postlethwayt, The African Trade, the Great Pillar and Support of the British Plantation Trade in America, London 1745, S. 5f. (hier nach dem Nachdruck in: ders., Selected Works, vol. 1, o.O. u.J.). Zu Postlethwayt vgl. E.A.J. Johnson, Predecessors of Adam Smith. The Growth of British Economic Thought, New York 1965 (1937), S. 185-205, hier S. 188f.

und zwar auf jeweils demselben Schiff während einer Rundfahrt, die es über Afrika und Amerika zurück nach Europa führte, gilt seit einiger Zeit nicht mehr als ein Mythos.⁸³ Es gibt in der Tat keinen Zweifel daran, daß es zwei verschiedene Flotten waren, die im Sklavenhandel und im direkten Handel mit Westindien engagiert waren. Darauf weist allein schon der Umstand hin, daß die Schiffe, die den Direktverkehr mit Westindien aufrechterhielten, wesentlich größer waren als die Sklavenschiffe, während ihre Mannschaftsstärke bei weitem nicht die der letzteren erreichte.⁸⁴ Nur ein relativ geringer Teil des westindischen Zuckers wurde auf Sklavenschiffen nach Europa gebracht; nach Zahlen, die für Jamaica vorliegen, schwankte er zwischen einem und 25 Prozent.⁸⁵ Eine Schätzung, die für Frankreich vorliegt, geht davon aus, daß für den direkten Handel, den Handel "en droiture", die vierfache Tonnage benötigt wurde wie für den Sklavenhandel. Das heißt jedoch nicht, daß die Sklavenschiffe mit Ballast aus Westindien nach Europa zurückkehrten. Das versuchten ihre Kapitäne auf jeden Fall zu vermeiden.⁸⁶ Es bestand demnach nur in begrenztem Maße ein realer Zusammenhang zwischen den beiden ersten und dem dritten Schenkel des Dreiecks. Umso enger war er dafür in logischer Hinsicht. Da der Sklavenbevölkerung die Möglichkeit der generativen Reproduktion genommen und damit die Rekrutierung der jeweils neuen Sklavengeneration gleichfalls an den atlantischen Sklavenhandel gebunden war, fiel diesem die Aufgabe zu, den Arbeitskräftebedarf der Plantagenwirtschaften dauerhaft sicherzustellen. Die Plantagenbesitzer hatten sich, wie 1807 William Wilberforce schrieb, dem "system of working out their slaves in a few years, and recruiting their gangs with imported Africans" verschrieben.⁸⁷ Der Zusammenhang, der sich zwischen den drei Teilbereichen des atlantischen Dreiecks herauskristallisiert hatte, war also untrennbar. Neben diesem Dreieck zwischen Europa, Afrika und der "erweiterten Karibik" bildete sich im 18. Jahrhundert ein weiteres Dreieck heraus; man könnte es ein quasi illegitimes Kind des ersten Dreiecks nennen: Neuenglische Kaufleute brachten an die Goldküste in erster Linie Rum, tauschten ihn dort gegen Sklaven ein, verkauften diese in Westindien und erwarben hier Melasse, die hinwieder in Neuengland in Rum umgewandelt wurde. Dank der Tatsache, daß sich dieses Dreieck an das erste, in den europäischen Metropolen verankerte Dreieck anlehnen konnte, funktionierte es als ein nahezu geschlossener Kreislauf von Kolonialwaren und Sklaven.⁸⁸ In dieser Hinsicht hatte es Ähnlichkeiten mit dem direkten Handel zwischen

83 H.S. Klein, Neuere Interpretationen des atlantischen Sklavenhandels, in: *Geschichte und Gesellschaft* 16, 1990, S. 141-160, hier S. 148f. und *ders.*, *Passage*, S. 163f. (hier weitere Literaturangaben).

84 Ebenda, S. 164-169.

85 W.E. Minchinton, The Triangular Trade Revisited, in: H.A. Gemery/J.S. Hogendorn (Hg.), *The Uncommon Market. Essays in the Economic History of the Atlantic Slave Trade*, New York 1979, S. 331-352, hier S. 341-343.

86 Tarrade, *Commerce*, t. 1, S. 113-115; J. Meyer, L'armement nautique dans la deuxième moitié du XVIIIe siècle, Paris 1969, S. 228-231; keine näheren Angaben finden sich dazu bei R.L. Stein, *The French Slave Trade in the Eighteenth Century. An Old Regime Business*, Madison 1979, S. 95-118 und für den holländischen Sklavenhandel bei Postma, *Dutch*, S. 149-173. Vgl. auch die Hinweise bei Ch. Degn, *Die Schimmelmännchen im atlantischen Dreieckshandel. Gewinn und Gewissen*, Neumünster 1974, S. 166f.

87 W. Wilberforce, A Letter on the Abolition of the Slave Trade, Addressed to the Freeholders and Other Inhabitants of Yorkshire, London 1807, S. 243f., hier zitiert nach R.B. Sheridan, *Doctors and Slaves. A Medical and Demographic History of Slavery in the British West Indies, 1680-1834*, Cambridge 1985, S. 247 und dazu ebenda, S. 222-248; Dunn, *Sugar*, S. 313-325; Schwartz, *Plantations*, S. 346-378; für die beiden ersten Jahrzehnte nach der Abschaffung des Sklavenhandels B.W. Higman, *Slave Population and Economy in Jamaica, 1807-1834*, Cambridge 1976, S. 99-138.

88 J.A. Coughtry, *The Notorious Triangle: Rhode Island and the African Slave Trade, 1700-1807*, Ph.D.

Brazilien und Afrika, und zwar weniger dem zwischen Rio de Janeiro und Angola als dem zwischen Bahia und der Küste von Mina (Dahomey): Diese lieferte Sklaven, Bahia Tabak dritter Qualität, dessen Absatz in Portugal verboten war. Die Aufbereitung dieses minderwertigen Tabaks mit Melasse hatte ihn zu einer derart begehrten Ware gemacht, daß er alle anderen Waren auf den Märkten am Golf von Benin ausstach.⁸⁹

Die Plantagenökonomie war in hohem Maße kreditabhängig, wozu sowohl der große Bedarf an Kapital als auch dessen schnelle Wertminderung, sobald es einmal investiert war, wesentlich beitrugen. Das konnte nicht ohne Rückwirkungen auf den Handel mit Plantagenprodukten bleiben; denn ein großer Teil des Kreditbedarfs wurde von Handelskrediten abgedeckt.⁹⁰ Nachdem sich in den englischen Kolonien in Westindien die zunächst gegebene enge Verbindung zwischen Produktion und Handel gelöst hatte, wurde der Handel mit England von in der Metropole ansässigen Kaufleuten betrieben, sei es daß sie das Geschäft an Ort und Stelle den Schiffskapitänen oder Frachtführern überließen oder daß sie Faktoren in der Karibik unterhielten, die sowohl die aus der Metropole herangeschafften Waren vertrieben als auch die einschlägigen Kolonialwaren einkauften und auch Handelskredite - zumeist bis zur Ernte - einräumten.⁹¹ Dieses "merchant system" wurde am Ende des 17. Jahrhunderts weitgehend von einem auf London zentrierten Kommissionssystem abgelöst. Die Pflanzer übernahmen die Versendung des Zuckers nach England und beauftragten dort einen Kaufmann mit dessen Vermarktung auf Kommissionsbasis; diesem oblag es darüber hinaus, für die Pflanzer Waren zu beschaffen, ihnen mit Krediten auszuweichen und sich für sie als Bankier zu betätigen.⁹² Zusammen mit den "absentee planters", die sich in England niedergelassen hatten, und den Agenten der einzelnen kolonialen Regierungen bildeten die Kommissionäre, die von ihrer Herkunft her zumeist eng mit Westindien verbunden waren, das mächtige Londoner "Westindia interest".⁹³

Im Handel zwischen Frankreich und seinen Besitzungen in der Karibik blieb es, von Ausnahmen abgesehen, bei der alten Praxis, allerdings mit der Besonderheit, daß hier Schiffskapitänen eine wichtige Rolle bei der Abwicklung des Handels zufiel. Daneben griffen die Handelshäuser des Mutterlandes auch auf die Dienste von Kaufleuten zurück, die

University of Wisconsin, Madison 1978, S. 24f., 174-192, 430, 491-493 (die Druckfassung von 1981 war mir nicht zugänglich).

89 P. Verger, Flux et reflux de la traite des nègres entre le Golfe de Bénin et Bahia des Todos os Santos du XVIIe au XIXe siècle, Paris 1958, S. 10f., 28-34; J.C. Miller, Way of Death. Merchant Capitalism and the Angolan Slave Trade, 1730-1830, Madison 1988, S. 328f., 462; vgl. Klein, Passage, S. 41f.

90 Dazu vor allem Sheridan, Sugar, S. 264-273; J.M. Price, Capital and Credit in British Overseas Trade: The View from the Chesapeake, 1700-1776, Cambridge, Mass. 1980, S. 15-17; J.D. Clark, La Rochelle and the Atlantic Economy during the Eighteenth Century, Baltimore 1981, S. 140-150; ferner van de Voort, Plantages, S. 83-117, 153-196; G. Oostindie, Roosenburg en Mon Bijou. Twee Surinaamse plantages, 1720-1870, Dordrecht 1989, S. 289-294; vgl. auch K.G. Davies, The Royal African Company, London 1957, S. 317-325. Zum folgenden auch J.M. Price, Transaction Costs: A Note on Merchant Credit and the Organization of Private Trade, in: Tracy (Hg.), Economy, S. 276-297, hier S. 277-283.

91 Pares, Merchants, S. 29-33; Sheridan, Sugar, S. 269-281, 319-328.

92 K.G. Davies, The Origins of the Commission System in the West India Trade, in: Transactions of the Royal Historical Society, 5th Ser., 2, 1952, S. 89-107, hier S. 91 f., 94-104; Pares, a.a.O., S. 33-37; ders., A West-India Fortune, London 1950, S. 186-206; ders., A London West India Merchant House, 1740-1769, in: ders., The Historian's Business and Other Essays, Oxford 1961, S. 198-226, hier S. 206-214; Sheridan, a.a.O., S. 282-305, 328-332.

93 Vgl. dazu R.B. Sheridan, The Molasses Act and the Market Strategy of the British Sugar Planters, in: Journal of Economic History 17, 1957, S. 62-83, hier S. 69-71.

für sie auf den Inseln als Kommissionäre arbeiteten. Manche errichteten auch Filialien auf den Antillen und betrieben über sie den Einkauf des Zuckers und anderer Kolonialwaren.⁹⁴ Man hat darüber gerätselt, warum sich das Kommissionssystem mit der Basis im Mutterland zwar in der englischen, nicht aber in der französischen Karibik durchgesetzt hat. Unter den Gründen, die K.G. Davies und Richard Pares namhaft gemacht haben, dürften zwei von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein: der Aufstieg einer Gruppe von großen Plantagenbesitzern insbesondere auf Barbados, die willens waren, die Produkte ihrer Plantage auf eigene Kosten nach London zu schaffen, und denen daran gelegen war, hier jemanden zur Hand zu haben, der ihre ökonomischen, sozialen und politischen Interessen wirkungsvoll vertrat, sowie der unter den englischen Pflanzern sehr viel weiter verbreitete Absentismus und deren damit im Zusammenhang stehende starke Angewiesenheit auf London als Finanzplatz.⁹⁵ Diese Variante des Handels zwischen Kolonie und Mutterland dürfte im übrigen dazu beigetragen haben, daß das Verhältnis zwischen Pflanze und Kaufmann anders als auf den französischen Antillen vergleichsweise spannungsfrei blieb.

Der Handel mit nordamerikanischem Tabak nahm eine entgegengesetzte Entwicklung. Auch hier gewann wie im Zuckerhandel zwischen etwa 1690 und 1720 das Kommissionsystem mit Zentrum in London an Boden. Dann setzte sich jedoch der direkte Handel durch. Es entstanden in England und Schottland wenige, relativ große Firmen, die sich des direkten Handels mit Tabak annahmen. Gleichzeitig verlagerte er sich nach Norden, nach Whitehaven und insbesondere nach Glasgow. Schottische Firmen errichteten am Chesapeake Bay eine Vielzahl von Niederlassungen, von denen aus ihre Supercargoes, unter Ausnutzung von Kreditbeziehungen, den Einkauf des Tabaks betrieben. Am Vorabend der Amerikanischen Revolution wurden etwa zwei Drittel der Tabakernte auf diese Weise vermarktet. Einen erheblichen, wenn nicht entscheidenden Anteil an der Entstehung relativ großer Handelshäuser, dem Übergang zum direkten Handel und der Nordwanderung hatten, wie Jacob M. Price zeigen konnte, die massiven Einkäufe des französischen Tabakmonopols. Der "monopsonistische Druck" der französischen Agenten begünstigte die Konzentration des Handels in immer weniger Händen. Die Firmen, deren Wachstum auf diese Weise begünstigt wurde, waren ihrerseits, wenn sie den Anforderungen der französischen Aufkäufer genügen wollten, gezwungen, sich den Tabak auf direktem Wege zu beschaffen. Tabak war im Norden Englands und in Schottland etwas billiger. Diesen Preisunterschied konnten große Aufkäufer eher nutzen als kleine. So erklärt es sich, daß das französische Tabakmonopol seine Aufkäufe in den Norden lenkte. Die finanziellen Nöte der französischen Monarchie, die ihren Niederschlag in der Gründung des Tabakmonopols gefunden hatten, wirkten sich bis weit in den atlantischen Wirtschaftsraum hinein aus.⁹⁶

⁹⁴ *Tarrade*, Commerce, t. 1, S. 115-136; *Butel*, Négociants, S. 229-239; *R.L. Stein*, The French Sugar Business in the Eighteenth Century, Baton Rouge 1988, S. 79-84; vgl. auch *Ph.D. Curtin*, The Rise and Fall of the Plantation Complex. Essays in Atlantic History, Cambridge 1990, S. 139-141.

⁹⁵ *Davies*, Origins, S. 101-104 und *Pares*, Merchants, S. 33-37. Ein weiterer Grund war das abnehmende Interesse der englischen Kaufleute am direkten Handel mit westindischem Zucker, seitdem es immer schwieriger geworden war, die nach Westindien in See stehenden Schiffe mit Waren zu füllen - eine Folge der abnehmenden Zahl der Weißen in Westindien und der Übernahme von dessen Versorgung mit Lebensmitteln durch die nordamerikanischen Kolonien; vgl. *Pares*, a.a.O., S. 34f.

⁹⁶ *Price*, France, vol. 1, S. 657-663; vgl. bereits *ders.*, The Economic Growth of the Chesapeake and the European Market, 1697-1775, in: Journal of Economic History 24, 1964, S. 496-511. Zu einer Variante des Kommissions- bzw. Konsignationssystems, dem "cargo trade", vgl. *ders.*, The Last Phase of the

Der Handel mit ostasiatischem Tee, soweit dieser nach Europa exportiert wurde, konzentrierte sich seit den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts nahezu ausschließlich auf Kanton, seitdem das von den Holländern bevorzugte Batavia - als Anlaufhafen von chinesischen Dschunken - in den Hintergrund getreten war.⁹⁷ Ein zentrales Problem blieb jedoch bestehen: Die chinesischen Teexporte mußten weiterhin zu großen Teilen mit Silber bezahlt werden, da sich die chinesische Nachfrage nach Produkten aus Europa nur langsam entwickelte. Eine Lösung ergab sich für England erst mit der Steigerung der Fertigwarenausfuhr nach Asien und mit der massiven Einschaltung in den innerasiatischen "country-trade" und dessen Nutzung zur Finanzierung des Teexports aus China. Der innerasiatische Handel wurde durch den Ausbau des indisch-chinesischen Handels restrukturiert und in das im Entstehen begriffene Handelsdreieck zwischen England, Indien und China integriert. Im Rahmen dieses Handelsdreiecks lieferte Indien an China seit etwa 1770 Rohbaumwolle und seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Opium; China lieferte Tee.⁹⁸ Nicht die Deckung des Bedarfs an Arbeitskräften bei der Erzeugung von Kolonialwaren wie im Atlantik war die zentrale Triebkraft dieser Art von Dreieckshandel, sondern die Bereitstellung von Waren, die bei der Beschaffung von Tee an die Stelle von Edelmetallen treten konnten. Dieser Dreieckshandel war insofern gegenüber den Produktionsverhältnissen neutral.

Im Gegensatz zum Handel mit westindischen Kolonialwaren war der Handel mit Tee monopolisiert; d.h. er war den einzelnen Ostindienkompanien vorbehalten.⁹⁹ Deren Monopol geriet jedoch insbesondere dort in Gefahr, wo wie in England die Teexporte in hohem Maße fiskalisch genutzt wurden; denn dadurch erhielt der Schmuggel einen mächtigen Auftrieb. 1773/83 wurden fast zwei Drittel des in Großbritannien verbrauchten Tees auf illegale Weise eingeführt. Als mit dem Pittschen Commutation Act von 1784 die Teezölle schlagartig von 110 auf 12,5 Prozent reduziert wurden, war es mit dem Schmuggel schnell vorbei. Die East India Company war nunmehr "Herrin des englischen Marktes" (Louis Dermigny).¹⁰⁰ Im Gefolge der Durchsetzung ihres Monopols in Großbritannien stieg sie zudem zur beherrschenden Kraft im Handel mit chinesischem Tee und damit auch im gesamten China-Handel auf. Wichen die Netto-Profitrate im Handel mit der "erweiterten Karibik" im allgemeinen nicht sehr von den auch sonst üblichen Sätzen ab, erreichten die der East India Company im Teehandel 1793/1811 die enorme Höhe von 26 Prozent. Sie reichten aus, um die Eroberung Indiens zu finanzieren.¹⁰¹ Spätestens hier verlor auch der Handel mit asiatischen Kolonialwaren seine Unschuld.

Virginia-London Consignment Trade: James Buchanan & Co., 1758-1768, in: William and Mary Quarterly, 3rd Ser., 43, 1986, S. 64-98.

97 Vgl. dazu den Beitrag von R. Ptak in diesem Heft.

98 Dermigny, China, t. 2, S. 767-771, 799-816, t. 3, S. 1197-1274; E.H. Pritchard, The Crucial Years of Early Anglo-Chinese Relations, 1750-1800, in: Research Studies of the State College of Washington 4, 1936, S. 91-442, hier S. 142-198; vgl. auch Osterhammel, China, S. 117-121.

99 Zum sozialen Kontext, in dem alle Versuche, den englischen Atlantikhandel zu monopolisieren, scheiterten, vgl. Brenner, Merchants, S. 92-112.

100 Dermigny, China, t. 2, S. 596-682, t. 3, S. 935-1043; Osterhammel, China, S. 113, 118f.; zur Schmuggel-Rate vgl. Cole, Trends, S. 138; Mui/Mui, Trends, S. 39, 42; dies., Shops and Shop-keeping in Eighteenth-Century England, Kingston 1989, S. 250; C.J.A. Jörg, Porcelain als handels-waar. De porseleinhandel als onderdeel van de Chinahandel van de V.O.C., Diss. Leiden 1978, S. 37.

101 Mui/Mui, Management, S. 152; nach den Berechnungen von Pritchard, Years, S. 166 betrug die Netto-Proftrate in den Jahren 1775-1795 31,4%.

Sobald einmal eine Kolonialware in der Metropole eingetroffen war, wechselte sie in andere Netzwerke über. Großhändler ersteigerten den von der East India Company eingeführten Tee auf von dieser veranstalteten Auktionen und übernahmen seine Distribution, nicht ohne zuvor im Hinblick auf die Wünsche der Konsumenten spezielle Mischungen zusammengestellt zu haben.¹⁰² Sofern die betreffende Ware nicht zum Absatz in der Metropole bestimmt war, wurde sie reexportiert. Je nachdem von wem der Reexporthandel betrieben wurde, ob von Kaufleuten des Ausgangs- oder des Ziellandes, ergaben sich hier nicht unwichtige Unterschiede. So lag der Reexport von nordamerikanischem Tabak in die Niederlande, vor allem nach Amsterdam und Rotterdam, bei englischen Kaufleuten, während der Reexport nach Frankreich von Agenten des französischen Tabakmonopols organisiert wurde.¹⁰³ In Bordeaux befand sich der bedeutende Reexporthandel mit den Städten an der Nord- und Ostseeküste am Vorabend der Französischen Revolution vorwiegend in den Händen der großen deutschen Kaufmannskolonie, die sich hier im 18. Jahrhundert gebildet hatte.¹⁰⁴ War eine Weiterverarbeitung erforderlich, wie beim Zucker durch Raffinieren, erfolgte sie teilweise in der Metropole, teilweise aber auch an den Zielpunkten des Reexporthandels wie in Hamburg, das Büsch treffend "den grossen Marktplatz für alle rohe Zucker..., die der Norden braucht", nannte.¹⁰⁵

Den anschließenden Weg zum Konsumenten bahnte der Kleinhandel, wobei freilich zu beachten ist, daß nicht wenige Kleinhändler gleichzeitig die Funktionen von Zwischenhändlern wahrnahmen. Zahlreiche Quellen belegen, daß sich sowohl der seßhafte als auch der ambulante Detailhandel seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts in einem Prozeß der Expansion befand. Daniel Defoe schrieb 1726: "there are shop-keepers in every village, or at least in every considerable market-town, where the particulars are to be bought; ...; and at these shops the people, ..., are easily supplied."¹⁰⁶ Daß dem in der Tat so war, konnte jüngst für England ausgehend von Akten der Excise gezeigt werden: Danach gab es 1759 in England und Wales 141.700 Läden; das heißt, daß auf 1000 Personen 23 Läden kamen.¹⁰⁷ Auf dem Kontinent war die Ladendichte nach allem, was wir bislang wissen, sehr viel niedriger, aber auch hier nahm sie in Stadt und Land zu.¹⁰⁸

102 *Mui/Mui*, a.a.O., S. 12-20.

103 *Price*, Growth, S. 500f., 505f. Die Perspektive des Ziellandes zugrunde legend, und zwar "in comparing their abilities to influence trading conditions in Britain", stellt Price Frankreich als "aktiven" Holland als "passivem Markt" gegenüber.

104 *P. Butel*, Les négociants allemands de Bordeaux dans la deuxième moitié du XVIIIe siècle, in: *J. Schneider u.a. (Hg.)*, Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege. Festschrift für H. Kellenbenz, Bd. 2, Stuttgart 1978, S. 589-613, hier S. 592-610; *W. Henninger*, Johann Jakob von Bethmann 1717-1792. Kaufmann, Reeder und kaiserlicher Konsul in Bordeaux, 2 Bde., Bochum 1993, hier Bd. 1, S. 34-67.

105 *J.G. Büsch*, Über die Hamburgischen Zuckerfabriken, in: *Handlungsbibliothek* 3, 1797, S. 58-118, hier S. 60; generell zur Zuckerraffination von *Lippmann*, Geschichte, S. 611-638 und *Deerr*, History, vol. 2, S. 449-470; zu den Zuckerraffinerien in Amsterdam und Hamburg vgl. *Reesse*, Suikerhandel, S. 104-149 bzw. von *Lippmann*, a.a.O., S. 623-628; für Frankreich *Stein*, Business, S. 120-151, für Preußen *K.-P. Ellerbrock*, Geschichte der deutschen Nahrungs- und Genußmittelindustrie 1750-1914, Stuttgart 1993, S. 113-118.

106 [*D. Defoe*], *The Complete English Tradesman in Familiar Letters*, vol. 1,1, London 1727, S. 134.

107 *Mui/Mui*, Shops, S. 29-45; vgl. auch *Shammas*, Consumer, S. 225f., 275.

108 Bayern (70er Jahre des 18. Jahrhunderts): 2 Händler und Krämer auf 1000 Einwohner, Schlesien (1787): 5 privilegierte Krämer, Kleinhändler und Kretschmer auf 1000 Einwohner; vgl. *Schremmer*, Wirtschaft, S. 390; *J. Janczak (Hg.)*, Śląsk w końcu XVIII wieku (Atlas historyczny Polski. Mapy

Kolonialwaren spielten im Sortiment dieser Kleinhändler keine unwichtige Rolle. William Stout, ein Kleinhändler aus Lancaster, berichtet in seiner Autobiographie, daß Tabak mindestens ein Drittel dessen ausgemacht habe, was er 1709 verkauft habe; Tabak sei außerdem die profitabelste Ware in diesem Jahre gewesen, besonders dann, wenn er die Gelegenheit gehabt habe, ihn direkt an Bord zu kaufen.¹⁰⁹ Unter den Lebensmitteln, die Abraham Dent, ein Kleinhändler aus Kirkby Stephen in Nordengland, zwischen 1756 und 1777 verkaufte, rangierten - neben Mehl - Tee und Zucker an erster Stelle.¹¹⁰ Besonders dynamisch entwickelte sich der Detailhandel mit Tee. 1795/96 gab es in England und Wales 53.099 lizenzierte Teehändler; das ergibt eine Dichte von 6 Läden auf 1000 Einwohner. In Schottland war sie mit 3 Läden nur halb so groß. Für 1764/65 wurde die Zahl der lizenzierten Teehändler in England und Wales auf mehr als 32.000 beziffert; doch muß es neben ihnen eine große Zahl von Kleinhändlern gegeben haben, die geschmuggelten Tee vertrieben.¹¹¹ Mehr als drei Viertel der für 1764/65 genannten Teehändler saßen in kleinen Städten und Dörfern. Das Gesicht des Teehandels wurde von einer Vielzahl kleiner Händler bestimmt, die nur wenig Ware auf Lager hatten und deren Umsatz vergleichsweise niedrig war. Das hinderte jedoch nicht, daß 50-70 Prozent des Detailverkaufs von Tee über ihren Ladentisch gingen. Ohne ihre Intervention hätte der Verbrauch von Tee (und Zucker) niemals so große Dimensionen erreichen können.¹¹² Während dem Zucker in der Verkaufsstrategie vieler englischer Detailhändler offenbar nicht selten die Funktion eines "loss leader" zufiel, hatte Tee ihnen einen beträchtlichen Teil ihres Gewinns zu liefern.¹¹³

Auch in Mitteleuropa ging der Handel mit Kolonialwaren eine enge Verbindung mit dem Kleinhandelssektor ein. Im "Hantierungsanschlag" des hessischen Waldkappel von 1744 werden mehrere Händler und Krämer erwähnt, die "Bremer Waren" - damit waren ähnlich wie mit dem Begriff "Holländer Waren" u.a. auch Kolonialwaren gemeint - vertrieben. So heißt es von Conrad Riemann, er handele "mit Bremer Ware, welche er von den Mündischen Kaufleuten nehme, und bezahlte solche statt baren Geldes mit Leinentuch".¹¹⁴ Im "Hantierungsanschlag" von Melsungen von 1746 werden gleichfalls mehrere Kaufleute und Krämer erwähnt, die mit Bremer Waren handelten; unter ihnen waren allein drei, die Leinwandhandel "en gros" und Handel mit Bremer Waren "en détail" miteinander verbanden.¹¹⁵ In der Ortsbeschreibung von Sontra aus dem Jahre 1777 lesen wir, daß "unter denjenigen, so mit allerhand Bremer Waren handeln, ... sich nur eine Person" befinde, "so ihre Waren immediate von Bremen über Münden und Eschwege bekommt, und damit en

XVIII wieku 2), t. 2,2, Breslau 1984, S.38. Die bislang materialreichste Studie zum Kleinhandel im 18. Jahrhundert: P. Albrecht, Die Förderung des Landesausbaues im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Spiegel der Verwaltungsakten des 18. Jahrhunderts (1671-1806), Braunschweig 1980, S. 396-428.

109 J.D. Marshall (Hg.), The Autobiography of William Stout of Lancaster, 1665-1752, Manchester 1967, S. 161.

110 T.S. Willan, An Eighteenth-Century Shopkeeper. Abraham Dent of Kirkby Stephen, Manchester 1970, S. 9-11.

111 Mui/Mui, Shops, S. 191-200.

112 Ebenda, S. 160-190; zum hohen Anteil von Tee und Zucker am Umsatz dieser kleinen Händler - in einem Fall 71% - vgl. ebenda, S. 201-220.

113 N. McKendrick/J. Brewer/J.H. Plumb, The Birth of a Consumer Society. The Commercialization of Eighteenth-century England, London 1982, S. 93f.; Mui/Mui, a.a.O., S. 250.

114 H. Albrecht (Hg.), Waldkappel 1744 (Hessische Ortsbeschreibungen 7), Marburg 1965, S. 29f.

115 Hessisches Staatsarchiv Marburg: 49d Melsungen Nr. 250.

detaillie einen ziemlich starken Handel treibt. Alle übrige aber bekommen ihre Waren ordinar von den Eschwegischen Kaufleuten, mithin nicht anders als schlechte Krämer konsiderieret werden können."¹¹⁶ Welchen breiten Eingang Kolonialwaren inzwischen in das Sortiment von Kleinhändlern gefunden hatten, davon zeugt eine Quelle aus Hannover: Ihr zufolge führten 1764 von 63 Hoken 47 mindestens eine Sorte Kaffee und 31 Zucker.¹¹⁷ Aus dem Umstand, daß sich die Kaffeeverbotspolitik der deutschen Landesherren speziell gegen den Verkauf von Kaffee (wie auch den von Tee und Zucker) durch die Landkrämer richtete, wird man schließen können, daß Kaffee zu den Waren gehörte, die von ihnen angeboten wurden.¹¹⁸ Man wird dem Urteil, daß den beiden Kolonialwaren Tee und Zucker die Rolle eines "significant engine of change" im Detailhandelssektor der englischen Wirtschaft zugefallen sei, kaum widersprechen können.¹¹⁹ Für Mitteleuropa ist es vorerst nicht möglich, diese Frage zu beantworten. Hier bedarf es weiterer Forschungen.

Einige der soeben zitierten Quellen lassen erkennen, daß es besonders in Gebieten mit einem verdichteten ländlichen Gewerbe eine Reihe von Kaufleuten gab, die die Ausfuhr von Leinwand über die Hafenzstädte mit der Einfuhr von Kolonialwaren verbanden, teilweise in der Art eines Kompensationsgeschäfts. In einer Denkschrift, die sich gegen den "Dorf-Leinwand-En-Grosso-Handel" in der Oberlausitz richtete, schrieb der Verfasser dazu, kein Mensch habe mehr Freude über die Entstehung dieses Handels als die Hamburger Kaufleute; denn dadurch sei es ihnen gelungen, was sie bei den Zittauer Kaufleuten oft vergeblich versucht hätten, "nemlich unsere Leinwanden wohlfeyl zu kaufen, und ihren Caffee und Zucker theuer dagegen zu barattiren und an Mann zu bringen. Denn verschiedene der Dorf-En-Grossisten barattiren einen guten Theil ihrer versandten Leinwanden gegen Caffee und Zucker."¹²⁰ Die Erweiterung des "Consumo dieser Waaren des Luxus" war freilich nicht nur von den in den Dörfern agierenden Leinwandhändlern abhängig. Sie war auch daran gebunden, daß es Schichten gab, die sich dem Konsum dieser Waren öffneten. Solche Schichten waren aber gerade in Regionen mit einem aufstrebenden Exportgewerbe im Entstehen begriffen. Je mehr sich ihre Einbindung in den subsistenzwirtschaftlichen Zusammenhang, in dem sie bisher gelebt hatten, mit der Aufnahme einer gewerblichen Tätigkeit verlor, desto mehr wurden sie in marktformige Verhältnisse eingebunden, die ihrerseits die Voraussetzung für den Konsum von Luxus- und Prestigeusername waren.¹²¹

116 I. Gormes, *Sontra 1777* (Hessische Ortsbeschreibungen 11), Marburg 1974, S. 24f. Kaffee, Tee und Zucker werden zwischen 1745 und 1778 in folgenden Hantierungslisten direkt erwähnt: Hessisches Staatsarchiv Marburg: 49d Hersfeld Nr. 331, Kassel Nr. 189, 207, Melsungen Nr. 22, 306, 363, Rotenburg Nr. 254.

117 P. Albrecht, Kaffeetrinken. Dem Bürger zur Ehr' - dem Armen zur Schand, in: R. Vierhaus (Hg.), *Das Volk als Objekt obrigkeitlichen Handelns*, Tübingen 1992, S.57-100, hier S. 74f. Für Stadtoldendorf (1766) und das Amt Achim (1779) *ders.*, Förderung, S. 422, 424.

118 Albrecht, Kaffeetrinken, S. 65-67; *ders.*, Förderung, S. 421-424; R. Oberschelp, *Niedersachsen 1760-1820. Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur im Land Hannover und Nachbargebieten*, Bd. 2, Hildesheim 1982, S. 26.

119 Mui/Mui, *Shops*, S. 180; vgl. auch Shammás, *Consumer*, S. 259.

120 Staatsarchiv Dresden: Kommerziendeputation Loc. 11098, Nr. 1749, fol. 127-148, hier fol. 137-137v.

121 P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977, S. 147-154.

Der selbsthafte Detailhandel besaß seit jeher im Wanderhandel einen mächtigen und mitunter auch übermächtigen Konkurrenten.¹²² Dieser scheint freilich im Handel mit Kolonialwaren eine eher untergeordnete Rolle gespielt zu haben.¹²³ In England erlangte er im Teehandel eine gewisse Bedeutung erst nach 1800.¹²⁴ Werner Sombart sprach der Hausiererei zu Recht eine "marktbildende Kraft" zu.¹²⁵ Dem selbsthaften Detailhandel wird man sie nicht weniger zubilligen müssen. Justus Möser fragte, was die Krämer anlangt: "Und kann man sich eine Sache denken, womit der Krämer jetzt nicht heimlich oder öffentlich handelt? Lauert er nicht auf alle Gelegenheiten und Torheiten, um etwas Neues, Wunderbares und Fremdes einzuführen?"¹²⁶ Zucker, Tee und Kaffee fielen im 18. Jahrhundert ohne Zweifel unter diese Rubrik. Da Produktionsort und Konsumtionsort bei ihnen so weit wie bei keiner anderen Ware voneinander entfernt waren, standen sie jenseits der Erfahrungswelt der damaligen Menschen. Umso mehr war der Kleinhändler gefordert, wenn der Absatz von Kolonialwaren in Gang kommen und entwickelt werden sollte. War er zunächst noch ein weitgehend passiver Teilnehmer am Marktgeschehen, griff er, je mehr sich das 18. Jahrhundert seinem Ende näherte, immer aktiver in dieses ein, über Zirkulare, Reklamezettel - eine Vorform der späteren Werbeprospekte - und Zeitungsannoncen, über Sonderangebote, einen über den Preis ausgetragenen Wettbewerb und nicht zuletzt über eine ansprechende Zurschaustellung der Ware.¹²⁷

Die Produktion und der Konsum von Kolonialwaren waren, um eine Formulierung von Sidney Mintz aufzunehmen, "systematisch ineinander verwoben".¹²⁸ Die Ausweitung der Produktion in der kolonialen Welt vollzog sich in einem mehr oder weniger engen Zusammenhang mit der Ausweitung des Konsums in den Metropolen. Konsumpräferenzen, die sich hier nicht ohne das Zutun von Interessengruppen in eine bestimmte Richtung entwickelt

122 Zum Hausierhandel vgl. u. a. Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland, Bd. 1-5 (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 77-81), Leipzig 1898-1899; Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Österreich (ebenda, Bd. 82), Leipzig 1899; Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Schweden, Italien, Großbritannien und der Schweiz (ebenda, Bd. 83), Leipzig 1899; *W. Reininghaus (Hg.)*, Wanderhandel in Europa, Hagen 1993; *Ch. Glass*, Von Haus zu Haus. Wanderhändler in Württemberg, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 2, 1987, S. 133-162; vor allem jetzt *L. Fontaine*, Histoire du colportage en Europe, XVe-XIXe siècle, Paris 1993; für England vgl. *D. Alexander*, Retailing in England during the Industrial Revolution, London 1970, S. 61-86 und *Mui/Mui*, Shops, S. 75-105.

123 In der weitverbreiteten Ausrufer-Graphik erscheinen Händler mit Kolonialwaren äußerst selten; vgl. *K.F. Beall*, Kaufleute und Straßenhändler. Cries and Itinerant Trades. Eine Bibliographie. A Bibliography, Hamburg 1975 und dazu *G.D. Heumann*, Der Göttingische Ausruff von 1744. Neu hg. und kommentiert von *R.W. Brednich*, Göttingen 1987. Vgl. auch die im Stadtarchiv Göttingen (AA, Handel Nr. 41-42) erhaltenen Hausierscheinregister von 1763-1815. Hinweise auf den Handel mit Kolonialwaren: *J. Plenge*, Westerwälder Hausierer und Landgänger (Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland, Bd. 2), Leipzig 1898, S. 68-70 und *Fontaine*, a.a.O., S. 231.

124 *Mui/Mui*, Shops, S. 279f.

125 *W. Sombart*, Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2,1, München 1919, S. 448.

126 *J. Möser*, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 4, Oldenburg 1943, S. 26f.

127 *McKendrick u.a.*, Birth, S. 81-94; *Mui/Mui*, Shops, S. 221-287, speziell zum Handel mit Tee ebenda, S. 249-287; für Deutschland *H. Homburg*, Warenanzeigen und Kundenwerbung in den "Leipziger Zeitungen" 1750-1800. Aspekte der inneren Marktbildung und der Kommerzialisierung des Alltagslebens, in: *D. Petzina (Hg.)*, Zur Geschichte der Ökonomik der Privathaushalte, Berlin 1991, S. 109-131, hier S. 121-131.

128 *Mintz*, Macht, S. 71.

hatten,¹²⁹ wurden so zum Motor der Restrukturierung der Produktionsverhältnisse und mitunter auch der Herrschaftsverhältnisse in der Peripherie. Der Handel vermittelte zwischen diesen beiden Polen. Die Rolle, die er dabei spielte, war in beiden Richtungen eine höchst aktive. Der Großhandel brachte nicht nur die Kolonialwaren in die europäischen Metropolen, sondern er war auch nicht selten maßgeblich an der Generierung neuer Produktionsstandorte in der Peripherie beteiligt. Der Kleinhandel stimulierte durch eine zunehmend aggressive Verkaufspolitik den Konsum und schuf damit eine zentrale Voraussetzung für das Wachstum dieser von den Metropolen gesteuerten Austauschbeziehung.

Die Kolonialware Kaffee von der Erzeugung in Guatemala bis zum Verbrauch in Deutschland. Aus der transatlantischen Biographie eines "produktiven" Genußmittels (1860-1895)

Von Volker Wunderlich (Hannover)

Der Kaffee war neben dem Zucker die bedeutendste "Kolonialware", deren Konsum sich vom Ende des 17. Jahrhunderts an in Europa ausbreitete. Er blieb nicht lange ein exklusives Luxusgut; in einigen Regionen Deutschlands erreichte er bereits hundert Jahre später den Alltag breiter Bevölkerungsschichten. Wegen der physiologischen Wirkung als Wachmacher und wegen seiner engen Verbindung zur bürgerlichen Welt der Aufklärung kann der Kaffee als eine zentrale Droge der Moderne gelten.

Zur Dialektik der Aufklärung gehörte es freilich, daß das Getränk der rationalistischen Philosophen auf der Grundlage der Kolonialsklaverei in Ost- und Westindien produziert wurde. Dieses Produkt ließ sich nicht in Europa kultivieren, und es war nur aufgrund der kolonialen Expansion in den erforderlichen Mengen verfügbar. Nach den Regeln des Marktes fand die Ware ihren Weg nach Europa, weil dort eine zahlungskräftige Nachfrage bestand. Doch wie S. Mintz gezeigt hat, war die Nachfrage nach Genußmitteln exotischer Herkunft selbst ein kulturelles Phänomen, das der Erklärung bedarf.¹ Bei der Ausbreitung des Kaffees spielte nicht nur seine physiologische Wirkung eine Rolle; die Bedeutungen, die seinem Genuß beigelegt wurden, waren eingebettet in die soziale Dynamik der metropolitanen Gesellschaft, in der die Gestaltung des Lebensstils durch Konsum ein Thema für die breiten Massen wurde.

Der Aufsatz wendet sich einem Zeitraum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu, in dem der Welthandel stark expandierte. In Guatemala wurde der Kaffee-Export um 1860 erstmals aufgenommen und erreichte bis 1895 eine weltmarktrelevante Größenordnung. In diesen 35 Jahren bildete sich ein Gesellschaftsmodell heraus, das die Geschichte des Landes bis heute geprägt hat. In dieser Zeit stellte sich auch eine besonders intensive Handelsverbindung zu Hamburg her, das der Hauptabnehmer des guatemaltekischen Kaffees wurde. Die gleichzeitige Zunahme der Nachfrage in Deutschland wird insbesondere im Hinblick auf die von Mintz geäußerte These betrachtet, daß einem anregenden Genußmittel wie dem Kaffee eine besondere Rolle bei der Steigerung der Arbeitsleistung zukam.

Die Untersuchung folgt der Kaffeeconjunktur bis zur ersten globalen Überproduktionskrise von 1897, die das Ende der Wachstumseuphorie bringen sollte. In den Erzeugerländern war eine umfassende Krise die Folge, während in den Verbraucherländern wegen des Preisverfalls ein weiterer Nachfrageschub auslöst wurde.

In einem kurzen Artikel kann der Zusammenhang von Produktion, Handel und Verbrauch über den Atlantik hinweg nicht systematisch erfaßt werden. Es ist aber beabsichtigt, durch die Herausarbeitung von relevanten Faktoren neue Elemente für die Interpretation dieses Zusammenhangs zu liefern. Ein Vergleich zwischen der sozialen Entwicklung in Guatemala und Deutschland erscheint unergiebig, da er fast nur Verschiedenheiten zutage fördern würde. Andererseits muß unterstrichen werden, daß die liberalen Propheten des Freihandels einen

1 S. Mintz, Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers, Frankfurt a. M. 1987.

"nachholenden" Entwicklungsprozeß für Guatemala in Aussicht gestellt hatten. Tatsächlich schlug die sozio-kulturelle Entwicklung Guatemalas gerade durch die Integration in den Weltmarkt eine von Deutschland grundverschiedene Richtung ein. Die soziale Biographie des Kaffees, der Bruch zwischen der Welt der Plantage und dem Alltagskonsum in der hochindustrialisierten Gesellschaft, führt uns diesen Kontrast vor Augen.

I. Die Einführung des Kaffeeanbaus in Guatemala

Bis heute gedeiht der Kaffeebaum nur im tropischen Klima, und die Suche nach geeigneten Ersatzstoffen war wenig erfolgreich. Diese stoffliche Eigenschaft ist die Grundvoraussetzung für seine Rolle als Kolonialprodukt, also für das asymmetrische Verhältnis der Produktion in einem Teil der Welt, für den Konsum in einem anderen. Der Kaffee wächst an Bäumen, die von der Anpflanzung bis zur vollen Tragfähigkeit fünf Jahre brauchen. Dann trägt der Baum ungefähr zwanzig Jahre lang, und die Pflege kann sich auf das Beschneiden der Äste und das Unkrautjäten beschränken. Der Kaffeebaum braucht eine tiefgründige, mineralstoffreiche Ackerkrume und reichlich Niederschläge. Er gedeiht am besten im tropischen Bergland auf einer Meereshöhe zwischen 500 und 1200 Metern. Mit zunehmender Höhe wird der Kaffee aromareicher und hochwertiger, während die Erträge geringer werden. Die Bäume können dicht gepflanzt werden; in Mittelamerika kann man sogar von einer intensiven Gartenwirtschaft sprechen, die mit dem Weinbau vergleichbar ist. Eine Pflanzung mit mehr als 35 ha Anbaufläche gilt hier schon als ausgesprochener Großbetrieb.

Vor allem die Ernte macht den Kaffeeanbau so arbeitsintensiv. Darum werden auf der Plantage über die ständigen Arbeitskräfte hinaus etwa drei- bis zehnmal so viele Erntearbeiter benötigt. Im kurzen Zeitraum von zwei bis drei Monaten müssen alle reifen Kaffeekirschen von Hand gepflückt, bei Hochland-Arabica sogar am Ast verlesen werden. Dafür ist es notwendig, ganze Heere von Pflückern zu mobilisieren, wobei auch Frauen und Kinder eingesetzt werden. Die Kaffeekirschen werden dann in einer Weiterverarbeitungsanlage geschält, gewaschen, getrocknet und sortiert. Das Exportprodukt sind die lagerfähigen grünen Kaffeebohnen; erst im Bestimmungsland werden sie zu gebrauchsfertigem Röstkaffee weiterverarbeitet.

Da der Kaffeeanbau weniger Land und Kapital als beispielsweise die Zuckerproduktion erfordert, können auch Kleinbetriebe Kaffee erzeugen. In einigen Ländern wie Costa Rica und Kolumbien stellen die Kleinbauern einen wichtigen Teil der nationalen Produktion. Ein direkter Übergang von der kleinbäuerlichen Subsistenzwirtschaft zum kommerziellen Kaffeeanbau findet jedoch nirgends statt, da der Kaffee die Bereitschaft zur mehrjährigen Planung und die finanzielle Überbrückung der ersten fünf Jahre bis zur Ernte voraussetzt. Als Faustregel gilt, daß nur der Typus des ungebundenen Siedlers mit Schulbildung und freiem Zugang zu gutem Land die Chance hat, zum kleinen Kaffeefarmer aufzusteigen.

Als der Kaffeeanbau in Guatemala um 1860 eingeführt wurde, bestanden diese Voraussetzungen schon deshalb nicht, weil die Kolonialzeit eine nach sozialen und ethnischen Kriterien streng hierarchisierte Gesellschaft hinterlassen hatte. Hier setzte sich die große Plantage mit beispielhafter Wucht und Geschwindigkeit durch.

Guatemala bildete 300 Jahre lang das Zentrum des spanischen Kolonialbesitzes in Zentralamerika.² Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bestand aus Maya-Indianern; nach dem

² Zur Geschichte Guatemalas siehe *R.L. Woodward Jr.*, *Central America. A Nation Divided*, New York 1976; *H. Pérez Brignoli*, *Breve Historia de Centroamérica*, Madrid 1985; *M. Riekenberg*, *Zum Wandel von Herrschaft und Mentalität in Guatemala. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Lateinamerikas*, Köln 1990; von grundlegender Bedeutung jetzt *C.A. Smith (Hg.)*, *Guatemalan Indians and the State: 1540 to 1988*, Austin 1990.

Zensus von 1880 stellten sie noch 69 Prozent der 1,2 Mio. Einwohner, ihr tatsächlicher Anteil war aber noch höher zu veranschlagen.³ Sie lebten überwiegend in Dorfgemeinschaften mit eigenem Landbesitz und hielten zäh an ihrer Kultur und kommunalen Wirtschaftsweise fest.

Die Bedeutung der Indianerdörfer korrespondierte mit der Schwäche der kolonialen Hazienda. Es gab in Guatemala kaum bedeutende Exportprodukte. Die kreolische Aristokratie in der Hauptstadt lebte hauptsächlich von ihrem Handelsmonopol (z.B. vom Export des Farbstoffes Indigo, der im heutigen El Salvador produziert wurde), von den Verwaltungseinnahmen und von den indianischen Arbeitsleistungen.

Die liberalen Reformversuche nach der Unabhängigkeit (1821) provozierten einen Bauern- und Indianeraufstand, der 1840 den charismatischen Caudillo Rafael Carrera an die Macht brachte. Damit begann eine dreißigjährige Diktatur konservativen Zuschnitts. In einem "Indianer-Codex" wurden in patriarchalischer Weise die Rechte und Pflichten der Indianerdörfer aus der Kolonialzeit festgeschrieben. Der Export stützte sich in dieser Zeit hauptsächlich auf den Farbstoff Cochenille, der im Osten des Landes auf Haziendaland und von Kleinbauern angebaut wurde. Die wirtschaftliche Dynamik war gering, und die Indianerdörfer im westlichen Hochland blieben weitgehend sich selbst überlassen.⁴

Als der Export von Cochenille und Indigo in den 1850er Jahren zurückging, setzte eine hastige Suche nach anderen Exportprodukten ein. Nach dem Vorbild Costa Ricas, das schon über jahrzehntelange Erfahrungen auf diesem Gebiet verfügte, unternahm man erste Anbauversuche mit Kaffee. Die Regierung propagierte den Kaffeeanbau sogar in den Dörfern und ermutigte die Dorfautoritäten, geeignete Landstücke an die ersten Kaffeebauern zu vergeben; die Eigentumsform der Erbpacht sollte aber beibehalten werden. Unter dem patriarchalischen Handelssoligarchie an. Neue Quellenfunde zeigen, daß in einigen Regionen die mestizischen Kleinbauern auf die Gelegenheit zum Kaffeeanbau warteten, ja daß auch indianische Dörfer Kaffee auf kommunalem Land anpflanzten und den Präsidenten um Unterstützung für ihre Pläne baten.⁵ Der Sieg der liberalen "Revolution" von 1871 brach jedoch einer viel schnelleren und umfassenden Öffnung des Landes zum Weltmarkt Bahn; die vorsichtigen Ansätze zu kleinbäuerlicher und kommunaler Produktion wurden davon überrollt. Die schnelle Verfügung über große Mengen des neuen Exportproduktes war schon darum von strategischer Bedeutung, weil sonst der Anschluß an die großen Dampferlinien gar nicht rentabel sein konnte.

Die liberalen Reformer unter dem energischen Präsidenten Justo Rufino Barrios setzten alle staatlichen Machtmittel für die Förderung der kommerziellen Agrarproduktion ein. Der zentralstaatliche Apparat wurde ausgebaut, der Kirchenbesitz enteignet, eine umfassende Privatisierung des Bodens organisiert, der Ausbau der Häfen, Straßen und Eisenbahnen in Angriff genommen. Die politische Basis der Liberalen rekrutierte sich hauptsächlich aus den aufstiegsorientierten Ladinos im Lande. Deshalb wurde allgemein die Meinung vertreten, die Revolution habe "statt der Kreolen [= alte Oligarchen] die Ladinos ans Ruder gebracht."⁶ Die Ausländer im Lande, insbesondere die wichtige Gruppe der deutschen Kaufleute, demonstrierten ihre Zustim-

3 Deutsches Handelsarchiv 1884 II, S.487.

4 C.F.S. Cardoso/H. Pérez Brignoli, *Centroamérica y la Economía Occidental*, San José 1977, S.149ff.; Woodward, *Central America*, S.92ff.

5 J.C. Cambranes, *Coffee and Peasants. The Origins of the Modern Plantation Economy in Guatemala, 1853-1897*, Stockholm 1985, S.63ff.

6 F.E. von Erckert, *Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Guatemala*, in: *Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft* 3, 1901/1902, S.226.

40 mung dadurch, daß sie die neue Regierung sogleich mit einem freiwilligen Kredit unterstützten. Die deutsche "Kolonie", die schon große Teile des Im- und Exporthandels kontrollierte, beteiligte sich nun auch an der Kaffeeproduktion. Die wichtigen Pflanzungen in deutschem Besitz stellten schließlich ca. ein Drittel der nationalen Produktion.⁷

Sicher kann man sagen, daß die einheimische Elite bei der Einführung der Exportproduktion erfolgreicher war als viele Kolonialverwaltungen in Asien und Afrika. Diese Erfolgsgeschichte wäre jedoch undenkbar gewesen, wenn die liberale Partei nicht in einer Periode hoher Kaffeepreise an die Regierung gekommen wäre. Der Aufkaufpreis für das Pfund Kaffee im Hafen stellte sich 1870 auf 10 Cents, hielt sich von 1873 an vier Jahre lang auf 16 Cents. und fiel Ende der 70er Jahre wieder auf 10 Cents.⁸ Der Kaffee-Export des Landes, der erst im Jahre 1858/9 mit 358 Sack (zu 60 kg) begonnen hatte, überstieg 1870 erstmalig den Wert des bis dahin führenden Ausfuhrjahres Cochenille. 1875 machte der Kaffee schon über 80 Prozent des Gesamtwertes der Ausfuhr aus. Da die Neuanpflanzungen erst mit einer Verzögerung von fünf bis sieben Jahren tragen, stieg die Produktion Anfang der 1880er Jahre trotz der gesunkenen Preise weiter. Der Export überschritt 1882/83 die Menge von 300.000, 1885/6 400.000 und 1894/5 die Höhe von 500.000 Sack.⁹ Wie sehr der Kaffee das Gesicht des Landes verändert hatte, zeigt eine Angabe des Agrarzensus von 1898: Danach waren jetzt 647 qkm mit mehr als 67 Mio. Kaffeebäumen bepflanzt.¹⁰

Für die Agrarproduktion ist der Produktionsfaktor Land grundlegend, und tatsächlich fand nach 1871 die gewaltigste innere Landnahme seit der Eroberung durch die Spanier statt. Nachdem bis dahin kommunale und informelle Nutzungssysteme vorgeherrscht hatten, förderte die Regierung nun das Privateigentum. Die neuen Grundbesitzer konnten große Flächen Staatsland kaufen, wovon allein 1871 bis 1883 ca. 398.000 ha zu niedrigen Preisen veräußert wurden; sie erhielten große Güter aus dem verstaatlichten Kirchenbesitz, und nachdem das System der Erbpacht in den Dörfern aufgehoben worden war, konnten auch kommunale Ländereien verkauft werden.¹¹ Mit dem Land erwarb der neue Eigentümer normalerweise auch die darauf lebenden Arbeitskräfte.¹² Auch auf dem angeblich herrenlosen Staatsland wohnten häufig Kleinbauern, die ihr Besitzrecht nur nicht nachweisen konnten. Es wurde üblich, daß sie auf dem Land bleiben und Nahrungsmittel anbauen durften, als Gegenleistung aber in den Kaffeepflanzungen arbeiten mußten. Die auf der Plantage lebenden Arbeitskräfte wurden indios rancheros oder colonos genannt. Nur ein Teil des neuen Privateigentums wurde tatsächlich mit Kaffee bepflanzt. Ein anderes Motiv für den Landerwerb war die Sicherung abhängiger Arbeitskräfte und die Ausschließung wirtschaftlicher Alternativen für sie.¹³

Die Kolonialware Kaffee wurde in diesen Jahren neu in Guatemala eingeführt. Im Westen des Landes, wo der Schwerpunkt des Anbaus lag, hatte es bis dahin keine Plantagentradition gegeben. Darum konnten die Pioniere des Kaffeeanbaus ihren Wissensvorsprung von den

7 R. Wagner, *Los Alemanes en Guatemala 1828-1944*, Guatemala 1991, S.87 und 120-171.

8 Angaben in: Preußisches Handelsarchiv 1872-1879 und Deutsches Handelsarchiv 1884.

9 Nach Angaben in: Preußisches Handelsarchiv 1872 II, S.190; M.J. Biechler, *The Coffee Industry of Guatemala*, Diss. Ann Arbor 1981, S.30 u. 265.

10 Mitgeteilt von K. Sapper in: *Globus* 79, No.14, 1901, S.225.

11 Cardoso/Perez Brignoli, *Centroamérica*, S.21f.

12 Vgl. O. Weber, *Briefe eines Kaffee-Pflanzers. Zwei Jahrzehnte deutscher Arbeit in Zentral-Amerika*, Köln 1913, S.48-62.

13 Auf den deutschen Plantagen war 1897 durchschnittlich nur 1/10 des Grundbesitzes bebaut, vgl. von Erckert, *Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands*, S.269; vgl. auch A. Rösch, *Allerlei aus der Alta Verapaz. Bilder aus dem deutschen Leben in Guatemala 1868-1930*, Stuttgart 1934, S.39.

Bearbeitungs- und Eigentumsformen einer Plantage voll zur Geltung bringen und die ansässigen Indianer und Kleinbauern zu besonders günstigen Konditionen enteignen.

Mit der beschriebenen Landnahme und den diversen Formen des Kolonats hatten die Pflanzer das Problem der Arbeitskräfte nur teilweise gelöst. Für die Ernte brauchten sie immer noch ganze Heere an Saisonarbeitern; freie Lohnarbeiter (*ganadores*) stellten nur ein kleines Kontingent davon; die meisten waren Dorfbewohner, meist *indios del pueblo* oder *cuadrilleros* genannt. Da letztere nur schwer zur Arbeit auf den Plantagen zu bewegen waren, griffen die Pflanzer auf die koloniale Institution des *mandamiento* zurück; danach wurden die Dörfer von den Behörden verpflichtet, jedes Jahr eine Abordnung von Leuten in die Ernte zu schicken. Der Erlaß von Gesetzen gegen das Vagabundentum und die Führung von sog. Arbeitsausweisen mobilisierte weitere Arbeitsbattalione und brachte eine regelrechte Militarisierung der Arbeit. Die Mechanismen der Schuldknechtschaft betrafen nicht nur die ständigen Arbeitskräfte; auch die Erntearbeiter wurden durch die Zahlung von Vorschüssen (*habilitaciones*) abhängig gemacht. Die Annahme signalisierte juristisch den Abschluß eines Kontraktes, aus dem die Betroffenen nicht mehr entlassen wurden.¹⁴

Die schnelle Ausweitung der Kaffeeproduktion führte in einigen Regionen zu einer Monokultur, was eine Krise der Nahrungsmittelproduktion nach sich zog. Schon in den 1870er Jahren wurde der Import von Weizen und sogar Mais aus Kalifornien notwendig. Die Knappheit und Teuerung verschlechterte die Nahrungsversorgung gegenüber der Zeit vor 1871 und machte nun den Hunger zu einer Bedrohung für viele.¹⁵

Das Besondere am guatemalteckischen System wurde das Nebeneinander von Dörfern und Plantagen, das sich hier andeutet. Die Indianerdörfer gerieten unter Druck und wurden als Arbeitskräftereservoir in die Exportproduktion eingebaut, fielen aber (im Gegensatz zu El Salvador oder Nicaragua) den Reformen nicht gänzlich zum Opfer. Diese Koexistenz wurde von den geographischen Gegebenheiten gefördert, denn der Kaffeeanbau dehnte sich in einem breiten Streifen am Abhang der Kordillieren nach Westen aus, wo ein gemäßigtes Klima herrscht (*tierra templada*). Die Zentren der Indianerdörfer lagen dagegen im Hochland (*tierra fría*), das für den Kaffee zu kühl und zu trocken ist.

Das Weiterbestehen der Dörfer zeigt einerseits, daß die Indianer die Basis ihrer Kultur erfolgreich verteidigten. Auch die liberale Regierung setzte sich darüber nicht hinweg; die staatlichen Zwangsmaßnahmen wurden dosiert und nahmen normalerweise Rücksicht auf die lokalen Kräfteverhältnisse.

Andererseits bedeutete das System dörflicher Saisonarbeiter, daß der Pflanzer von den Reproduktionskosten seiner Arbeitskräfte weitgehend entlastet war; nach Abschluß der Ernte mußten die Arbeiterfamilien wieder für ihren eigenen Unterhalt sorgen.¹⁶ Zu Zeiten schlechter Kaffeepreise konnte der Pflanzer sogar auf eine Anwerbung verzichten und damit die Lohn-

14 Zur Arbeitsverfassung vgl. *Cardoso/Perez Brignoli*, *Centroamérica*, S.226ff.; *D. McCreery*, *Debt Servitude in Rural Guatemala, 1876-1936*, in: *Hispanic American Historical Review* 63, 1983, S.735-759; *K. Sapper*, *Mittel-Amerika* (Auslandswegweiser Bd.5), Hamburg 1921, S.99ff.

15 *Cardoso/Pérez Brignoli*, *Centroamérica*, S.272f.; *Cambranes*, *Coffee and Peasants*, S.310ff.

16 *V. Stolcke* gibt in einem neuen Aufsatz (*The Labours of Coffee in Latin America: The Hidden Charm of the Family Labour and Self-Provisioning*, in: *W. Reinhard/P. Waldmann* (Hg.), *Nord und Süd in Amerika*, Freiburg i. B. 1992, S.408-421) einen Überblick über die Arbeitsverhältnisse nach der Sklaverei und betont zurecht die Bedeutung der familiären Selbstversorgung der Arbeiter; im Hinblick auf Guatemala wäre diese Perspektive durch die spezifische Bedeutung zu ergänzen, die der kommunale Zusammenhang für die Saisonarbeiter hatte.

kosten für die Mehrheit seiner Arbeiter gegen Null senken. Paternalistische Verpflichtungen oder emotionale Bindungen zwischen Pflanzer und Arbeiter, die auf den Haciendas eine wichtige Rolle spielten, waren auf den Kaffeeplantagen weitgehend unbekannt.¹⁷ Die Vorteile dieses Systems, das bei den periodischen Absatzkrisen im Gegensatz zur Sklaverei die Lohnkosten senken konnte, wurden in der Fachliteratur immer wieder hervorgehoben. Andererseits verursachten die notwendigen Zwangsmaßnahmen zusätzliche Kosten; z.B. klagten die Pflanzer, daß an alle beteiligten Beamten hohe Bestechungsgelder gezahlt werden mußten.¹⁸

Die außenorientierte Definition wirtschaftlicher Leistung und der Rassismus der liberalen Reformer läßt einen inneren Zusammenhang erkennen.¹⁹ Diese Elite orientierte sich am Positivismus und definierte sich in kultureller Hinsicht selbst als einen Teil Europas. In ihrer Vorstellungswelt war Paris die Metropole; die eigene Hauptstadt galt als provinziell, und das Indianerdorf im Inland war der Inbegriff der Barbarei. Die Entwicklungsmöglichkeiten der indianischen Tradition konnten so gar nicht wahrgenommen werden. "Die Presse der Ladinos sieht in den Indianern das grösste Hemmniss für den geträumten 'Progreso' und 'Desarrollo' des Landes, und spricht es offen aus, dass ihr Untergang ein Glück wäre."²⁰

Die indianische Bevölkerung antwortete ihrerseits mit einer Bekräftigung der indianischen Tradition und defensiven Abgrenzung gegenüber dem Rest der Gesellschaft.²¹ Die ethnische Spaltung der Gesellschaft verfestigte sich und blockiert noch heute die soziale Entwicklung. In der neueren Diskussion wird auch die gewaltförmige Ausübung staatlicher Herrschaft und der immer wiederkehrende Mangel politischer Legitimität in erster Linie auf dieses Problem zurückgeführt.²² Die Einführung des Kaffeeanbaus vor über hundert Jahren verschaffte Guatemala ein lukratives Exportprodukt, trug aber speziell durch die Landnahme und die Arbeitsorganisation der Plantagen dazu bei, die ethnische Heterogenität des kolonialen Erbes zu einem "Rassenproblem" mit verheerenden Folgen zu machen.

II. Der Handel mit Hamburg

Der Aufstieg Guatemalas zu einem bedeutenden Kaffeeproduzenten vollzog sich in einer Zeit, in der sich der Schwerpunkt der Welterzeugung endgültig nach Brasilien verlagerte. Die Produktion stieg dort von 2,9 Mio. Sack im Durchschnitt der Jahre 1860/65 auf 6,4 Mio. Sack 1890/95; das entsprach 49 Prozent bzw. 60 Prozent der Welterzeugung, und die Tendenz war weiter steigend.²³

17 Vgl. *A.Y. Dessaint*, Effects of the Hacienda and Plantation Systems on Guatemala's Indians, in: *América Indígena* XXII, 1962, S.345f.

18 *H. Roth*, Die Übererzeugung in der Welthandelsware Kaffee im Zeitraum von 1790-1929, Jena 1929, S.56; *A. Dix*, Zentral-Amerika, in: *E. von Halle (Hg.)*, Amerika. Seine Bedeutung für die Weltwirtschaft und seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, Hamburg 1905, S.452; *Sapper*, Mittel-Amerika, S.102.

19 *D. McCreery*, Coffee and Class: The Structure of Development in Liberal Guatemala, in: *Hispanic American Historical Review* 56, 1976, S.438-460; vgl. auch *R.L. Woodward Jr.(Hg.)*, Positivism in Latin America, 1850-1900, Lovington/Mass., o.J.

20 *O. Stoll*, Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878-1883, Leipzig 1886, S.69f.

21 Zum Modell der "closed corporate peasant community", das seither immer wieder diskutiert worden ist, vgl. *E. Wolf*, Types of Latin American Peasantry. A preliminary Discussion, in: *American Anthropologist* 57, 1955, S.452-471, und *Ders.*, Closed Corporate Peasant Communities in Mesoamerica and Central Java, in: *South Western Journal of Anthropology* 13, 1957, S.1-18.

22 *C.A. Smith (Hg.)*, Guatemalan Indians and the State: 1540 to 1988, insbes. S.1-30.; vgl. auch *R.M. Carmack (Hg.)*, Harvest of Violence. The Maya Indians and the Guatemalan Crisis, Norman 1988.

23 *H. Roth*, Die Übererzeugung in der Welthandelsware Kaffee im Zeitraum von 1790-1929, S.137 (nach Scherrer).

In demselben Zeitraum verlor der niederländische Kaffeehandel seine führende Stellung. Seit 1830 hatte die staatliche Monopolgesellschaft *Nederlandsche Handels-Maatschappij* durch ihre Kaffeeplantagen auf Java über ca. ein Drittel der Welterzeugung von der besten Qualität verfügt.²⁴ Für Deutschland war dies von besonderer Bedeutung, da von 1860 bis 1880 noch fast die Hälfte des Bedarfs auf der Rheinschiene aus Holland eingeführt wurde.²⁵ Aber dann verloren die Einfuhren aus Holland an Bedeutung (Mitte der 90er Jahre weniger als 10 Prozent des deutschen Bedarfs); auch die Direktimporte aus Ostasien standen nun weit hinter den Lieferungen aus Lateinamerika zurück.

Die Stagnation der Kaffeeproduktion auf Java war nur ein Grund für diese Entwicklung. Gleichzeitig verlor das System der Kaffeeauktionen in Amsterdam seine Bedeutung gegenüber dem Direktimport aus Lateinamerika. Die großen Handelshäuser von Hamburg und Le Havre kauften nun durch ihre Agenten im überseeischen Exporthafen oder direkt auf der Plantage.

Hamburg wurde zum führenden Importhafen auf dem Kontinent und konnte die Kaffee-Einfuhr im Untersuchungszeitraum um mehr als das Dreifache steigern: von 38,7 Mio. kg (1860) auf 132,6 Mio. kg (1895).²⁶ Hamburg hatte nach der Kontinentalsperre den Direktimport von Kaffee aus Brasilien und Westindien (vor allem Venezuela) aufgenommen, hing jedoch noch lange vom Londoner Zwischenhandel ab. Die Gründerkonjunktur der siebziger Jahre und die Festigung der Goldmark eröffneten dann neue Möglichkeiten. Dabei spielte der Direktimport aus Brasilien die wichtigste Rolle (1870: 130 000 dz, 1895: 679 000 dz); damit kamen ca. 50 Prozent des Hamburger Kaffees aus Brasilien.²⁷

Das zweite Land, mit dem sich eine besonders enge Geschäftsverbindung ergab, war Guatemala. Hamburg nahm schon ab 1871 einen wichtigen Teil der dortigen Kaffee-Ernte ab. 1875 gelangten auf direktem Wege 10.000 dz nach Hamburg; 1884 waren es bereits 59.000 dz, womit Guatemala auf der Rangliste der Lieferanten Venezuela vom zweiten Platz verdrängt hatte; 1895 gelangten 198.000 dz nach Hamburg.²⁸ Die direkten Einfuhren von zentralamerikanischem Kaffee in das deutsche Zollgebiet sind statistisch erst ab 1889 erkennbar und machten in den folgenden Jahren 5 bis 10 Prozent des deutschen Bedarfs aus. 1897 wurden die Einfuhren aus Guatemala zum ersten Mal gesondert aufgeführt; mit 18,9 Mio. kg im Werte von 28,4 Mio. Mark nahm Guatemala nun die zweite Position unter den Lieferländern ein, eine Position, die es dann ca. vierzig Jahre lang behaupten konnte.²⁹

Es lag durchaus im Interesse eines so großen Kaffeemarktes wie Hamburg, sich nicht vollständig vom Großerzeuger Brasilien abhängig zu machen. In diesem Falle hätte man unter schwankenden Lieferungen und Mißernten zu leiden gehabt. Guatemala mit seiner intensiven Kaffeekultur konnte hier eine ausgleichende Rolle übernehmen. Außerdem machte man sich in den 1880er Jahren Sorgen über das Arbeitskräfteproblem in Brasilien, denn das Ende der Sklaverei war abzusehen (vgl. dazu unten).

24 Vgl. ebenda, S.26ff.

25 1860 lag der Anteil bei 45% (vgl. *A. Bienengräber*, Statistik des Verkehrs und Verbrauchs im Zollverein für die Jahre 1842-1864, Berlin 1868, S.40f.) und 1878 bei 42% (vgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1880, S.62f.; in dieser Angabe ist auch der Import aus Belgien enthalten, der geringe Mengen ausmachte).

26 *H. Kurth*, Die Lage des Kaffeemarktes und die Kaffeevalorisation, Jena 1909, S.143f. (nach den Zahlen des Handelsstatistischen Bureaus zu Hamburg).

27 *K. Schönfeld*, Der Kaffee-Engroshandel Hamburgs, Diss.Heidelberg 1903, S.12 und 32ff.

28 ebenda, S.14-19.

29 Statist. Handbuch für das Deutsche Reich, Teil II, Berlin 1907, S.234f.; Statist. Jahrbuch für das Deutsche Reich 1899, S.114f.

Für die Marktchancen des Guatemala-Kaffees sorgte auch seine Qualität als milde Hochlandsorte. In Guatemala selbst wurde die wirtschaftliche Bedeutung dieser Frage bald erkannt. Als der erste Boom 1879 zu Ende ging und die Preise absackten, traten die Vorteile der Spitzensorten klar zutage; so war bekannt, daß der Hochlandkaffee aus der Provinz Alta Verapaz auf dem Londoner Markt weiterhin Höchstpreise erzielte. Die Pflanzler begegneten der Krise darum mit einem Ausbau der Aufbereitungsanlagen und verkauften bald nur noch großbohnige, gewaschene und sorgfältig verlesene Qualitäten nach Deutschland. Die schlechteren Sorten wurden an die Fabrikröster in den USA geliefert.³⁰

In Deutschland bevorzugte man zudem milde Sorten, was durch den hohen Einfuhrzoll gefördert wurde. Dieser Zoll wurde nach dem Gewicht erhoben und belastete damit die minderwertigen Sorten verhältnismäßig stärker als die hochwertigen. Seit 1879 wurden 40 Mark pro 100 kg erhoben. Das hohe Preisniveau des Importkaffees überließ einerseits dem Kaffee-Ersatz große Marktanteile, begünstigte andererseits aber die milden Qualitätskaffees, da sie, relativ gesehen, nur wenig mehr kosteten.

Der Kaffeeanbau in Zentralamerika wurde von Deutschland aus genau beobachtet.³¹ Da die mittelamerikanischen Produzenten zunächst über keine Atlantikhäfen verfügten und der Panamakanal noch nicht gebaut worden war, hatten sie bei der Belieferung der europäischen Märkte einen gravierenden Standortnachteil. Dem Aufbau eines preiswerten und zuverlässigen Transportweges kam daher strategische Bedeutung zu. Es spricht für die Zielstrebigkeit der beteiligten Kaufleute und Reeder, wenn es schon 1870 zur Einrichtung einer regelmäßigen Verbindung nach Deutschland kam; dabei mußte noch zweimal umgeladen werden: mit der Pacific Mail Steam nach Panamá, mit der Eisenbahn nach Colón am Atlantik und von dort aus mit der Hamburg-Amerika-Linie oder dem Norddeutschen Lloyd nach Deutschland. Diese Verbindung kam gerade rechtzeitig zustande, um dem Deutschen Reich beim ersten Aufschwung der Kaffee-Exporte 1870-1875 ca. ein Drittel der guatemalteckischen Ernte zu sichern.

1872 wurde in Hamburg die Dampfschiffahrtlinie Kosmos für die Bedienung der Westküste Amerikas gegründet. Im Aufsichtsrat saß Ernst Rittscher, der zuvor zwanzig Jahre lang ein Handelshaus in Guatemala geführt hatte.³² 1882 dehnte der Kosmos seine Westküstenfahrt bis Guatemala aus. Der Dampfer "Sakkarah" lud in San José und Champerico eine volle Kaffeeladung, die mit Gewinn nach Europa gebracht wurde. Anfang 1884 begab sich der Direktor der Reederei persönlich nach Guatemala, um über eine Direktverbindung nach Hamburg zu verhandeln. Der Kosmos verpflichtete sich für eine Regierungssubvention, die Pazifikhäfen während der Kaffee-Saison einmal monatlich anzulaufen.

Die neue Verbindung förderte den Kaffee-Export außerordentlich, weil die Route über Panama nun Konkurrenz bekam und die Tarife senkte. Ab 1888 bekam der Kosmos selbst Konkurrenz von der Kirsten-Linie, die aber 1894 durch die Bildung eines gemeinsamen Pools beendet wurde.³³

30 Deutsches Handelsarchiv 1884/II, S.486 und 1885/II, S.678; *E.-G. Küsel*, Die Kaffeehandelsorganisation in Zentralamerika und Kolumbien, Hamburg 1939, S.42ff.

31 Vgl. den Bericht über Costa Rica im Preußischen Handelsarchiv 1859, S.599ff.; *H. Dane*, Die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Mexiko und Mittelamerika im 19. Jahrhundert, Köln 1971, S.144ff.; vgl. auch *A. Riensch*, Erinnerungen aus meinem Leben während der Jahre 1830-1855, hg. von *E. Hieke*, Hamburg 1960, S.142ff.

32 *Wagner*, Los Alemanes in Guatemala, S.53 u. 131.

33 Deutsches Handelsarchiv 1884/II, S.489 und 1885/II, S.679; *O. Mathies*, Hamburgs Reederei 1814-1914, Hamburg 1924, S.107ff.

Die Einrichtung der Direktverbindung nach Hamburg 1884 fiel zusammen mit der Eröffnung der Eisenbahnlinie San José-Escuintla und kam rechtzeitig, um an der neuerlichen Steigerung der Kaffee-Exporte teilzuhaben. 1887 wurde der lange umstrittene Deutsch-guatemalteckische Handels- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen, der die deutschen Investitionen in ungewöhnlich privilegierter Form absicherte. Nun gingen schon 40 bis 50 Prozent der Ernte nach Hamburg, und das Deutsche Reich war der führende Abnehmer noch vor den USA geworden.³⁴

Für die Ausgestaltung des Handels zwischen Guatemala und Hamburg war insbesondere die deutsche Kreditfinanzierung der Plantagen von Bedeutung. Eine detaillierte Aufstellung der deutschen Kapitalinteressen in Guatemala aus dem Jahre 1897/98 zeigt, daß von insgesamt 184,5 Mio. allein 78 Mio. Mark als "Kredite an Pflanzler und Händler" ausgewiesen waren.³⁵ Es erweist sich, daß der vielbestaunte Aufstieg der "deutschen Interessen" als Kapitalexport während der Depressionsjahre mit teilweise spekulativer Grundlage zu verstehen ist.

Der hohe Kreditbedarf der Plantagen erklärt sich dadurch, daß der Aufbau eines Bankensystems in Guatemala nicht vorankam.³⁶ Vom Betriebskapital einer Pflanzung entfiel der Löwenanteil (über 90 Prozent) auf die laufenden Ausgaben (Löhne, Betriebsmittel). Die Pflanzler mußten darum mit wenigen Ausnahmen fremde Mittel für den laufenden Betrieb in Anspruch nehmen. Diese Kredite konnten nur zum geringen Teil hypothekarisch abgesichert werden, da der Wert der Grundstücke relativ niedrig war. Darum wurde es üblich, daß die Hamburger und Bremer Handelshäuser Vorschüsse auf die nächste Kaffee-Ernte (sog. "Refaktionskredite") gewährten.³⁷ Der Kreditnehmer begab sich damit in eine besondere Abhängigkeit vom Handelshaus, denn die Refaktionskredite wurden in monatlichen Quoten ausgezahlt, deren Verwendung der Kreditgeber in allen Einzelheiten kontrollieren konnte; außerdem mußte der Produzent seine Ernte von diesem Haus exportieren lassen - eine Verpflichtung, von der er sich nur unter großen finanziellen Opfern freikaufen konnte.

Dieses enge Netzwerk funktionierte so, daß es die größeren Betriebe und besonders die ausländischen Pflanzler begünstigte. Außerdem sicherte es dem Handel und insbesondere den Kreditgebern hohe Gewinne. Das ganze Geschäft litt allerdings unter dem Risiko der fluktuierenden Kaffeepreise, was in der ganzen Konsequenz erst beim Preissturz 1897 sichtbar wurde.

Der Aufstieg des Hamburger Kaffeehandels wurde in den achtziger Jahren von einer Strukturkrise begleitet, die die Stellung der Importhändler bedrohte. Durch den schnellen Ausbau der transatlantischen Kommunikationswege (Vervollkommnung der Eisenbahn-, Post- und Dampfverbindungen; erste Telegraphenverbindung nach Brasilien 1874) reifte der Gedanke, "den Grosshändler im Binnenlande direkt mit dem Exporteur [in Übersee] in Verbindung zu bringen, wodurch die Verkäufe vom Produktionslande auf feste Preise franko an den Hafenplatz gemacht werden könnten und Einlagerungsspesen, Versteigerungsgebühren, sowie die Provision des Importeurs am Seeplatz erspart werden sollten."³⁸ Namentlich die brasilianischen Exporteure schickten tatsächlich Agenten nach Deutschland, um direkte Geschäftsverbindungen mit dem Inland anzuknüpfen.

34 Wagner, Los Alemanes en Guatemala, S.100ff. und 167.

35 von Erckert, Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Guatemala, S.283; über das Zustandekommen dieses zuverlässigen Berichtes vgl. Wagner, S.112 und 201ff.

36 Cardoso/Pérez Brignoli, Centroamérica, S.239ff.

37 Dix, Zentral-Amerika, S.445f.; Küsel, Die Kaffeehandelsorganisation in Zentralamerika und Kolumbien, S.31 und 45ff.

38 A. Brougier, Der Kaffee. Dessen Kultur und Handel. Mit einem Anhang über den Terminhandel im Kaffee-geschäft, München 1889, S.43.

Aber statt der Einrichtung eines direkten Weges von der Plantage zum Großhandel trat dann eine zusätzliche, neuartige Institution zwischen die Exporteure und den inländischen Handel: die Terminbörse.³⁹ Diese Einrichtung wurde 1882 in New York und 1883 in Le Havre eröffnet. Da sogleich das große Ausmaß an Spekulation im Termingeschäft deutlich wurde, folgte der Hamburger Handel nur widerstrebend 1887. Aber die große Kapitalkraft von Le Havre zog die Warenströme aus Brasilien an und machte diesen Schritt unumgänglich, wenn Hamburg seine führende Stellung als europäischer Importhafen behaupten wollte.

Im Terminhandel werden normierte Einheiten einer massenhaft verfügbaren Standardqualität (in Hamburg "good average Santos") auf Termin, z.B. neun oder zwölf Monate im voraus verkauft. Die Kaufkontrakte werden dann selbst gehandelt (je nach der Spekulation auf steigende oder fallende Preise), bevor der Termin abläuft und eine Andienung und Bezahlung der Ware erfolgen muß. Das heißt, daß der Kaffee schon mehrmals den Besitzer wechseln kann, ehe er in Hamburg eintrifft; im Jahr 1888, in dem man in hohen Maßen Spekulation betrieb, wurden in Hamburg 16,4 Mio. Säcke Santoskaffee gehandelt, obwohl die gesamte Jahresernte dieser Sorte 2 bis 3 Mio. Sack nicht überstieg.⁴⁰

Damit strömten dem Terminhandel gewaltige Kapitalmengen zu, die günstige Renditen suchten, mit dem Kaffeegeschäft aber weiter nichts zu tun hatten. Andererseits vollzog sich das Börsengeschäft unter Kontrolle der führenden Kommissionäre und Makler vom exklusiven "Verein der am Kaffeehandel beteiligten Firmen", denn nur sie durften die Termingeschäfte im Auftrag ihrer Kunden abschließen. Die überseeischen Exporteure und die Kaufleute des Inlands waren ausgeschaltet.⁴¹

Der Auktionshandel in Amsterdam und London, der bis vor kurzem das Feld beherrscht hatte, war noch ein relativ einfacher Mechanismus zur Verknüpfung des Angebots an Kaffee mit der effektiven Nachfrage. Die Terminbörse zeichnete sich dagegen durch eine weltumspannende Reaktionsfähigkeit aus. Allein eine telegraphische Nachricht über die Ernteaussichten in Brasilien konnte nun die Preise steigen oder fallen lassen und damit über Nacht Millionengewinne oder entsprechende Verluste verursachen.

Darum konnte auch das Geschäft mit zentralamerikanischem Kaffee (der selbst nicht Gegenstand des Terminhandels war) die Terminbörse nicht mehr ignorieren, ohne große Verluste zu riskieren. Es wurde üblich, größere Geschäfte mit Guatemala durch den Erwerb von Terminkontrakten über Santoskaffee rückzuversichern, also durch die Anbindung an die allgemeine Preisbewegung das Risiko zu verringern.

Die Exporteure in Guatemala sahen den Terminhandel als eine für sie "schädliche Einrichtung" an, und die Verzahnung mit dem Termingeschäft mußte tatsächlich ihre Abhängigkeit von den Hamburger Importeuren verschärfen. Die Befürchtung, daß der Guatemalakaffee damit von Hamburg "abgelenkt" würde, bestätigte sich jedoch nicht. Er übernahm vielmehr gleich 1887 eine führende Rolle als Ergänzung bzw. Alternative zum Santos-Geschäft.⁴²

39 Zur Terminbörse vgl. *Schönfeld*, Der Kaffee-Engroshandel Hamburgs, S.87ff.; *C. Ratzka-Ernst*, Welthandelsartikel und ihre Preise. Eine Studie zur Preisbewegung und Preisbildung, München 1912, S.104ff.

40 *A. Bayerdörffer*, Der Kaffee-Terminhandel. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren Entwicklung der Börsengeschäfte mit Waren, in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik* 56, 1891, S.641-684 und 840-874, hier S.679.

41 *Schönfeld*, S.103; im "Bericht über das Vereinsjahr 1911" (Hamburg 1911) gibt der Vorstand des "Vereins der am Kaffeehandel beteiligten Firmen" einen Rückblick auf die 25 Jahre seit der Gründung (Exemplar im Weltwirtschaftsarchiv, Hamburg).

42 *Schönfeld*, S.106f.; *Bayerdörffer*, Der Kaffee-Terminhandel, S.608ff. und 852; Deutsches Handelsarchiv

Wichtige Handelskammern in Preußen protestierten 1887 gegen die Eröffnung der Hamburger Terminbörse. In den Augen des inländischen Handels mußte dadurch die Ware nur teurer werden. Der einzelne Geschäftsmann sähe sich nun spekulativen Preisbewegungen ausgeliefert, deren Ursache er nicht überblicken könne. Die Berg- und Talfahrt der Preise im Jahr 1888 schien diese Befürchtungen zu bestätigen. A. Brougier, ein führender Kritiker aus München, schrieb im September 1889: "Das Termin-Geschäft gibt sich wohl den Schein eines Lieferungs-geschäftes, ist aber nach und nach ... zu einem Spiel der schlimmsten und gefährlichsten Art [ausgeartet], welches die Moral in der Geschäftswelt untergräbt, die Solidität und das Vertrauen, das die Branche ehemals genossen hat, vernichtet und den Nationalwohlstand schädigt."⁴³

Aber der Appell an den "gesunden Kaufmanns-verstand" mußte gegen die Machtentfaltung des großen Kapitals wirkungslos bleiben. Die Terminbörse etablierte sich als tragender Pfeiler des Hamburger Importhandels. Von Anfang an war der Kolonialwarenhandel von anonymen Netzwerken bestimmt, die den Kommunikationsfluß zwischen Verbraucher und Produzenten unterbrachen. Ausgerechnet in dem Moment, wo die Verkehrstechnik den transatlantischen Austausch entscheidend erleichterte und beschleunigte, vollendete sich diese Entwicklung. Der als Aromaträger verklärte Kaffee war durch die Ausweitung der Plantagenproduktion zu einer standardisierten Massenware geworden. Nicht nur für den Verbraucher, sondern auch für den Detailhändler war der Geschäftsverlauf auf dem Kaffeemarkt endgültig undurchschaubar geworden, von Einsichten in die Welt der Produktion ganz zu schweigen.

Die schnelle Massierung von Kapital an der Terminbörse paßte in die Zeit der Großen Depression mit ihrem Überhang an anlagensuchendem Finanzkapital. Die heftige Kritik an der Spekulation im Terminhandel muß vor dem Hintergrund des Konzentrationsprozesses im Handel verstanden werden. Steigende Preise schmälerten den Gewinn des Zwischen- und Detailhandels, da es stets schwierig war, die Aufschläge an den Kunden weiterzugeben.

Die Vorstellung, daß spekulative Gewinne den Preis "ungerecht" machten, barg nicht nur beim Brot, sondern auch bei den Genußmitteln ein erhebliches Konfliktpotential in sich.⁴⁴ Doch der Geschäftsverlauf an der Kaffeebörse beruhigte sich erst einmal, und 1897 kam dann die große Überproduktionskrise, die das Problem auf Kosten der Erzeugerländer entschärfte. Die Preise fielen um die Hälfte, wovon alle Beteiligten in Deutschland bis hin zu den Verbrauchern profitierten. Fallende Preise für Kolonialwaren entlasteten so die sozialen Konflikte des Zentrums auf Kosten der peripheren Produzenten.

III. Die Dynamik des Verbrauchs

Im Jahre 1860 hatte der Kaffee in Deutschland schon eine lange Geschichte hinter sich und war bereits zu den Gütern des Massenkonsums zu rechnen.⁴⁵ So dramatische Einschränkungen wie

1888/II, S.501.

⁴³ Brougier, Der Kaffee, S.54.

⁴⁴ Vgl. z.B. die "Bierkrawalle" von 1872/73; vgl. M. Grüttner, Alkoholkonsum in der Arbeiterschaft 1871-1939, in: T. Pierenkemper (Hg.), Haushalt und Verbrauch in historischer Perspektive, St.Katharinen 1987, S.229-273, hier S.232.

⁴⁵ Die Ausbreitung des Kaffees im 18. und 19. Jahrhundert ist mehrfach untersucht worden: P. Albrecht, Kaffee. Zur Sozialgeschichte eines Getränks, Braunschweig 1980; R. Sandgruber, Bittersüße Genüsse. Kulturgeschichte der Genußmittel, Wien/Köln 1986; H.J. Teuteberg, Die Eingliederung des Kaffees in den täglichen Getränkekonsum, in: ders./G. Wiegelmann (Hg.), Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung, Münster 1986, S.185-201; jetzt auch D.A. Ball (Hg.), Kaffee im Spiegel europäischer Trinksitten, Zürich 1991.

die obrigkeitlichen Kaffeeverbote der Jahre 1764 bis 1785 lagen lange zurück. Auch die Kontinentalsperre hatte nur eine vorübergehende Stockung des Kaffeeimports zur Folge, ohne den säkularen Anstieg des Verbrauchs umzukehren.

Der Kaffeeekonsum weitete sich im 19. Jahrhundert auf die städtischen Unterschichten, die gewerblichen Arbeiter auf dem Lande und schließlich auf die bäuerliche Bevölkerung aus. In Gestalt von Konditoreien, Großstadtcafés und Kaffeegärten belebte sich die Kaffeehauskultur in neuer Form. Neben dem öffentlichen Raum gewannen auch der Privathaushalt und der Arbeitsplatz (Fabrik, Werkstube, Kontor) immer größere Bedeutung für den Kaffeegenuß.⁴⁶

Seit 1836 gibt es eine Statistik über den Verbrauch an importiertem Rohkaffee im deutschen Zollgebiet. Der durchschnittliche Jahresverbrauch der Jahre 1836/40 stellte sich danach auf 26,6 Mio. kg. Zu Beginn unseres Untersuchungszeitraumes (1861-65) war er auf 65,9 Mio. kg gestiegen und verdoppelte sich knapp bis zum Zeitraum 1891 bis 1895 auf 122,9 Mio. kg. Da die Bevölkerung in demselben Zeitraum zunahm, wuchs der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch langsamer; er stieg von 1,87 (1861-65) auf 2,41 kg (1891-95), was immerhin noch einer Zunahme um 28,9 Prozent entsprach.⁴⁷

Im Vergleich zu den Jahrzehnten davor und danach waren die Jahre von 1860 bis 1895 von hohen Rohkaffeepreisen gekennzeichnet; 1874 erreichten sie den höchsten Stand seit der Kontinentalsperre.⁴⁸ Bei der großen Preiselastizität der Nachfrage überrascht es nicht, daß der Pro-Kopf-Verbrauch in den Jahren 1875 bis 1895 stagnierte. Dabei ist auch der hohe Importzoll zu berücksichtigen, der in Wirklichkeit eine Verbrauchssteuer darstellte. 1873 wurde der Zollsatz für den Doppelzentner ungebrannten Rohkaffee von 30 auf 35 Mark, 1879 noch einmal auf 40 Mark heraufgesetzt. Die Entwicklung der Einzelhandelspreise zeigte, daß die Verbraucher 1873 eine empfindliche Preissteigerung in Kauf nehmen mußten, während die Senkung der Importpreise ab 1880 nur höchst zögerlich an den Verbraucher weitergegeben wurde.⁴⁹ Die jährliche Einnahme aus dem Kaffeezoll betrug seit 1870 zwischen 30 und 50 Mio. Mark und stellte eine wesentliche Stütze der Reichsfinanzen dar.⁵⁰

Wie fest etabliert die Sitte des Kaffeetrinkens im Bewußtsein der Zeitgenossen war, sollen einige Zitate zeigen. 1864 schrieb der Mundkoch des bayerischen Königs:

"Es ist wohl nichts aus der Pflanzenwelt vorhanden, dessen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben mächtiger wäre, als der Kaffee und der Thee. Denn was das Brod und die Kartoffel für den Hunger, das ist bekanntlich der Kaffee und der Thee für den Durst. In Asien ist der Thee Despot, Europa und Amerika sind ihm wie dem Kaffee freiwillig zinsbar geworden; beide sind ein tägliches Genußmittel für den Reichen, den Bemittelten, wie für den Armen; ja, ich sage, ein Labetränk, dessen sich Millionen Menschen erfreuen, und indem sich eine Nation nach der

46 *Albrecht*, Kaffee, S.28ff.; materialreiche Zusammenstellung bei *U. Heise*, Kaffee und Kaffeehaus. Eine Kulturgeschichte, Hildesheim/Zürich 1987; vgl. auch den Aufsatz von *R. Sandgruber* in diesem Heft.

47 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1901, S.160; *Teuteberg* (Die Eingliederung des Kaffees, S.193ff.) hat zurecht darauf hingewiesen, daß das tägliche Getränk in der Regel eine Mischung aus Bohnenkaffee und Ersatzkaffee war; deswegen läßt der angeführte Pro-Kopf-Verbrauch von Importkaffee keine direkten Rückschlüsse auf die Gesamtmenge des getrunkenen Kaffees zu.

48 Lange Reihen der Importpreise bei *Kurth*, Die Lage des Kaffeemarktes, S.15f. (nach den Berichten des Handelsstatistischen Bureaus zu Hamburg).

49 Einzelhandelspreise bei *W.G. Hoffmann*, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1965, S.589f.; die Zollsätze bei *B. Freyenried*, Der deutsche Kaffeeschmuggel, (Diss. Köln) Recklinghausen 1936, S.38ff.

50 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1890, S.177.

anderen unter deren sanftes Joch geschmiegt hat, sind sie sogar unsere Hausfreunde, und die Theilnehmer unserer Feste geworden."⁵¹

Eine Broschüre des Jahres 1881 nannte das Kaffeetrinken einen Genuß, "welcher gegenwärtig fast allen Ständen zu einem Lebensbedürfnisse geworden, ja fast mit dem Ausdrucke der unbedingten Nothwendigkeit zu bezeichnen ist."⁵² In einer verbreiteten Frauenzeitschrift hieß es 1889: "Streichen wir Kaffee und Thee aus unserem Leben, so kommt uns mit ihnen nicht nur ein Gegenstand unseres lieblichen Behagens, unserer Annehmlichkeit und Freude abhanden, sondern auch ein einflußreicher Freund unseres modernen Kulturlebens."⁵³

Diese Feststellungen beschreiben tatsächlich einen Integrationsvorgang auf dem Gebiet der täglichen Kost, der eine klassenübergreifende Ausstrahlungskraft hatte. Als eine wesentliche Triebfeder für die Übernahme des ursprünglich bürgerlichen Getränks wird allgemein das Bestreben der Unterschichten angesehen, den Lebensstil der Wohlhabenden nachzuahmen.⁵⁴ Die Übernahme des Kaffees durch die Unterschichten war jedoch ein komplexer und widersprüchlicher Vorgang, da die materiellen Lebensbedingungen der neuen Konsumenten anders als die der alten waren. Darum verbreiteten sich die Surrogate, darum konnte aber auch ein und dasselbe Getränk immer neue soziale Bedeutungen gewinnen. Wie Sandgruber schreibt, waren die Genußmittel nicht nur Zeichen des Überflusses, sondern auch Attribute der Not; so wurde die "Kaffeebrühe" von den Armen oft auf der Straße genossen, um ihr Hungergefühl zu betäuben.⁵⁵

Wenn in den angeführten und vielen anderen Äußerungen jener Zeit versichert wurde, daß der Kaffee nun sowohl dem Reichen als auch dem Armen zum Genuß diene, so handelte es sich um ein Gleichheitsversprechen, das in der Wirklichkeit keineswegs eingelöst war. Der Einkauf von kostspieligem Kaffee war für breite Schichten ein Ziel, das sie nur zu Zeiten guten Verdienstes erreichen konnten. Der Spannungsreichtum dieses Vorgangs läßt sich leicht an der Rolle des Ersatzkaffees verdeutlichen: Das allgemeine Ziel des Kaffeetrinkens war akzeptiert, nur mußten die einen Zichorienkaffee trinken, während die anderen Mokka genossen. Dabei blieb der reine Bohnenkaffee letztlich das unangefochtene Ziel der Wünsche, und jede Tasse Ersatzkaffee war mit dem Makel behaftet, kein "richtiger" Kaffee zu sein. Die Versuche der Lebensreformbewegung, den Malzkaffee als gesündere Alternative zu propagieren, waren trotz der breiten Werbung der beteiligten Hersteller wenig erfolgreich.⁵⁶

Wenn man mit dem allgemeinen Wunsch nach billigem Importkaffee später aggressive Kolonialpropaganda zu machen versuchte, so herrschte in der Kaffeeliteratur zunächst noch eine allgemeine, eher behäbige Fortschrittsgläubigkeit vor. Als eine umfassende Darstellung des liberal gefärbten Selbstverständnisses der Kaffeetrinker der Gründerzeit kann das Buch "Der Kaffee in seinen Beziehungen zum Leben" von H. Böhnke-Reich gelten.⁵⁷ Mit zahlreichen

51 *J. Rottenhöfer*, *Der elegante wohlservirte Kaffee- und Theetisch*. Mit Abbildung der Kaffee- und Theepflanze und mehrerer der neuesten Kaffee-Kochapparate, München 1864, S.III.

52 *S.A. Schwarzkopf*, *Der Kaffee in naturhistorischer, diätetischer und medicinischer Hinsicht* usw., Weimar 1881, S.2.

53 Dies Blatt gehört der Hausfrau, 4, 1889/90, S.19; diesen und andere Hinweise auf die Kaffeeliteratur in Familienzeitschriften verdanke ich Bettina Grote (Hannover).

54 Eine Erörterung der Imitations- und Innovationsprozesse auf dem Gebiet der Ernährung bei *G. Wiegelmann*, Tendenzen kulturellen Wandels in der Volksnahrung des 19. Jahrhunderts, in: *E. Heischkel-Artelt* (Hg.), *Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1976, S.11-21.

55 Vgl. seinen Aufsatz in diesem Heft.

56 *Teuteberg*, *Die Eingliederung des Kaffees*, S.195.

57 *H. Böhnke-Reich*, *Der Kaffee in seinen Beziehungen zum Leben*. Festschrift zum zweihundertjährigen

Anekdoten griff der Autor darin auf die "heroische" Vergangenheit des Kaffees im 18. Jahrhundert zurück, als in den Kaffeehäusern angeblich revolutionäre Verschwörungen ausgeheckt wurden und der Kaffeegenuß gegen die despotischen Verbote der Landesherren verteidigt werden mußte. Andererseits wird dieses Buch von einer geradezu biedermeierlichen Sehnsucht nach Privatsphäre und Behaglichkeit am Kaffeetisch geprägt, die auch für die großen Familienzeitschriften dieser Jahrzehnte typisch war. In Böhne-Reichs Sammlung findet sich auch ein Lobgedicht auf den Kaffee:

*"Kaum hab' ich deinen Wunderduft genossen,
Durchglüht mich schon die Hitze deiner Heimath;
Der Sinn belebt sich, und geordnet kommen
Mir die Gedanken wogengleich geflossen!
Sie, die so dürr, so hohl und traurig waren,
Sie lächeln nun und prangen reichgekleidet,
Und wachen Geistes ist es mir, als schlürft' ich
mit jedem Tropfen einen Strahl der Sonne."⁵⁸*

Hier treten wichtige Elemente der utopischen Bedeutung hervor, die mit dem Kaffee verbunden war: die Überhöhung des Kaffeegenusses zu allgemeinem Wohlbefinden, ja zur euphorischen Überwindung der Depression; die gepriesene Förderung der Wachheit und Klarheit der Gedanken, die seit der Aufklärung als ein Quell der Philosophie galt, und die ursächliche Verknüpfung mit der tropischen Sonne, die sich durch den Genuß des Kaffees mitteilt. Damit haben wir auch einen Hinweis darauf, daß die exotisch-koloniale Herkunft in der Vorstellung des Konsumenten präsent war, wenn auch in einer von der Wirklichkeit abgehobenen Form.

Im Privathaushalt war der Kaffee als Frühstücks- und Nachmittagsgetränk, als konstitutiver Bestandteil der Kaffeetafel und als Abschluß festlicher Mahlzeiten bereits fest etabliert. Zur Grundausrüstung eines "ordentlichen Hausstandes" gehörte darum in jedem Falle eine Kaffeemühle und eine Kaffeekanne mit Tassen; bei bescheidenem Wohlstand kamen ein Porzellan-Service und ein Kaffeebrenner hinzu (letzterer deutet auf die regelmäßige Verwendung von Bohnenkaffee hin).⁵⁹

Obwohl die Kunst des Kaffeekochens um diese Zeit kein Geheimnis mehr sein konnte, finden sich in den Kochbüchern und Familienzeitschriften allenthalben detaillierte Anweisungen, wie der Kaffee am besten zuzubereiten sei.⁶⁰ Von den praktischen Anforderungen macht man sich heute kaum einen Begriff, denn die Hausfrau mußte etwas von den Kaffeesorten wissen, die sie als Rohkaffee im Kleinhandel einkaufte. Das Rösten erfolgte auf dem eigenen Herd und erforderte eine enorme Sachkenntnis, wenn das Aroma nicht verloren gehen sollte. Für den Aufguß gab es zahlreiche Verfahren von Aufbrühsieben und -beutel bis zu den ersten Filtrierapparaten.

Doch die Ratschläge beschränkten sich nicht auf die notwendigen Sachkenntnisse in der Küche. Darüber hinaus war beim Servieren und beim Arrangement der Tafel die Einhaltung der gesellschaftlichen Regeln von großer Bedeutung. So hieß es z.B. im bekannten Kochbuch von Henriette Davidis unter der Überschrift "Kaffee-Gesellschaften": "Hat man zu einer Seite eine verheirathete und zur anderen eine unverheirathete Dame, so fange man bei ersterer zu präsentiren an und fahre dann in derselben Reihe weiter fort. Die Beilagen zum Kaffee reiche

Jubiläum des Kaffees in Oesterreich und Deutschland, 2. Aufl., Berlin/Leipzig 1885 (zuerst erschienen 1875).

⁵⁸ Von R. Delisle, ebenda, S.139.

⁵⁹ A. Wilz, Das unbedingt Notwendige und das Wünschenswerte. Kücheninventar von 1850-1890, in: G. Framke (Hg.), Beruf der Jungfrau. Henriette Davidis und bürgerliches Frauenverständnis im 19. Jh., Oberhausen 1988, S.117-144, hier: 119 u.138ff.

⁶⁰ z.B. die zehn praktischen Anweisungen einer Mannheimer Kaffeefirma in: Der Bazar 1887, S.380.

man jedoch nicht immer an ein und derselben Stelle, sondern fange bald hier, bald dort an, damit keinem Gaste eine besondere Auszeichnung, und keinem eine untergeordnete Stellung gegeben werde."⁶¹

Es erweist sich, daß das Kaffeetrinken dazu diente, die eigene Lebensführung zu demonstrieren. Die Frage der Lebensführung und damit des Verbrauchsverhaltens gewann für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts als Mittel der sozialen Differenzierung eine besondere Bedeutung.⁶² Dabei stiegen die Anforderungen an die Haushaltsführung. Besonders schwierig mußte es für die Hausfrauen in den bürgerlichen Randschichten werden, die einen standesgemäßen Lebensstil vorführen sollten, ohne die erforderlichen Mittel zur Verfügung zu haben.⁶³

Unter diesem Blickwinkel betrachtet, erweisen sich viele "Geheimrezepte" für die Kaffeezubereitung als Erfahrungsberichte, wie man mit möglichst wenig Bohnenkaffee ein gutes Getränk bereiten könne. Die Zubereitung eines reinen Mokka war sicher leichter, als der (weithin üblichen) Mischung mit Ersatzstoffen durch besondere Kunstgriffe das erwünschte Aroma des Bohnenkaffees zu verleihen. So erschien bei Böhnke-Reich der eher verschämte Hinweis: "Obwohl der einmal ausgezogene Kaffee an einen Nachguß fast gar nichts mehr abgibt, so wissen sparsame Hausfrauen aus demselben dennoch ein leidliches Getränk herzustellen. Sie trocknen nämlich den Satz, vermischen ihn mit einer geringen Menge von gebranntem Kalk und rösten ihn noch einmal gelinde. Dann behandeln sie ihn wie frischen Kaffee oder brauchen ihn wenigstens als Zusatz."⁶⁴

Die notwendige Sparsamkeit bei der Haushaltsführung motivierte auch das erste Interesse am Verbraucherschutz, das in den 1850er Jahren sichtbar wurde. Der Arzt Hermann Klencke verfaßte damals einen Ratgeber über "Die Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke, der Kolonialwaren, Drogen und Manufacte usw.". Darin wird deutlich, wie die alte Vorstellung von der Moral des Handels und einer gerechten Relation von Preis und Qualität durch die soziale und wirtschaftliche Dynamik der Zeit überholt wurde: "Die Zunahme der Bevölkerung, die höchst gesteigerte Consumption, die Verlegenheit der Verkäufer, ihre Bedürfnisse in reichlicher Menge und zu gewohnten Preisen zu liefern ..., haben den kaufmännischen Speculationsgeist gleichfalls angeregt, das in Hast, Gewohnheit und Noth kaufende Publikum zu täuschen und die Waare mit werthloseren Stoffen zu verfälschen, oder durch nachtheilige Zusätze einer schlechteren Qualität das scheinbare Aussehen einer besseren zu geben."⁶⁵ Die Analyse förderte gerade bei der teuren und hochbesteuerten Kolonialware Kaffee eine schier endlose Liste unerlaubter Zusätze ans Licht, von Zichorie über Getreide- oder Kartoffelmehl bis hin zu Farbstoffen, Erde, Steinchen usw. Als Gegenmittel empfahl der Autor den Gebrauch des Mikroskopes und die chemische Analyse, offensichtlich ein ziemlich praxisferner Ratschlag. Dennoch wurde der Schutz vor Kaffeeverfälschungen ein publizistisches Dauerthema der folgenden Jahrzehnte.⁶⁶

61 H. Davidis, Praktisches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche, 6. Aufl. Bielefeld 1854, S.613.

62 Vgl. T. Pierenkemper, Informationsgewinne und Informationsverluste einer Analyse von Haushaltsrechnungen auf massenstatistischer Basis am Beispiel ausgewählter bürgerlicher Haushalte im 19. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), Zur Ökonomik des privaten Haushalts, Frankfurt a. M. 1991, S.61-75, hier: 61f.

63 U. Frevert, Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986, insbes. S.104-128.

64 Böhnke-Reich, Der Kaffee, S.109.

65 H. Klencke, Die Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke, der Kolonialwaren, Drogen und Manufacte etc., Leipzig 1858, S.VI.

66 Vgl. z.B. A. Vogel, Über die Verfälschung einiger Nahrungs- und Genußmittel, in: Westermann's Monatshefte Bd.7, 1860, S.328-331; Moderne Kaffeeverfälschungen, in: Die Gartenlaube 1875, S.72; Böhnke-Reich,

Es waren vor allem zwei Erfindungen, die die Kaffeezubereitung in jener Zeit mechanisierten und damit beschleunigten: Die maschinelle Röstung und die Kaffeemaschine. Ab 1868 wurden von einer Maschinenfabrik in Emmerich (Rheinland) erst kohle-, dann gasbeheizte Röstmaschinen mit mechanischem Antrieb der Trommel und kontrollierter Belüftung produziert. Mit einer Vielzahl von Patenten wurden die Verfahren dann laufend perfektioniert. Die Vereinfachung für die Kunden und die Qualitätsverbesserung waren so durchschlagend, daß sich in diesem Zeitraum der Übergang vom Roh- zum Röstkaffeevertrieb im Detailhandel vollzog. In den USA wurde schon 1873 der Vertrieb von gebrauchsfertigem (geröstetem und gemahlenem) Kaffeepulver aufgenommen, was die schnelle Entwicklung der fabrikmäßigen Großrösterei förderte.⁶⁷ In Deutschland setzte sich der sogenannte "Paketkaffee" nur bei Surrogaten durch. Bei Kolonialkaffee verlangten die Käufer weiterhin geröstete Bohnen, um unerwünschte Verfälschungen auszuschließen. Überall wurden kleine Kaffeeröstereien eingerichtet, die einen lokalen und regionalen Kundenkreis bedienten.⁶⁸

Bis zu dieser Zeit war der Rohkaffee hauptsächlich nach Sorten verkauft worden, die eine Herkunftsbezeichnung trugen (Mokka, Java, Westindien- oder Brasilkaffee etc.). Da die Röstereien nun selbst die Mischung übernahmen, bildeten sich zuerst Mischungsbezeichnungen (z.B. Wiener Mischung = Ceylon + Java) und dann Handelsmarken (z.B. Tengelmans's Plantagenkaffee) heraus. Wie wenig die Exotik der Produktbezeichnungen noch mit der realen Herkunft zu tun hatte, zeigt die Liste der ersten eingetragenen Wortzeichen für Markenkaffee:⁶⁹ Von 1894 bis 1902 wurden 285 Bezeichnungen registriert (Ersatzkaffeemarken nicht gezählt), die die Welt Afrikas (Pyramiden-Kaffee), Ostindiens (Rajah) oder auch der klassischen Antike evozierten (Saturn-Kaffee). Es finden sich nicht mehr als zwei Marken (Motta's Brazilian und Kondor), die auf Lateinamerika Bezug nahmen, obwohl das Deutsche Reich zu dieser Zeit 80 bis 90 Prozent seines Bedarfs von dort bezog. Mit dem Terminhandel und der Einführung von Handelsmarken vollendete sich die Abtrennung des Konsumenten von der Herkunft der Kolonialware Kaffee. Damit das notwendige Gebrauchswertversprechen mit der Markenware verbunden blieb, wurde nun auch beim Kaffee die moderne Werbung notwendig.⁷⁰

Ungefähr gleichzeitig mit der maschinellen Röstung machte die Verbreitung automatischer Apparate für die Kaffeezubereitung große Fortschritte. Mit dem gebräuchlichsten Prinzip, bei dem das Wasser durch eine Spiritusflamme erhitzt wird und als Dampf in einen oberen Topf aufsteigt, um beim Absinken dann das Kaffeepulver zu passieren, wurde schon seit 1783 experimentiert. Nun aber verbreitete sich der Gebrauch dieser Maschinen in schnellem Tempo, und in einer wahren Erfindungswut wurden neue Verfahren und Formen der mechanischen Kaffeezubereitung konstruiert.⁷¹ Die ansprechende Gestaltung der Maschinen, mal in Anlehnung an die neuzeitliche Lokomotive, mal im traditionellen Samowarstil, war ein beliebter Gegenstand der neuen illustrierten Zeitschriften.⁷² Die Beschleunigung und Vereinfachung der

Der Kaffee, S.179-199.

67 W.H. Ukers, All About Coffee, New York 1922, S.522 und 633ff.

68 Eine typische Inseratwerbung für eine solche Rösterei in Dortmund (1886) abgedruckt bei Wilz, Das unbedingt Notwendige und das Wünschenswerte, S.140.

69 Als Anhang enthalten in: *Kaiserliches Gesundheitsamt (Hg.)*, Der Kaffee. Gemeinfaßliche Darstellung der Gewinnung, Verwertung und Beurteilung des Kaffees und seiner Ersatzstoffe, Berlin 1903, S.154-169.

70 Vgl. dazu K. Schlegel-Matthies, Anfänge der modernen Lebens- und Genußmittelwerbung: Produkte und Konsumgruppen im Spiegel von Zeitschriftenannoncen, in: H.-J. Teuteberg (Hg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum, Münster 1987, S.277-308.

71 *Böhnke-Reich* spricht von "Tausenden verschiedener Constructionen.", in: Der Kaffee, S. 97.

72 Zahlreiche Beispiele in der Leipziger Illustrierten Zeitung, Jge.1850-1890; "Wiederum eine neue Kaffeema-

Zubereitung konnte zur Ausweitung des Verbrauchs beitragen. Wenn ein verbreitetes Modell als "Studenten- und Jungesellen-Kaffeemaschine" bekannt war,⁷³ zeigte sich, daß der häusliche Verbrauch nun auch für Personen möglich wurde, die nicht über einen eigenen Hausstand verfügten, und das war ein wichtiger Teil der städtischen Bevölkerung.

S. Mintz hat einen Zusammenhang zwischen der Ausbreitung der Genußmittel und der Intensivierung der Arbeit während der Industriellen Revolution in Europa postuliert.⁷⁴ Diese pauschal geäußerte These bedarf freilich einer Differenzierung und des Belegs im einzelnen. Der Kaffeekonsum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann hierfür als Paradebeispiel gelten. Es ist aber zu beachten, daß sich die Meinung, daß der Kaffeegenuß bei körperlicher Arbeit ein zulässiges und förderliches Getränk sei, in Deutschland erst spät durchsetzte.

Obwohl Schivelbusch einen inneren Zusammenhang zwischen dem Aufkommen des Kaffees als "Droge der Nüchternheit" und der protestantischen Ethik vermutet,⁷⁵ galt der Kaffeegenuß für die (hand)arbeitenden Klassen im 18. Jahrhundert als ungesund und gesellschaftlich nicht akzeptabel. Auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde diese Gewohnheit noch von den Ärzten und Politikern als ein Laster bekämpft, das die Arbeitszeit verkürze. Dabei überwog die Argumentation, daß der spärliche Arbeitslohn lieber auf nährstoffreiche Lebensmittel als auf eine aufreizende schwarze "Brühe" zu verwenden sei, daß der Kaffeegenuß also das soziale Elend verschärfe.⁷⁶

Bekanntermaßen ließen sich aber die Heimarbeiter bei ihrer schweren und monotonen Arbeit das bescheidene Vergnügen einer Kaffeepause nicht nehmen. Sie "erfanden" diese Pause in ihrer Funktion als Unterbrechung des zeitgestreßten Arbeitstages, wobei der Aspekt der belebenden Wirkung des heißen Getränkes (auch bei Ersatzkaffee ohne Koffein wirksam) und der Abwechslung durch einen starken, bitteren Geschmack im Vordergrund stand.

In den Lehrmeinungen über den Zusammenhang von Kaffee und Arbeit bahnte sich nach 1850 ein grundlegender Wandel an: Nun setzte sich endgültig die Auffassung durch, daß der Kaffee ein geeignetes Getränk am Arbeitsplatz sei, weil er die Leistungsbereitschaft fördere. In der Ernährungsphysiologie waren die Arbeiten von Carl Voit, einem Schüler von Justus von Liebig, grundlegend. Er erkannte, daß bei der wissenschaftlichen Definition einer richtigen Ernährung die subjektiven und geschmacklichen Elemente berücksichtigt werden müssen. Die "Mannigfaltigkeit der Kost des Menschen", schrieb er rückblickend, sei ihm lange ein undurchdringliches Rätsel geblieben, weil die Ernährungslehre früher den Wert einer Speise nur nach ihrem Gehalte an Nahrungsstoffen beurteilt habe. So sei er zu der Forderung gelangt, "auf die Art und die Formen der Träger der Nahrungsstoffe Rücksicht zu nehmen wegen der Nothwendigkeit der Abwechslung und der Genussmittel in der Kost des Menschen."⁷⁷ Damit war der Weg frei zur Würdigung der Rolle der Genußmittel.

schine", in: Die Gartenlaube 1884, S.20; *Heise*, Kaffee und Kaffeehaus, S.58ff.

73 *Böhnke-Reich*, Der Kaffee, S.111.

74 *Mintz*, Die süße Macht, S.179 und passim.

75 *W. Schivelbusch*, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, Frankfurt a. M. 1990, S.25ff.

76 Eine Zusammenstellung aller Argumente am Ende des 18. Jahrhunderts in dem ausgezeichneten Aufsatz von *P. Albrecht*, Kaffeetrinken. Dem Bürger zur Ehr', dem Armen zur Schand, in: *R. Vierhaus* (Hg.), Das Volk als Objekt obrigkeitlichen Handelns, Tübingen 1992, S.57-100, hier 71ff.

77 *C. Voit* (Hg.), Untersuchung der Kost in einigen öffentlichen Anstalten, München 1877, S.2f.; zur Ernährungslehre allgemein vgl. auch *E. Heischkel-Artelt* (Hg.), Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert, Göttingen 1976.

Beklagte Baron v. Bibra noch 1858, daß Untersuchungen über die physiologischen Wirkungen des Kaffees nur sehr spärlich vorhanden seien, so wartete Meinert 1880 bereits mit einer gesicherten Lehrmeinung auf: "Der Genuss des Kaffees (speziell des im Kaffee enthaltenen Kaffein) verändert die Blutvertheilung im Organismus, indem durch das Kaffein den Muskeln und den Nerven - also den Organen der mechanischen Arbeit - mehr Blut zugeführt wird. Dadurch wird erstlich eine grössere Arbeitsleistung bedingt, und zweitens werden durch die gesteigerte Blutzirkulation die sogenannten ermüdenden Stoffe in den genannten Organen rascher und vollständiger fortgeführt, wodurch ebenfalls eine Steigerung der Arbeitsfähigkeit erzielt wird."⁷⁸

Die Gegner des Kaffees, die auf eine lange Tradition medizinischer Polemik seit dem 17. Jahrhundert zurückblicken konnten, waren nicht ganz verschwunden. So sah der Arzt H.F. Nicolai im Koffein einen "schleichend giftigen Dämon, der die Volksgesundheit untergräbt." Mit seinem mißbräuchlichen Genuß seien "die schwächliche Erregbarkeit und die Ueberreizung der Nerven" in die breiten Massen und damit in den "eigentlichen Kern des Volkes" eingedrungen.⁷⁹ Aber diese Richtung beschränkte sich zunehmend auf das Feld des Kulturpessimismus mit sektiererischer Tendenz. Als typisch für diese Zeit muß vielmehr das warmherzige Lob Pettenkofers gelten, der 1873 mit einem metaphorischen Bezug auf das Zeitalter der Mechanisierung schrieb: "Die Genussmittel sind wahre Menschenfreunde, sie helfen unserem Organismus über manche Schwierigkeiten hinweg, ich möchte sie mit der Anwendung der richtigen Schmiere bei Bewegungsmaschinen vergleichen, welche zwar nicht die Dampfkraft ersetzen ... kann, aber dieser zu einer viel leichteren und regelmäßigen Wirksamkeit verhilft und außerdem der Abnutzung der Maschine ganz wesentlich vorbeugt."⁸⁰

Eine praktische Anerkennung erfuhr der Kaffee im deutsch-französischen Kriege; von August 1870 an erhielten die preußischen Truppen im Felde die hohe Tagesration von 30g Kaffee.⁸¹ Nachdem bereits im amerikanischen Bürgerkrieg die positive Wirkung des Kaffees bei Nachtmärschen erprobt worden war, hatte der preußische Generalstab die strategische Bedeutung des Wachmachers erkannt. Für eine Einschätzung der massiven Wirkung dieser Maßnahme ist an die gewohnheitsbildenden Folgen der Soldatenverpflegung zu denken.⁸²

Während der Kaffee als nützliches und kräftigendes Getränk anerkannt wurde, trat die Bekämpfung des Alkohols in den Vordergrund. Die Sozialreformer und Mäßigkeitsvereine propagierten den Kaffee als gesunde Alternative zum Schnaps. Auch wenn sie dabei an Malzkaffee mit Milch dachten, wurde so die Verbreitung des Kaffeetrinkens unter der arbeitenden Bevölkerung nachhaltig gefördert. Aus England wurde die Einrichtung alkoholfreier Kaffeeshenken in Fabriknähe übernommen. Diese sogenannten "Kaffeeklappen" hinterließen bleibende Spuren beim Aufbau des betrieblichen Kantinenwesens, da die Fabrikanten ihrerseits Kaffeeküchen in den Betrieben einrichteten. Teuteberg verfolgt sogar die Vorläufer der proletarischen Thermosflasche bis zu den mit Tüchern umwickelten Emaillkannen zurück, mit denen heißer Malzkaffee in den Betrieb gebracht wurde.⁸³ Eine offizielle, gewissermaßen kanonisierende Anerkennung des Kaffees findet sich in einer Broschüre des Kaiserlichen Gesundheits-

⁷⁸ Baron v. Bibra, *Der Kaffee und seine Surrogate*, München 1858, S.62; C.A. Meinert, *Armee- und Volksernährung*, Bd.I, Berlin 1880, S.98; vgl. auch *ders.*, *Wie ernährt man sich gut und billig?*, Mainz 1882, S.19.

⁷⁹ H.F. Nicolai, *Der Kaffee und seine Ersatzmittel*. Volkshygienische Studie, Braunschweig 1901, S.VII.

⁸⁰ Zitiert n. Teuteberg, *Die Eingliederung des Kaffees*, S.197.

⁸¹ Meinert, *Armee- und Volksernährung*, Bd.I, S.270.

⁸² Vgl. den Aufsatz von S. Mintz in diesem Heft.

⁸³ Teuteberg, *Die Eingliederung des Kaffees*, S.197.

amtes aus dem Jahre 1903. Darin wird die "leichte, aber deutliche Steigerung der Geschwindigkeit und Sicherheit in der Aufnahme und Verarbeitung geistiger Vorgänge unter Coffein-Gebrauch...besonders bei bestehender geistiger Ermüdung" unterstrichen.⁸⁴ Die Beschleunigung des Arbeitsprozesses erscheint hier als durchgängiges Erfordernis der modernen Entwicklung.

Gut hundert Jahre zuvor besagte die gültige Lehrmeinung noch, daß "derjenige, der Kaffee trinke, leichter schwitze; wer jedoch schwitze, arbeite weniger intensiv oder kürzere Zeit, beides bewirke einen Arbeitsausfall."⁸⁵ In einer kompletten Umkehr der Argumentation unterstrich das Kaiserliche Gesundheitsamt nun die Bedeutung des Getränkes für die Flüssigkeitsaufnahme bei schwerer körperlicher Arbeit; der Kaffeezusatz selbst wurde dabei auf die Rolle eines "Geschmacksmittels" reduziert. "Bei Versuchen in der städtischen Gasanstalt zu Leipzig verweigerten die Kesselheizer sehr bald reines Wasser; die in Form selbst des leichtesten Bieres gebotene Flüssigkeit machte sie müde und arbeitsunfähig; ein Kaffeeaufguß von etwa 6 g Bohnen auf ein Liter Wasser erwies sich dagegen als das beste Mittel, Wasser in schmackhafter Form beinahe in beliebiger Menge zur Ausgleichung des durch das starke Schwitzen bedingten Wasserverlustes zuzuführen."⁸⁶

In dieser Broschüre mit ihrem umfangreichen Anmerkungsapparat erreichte die differenzierte Würdigung des Kaffees und seines Nutzens für die Arbeitsleistung einen deutlichen Höhepunkt. Der Durchbruch dieser Argumentation hatte große Bedeutung für den Transatlantikhandel. Es ging nicht mehr allein darum, ehemalige Luxusgüter für immer breitere Schichten zugänglich zu machen. Mit der Feststellung ihres produktiven Nutzens wurden die kolonialen Genußmittel zu strategischen Handelsgütern. So hieß es in einem verbreiteten Handbuch der Ernährungslehre 1883: "Thatsächlich sind Kaffee, Thee, Cacao und Tabak zu unentbehrlichen Genussmitteln und von grösster Bedeutung für die menschliche Ernährung geworden. Jedes Volk, jedes Land sucht sich dieselben zugänglich zu machen und betrachtet die Beschaffung und Versorgung mit denselben als eine Lebensfrage."⁸⁷ Diese Argumentation ist nicht in sich kolonialistisch zu nennen, aber sie war zweifellos eine wichtige Basis für das sozialimperialistische Kalkül, das sich mit der heraufziehenden Weltmachtspolitik des Kaiserreiches verbinden sollte.

IV. Zugänge zum überseeischen Zusammenhang

Die Schriftsteller der Gründerzeit feierten die Fortschritte des Welthandels in geradezu überschwenglicher Weise. Der bekannte Geograph Karl Andree sprach 1867 von dem "Sinn für das Große, ich möchte fast sagen für das Unbegrenzte, welcher unsere Tage kennzeichnet... Erst in unseren Tagen konnte sich der Handel wahrhaft zum Weltverkehr umgestalten...Denn der Blutumlauf in diesem Weltverkehr ist rascher, die Pulsschläge sind voller und kräftiger als je zuvor. Die Dampfschiffahrt ist auch oceanisch, die Eisenbahn und der Telegraph sind intercontinental geworden."⁸⁸

Die umfassende Bedeutung dieser Entwicklung für die Gestaltung des Alltagslebens wurde von den Zeitgenossen nicht nur wahrgenommen, sondern ebenfalls gefeiert: "Vermittelst des beschwingten Verkehrs ist man im Stande, die Producte aller Zonen, die Erzeugnisse aller Länder gegenseitig auszutauschen... Die Kleidungsstücke, welche dem Bedürfnisse und dem

84 Kaiserliches Gesundheitsamt, *Der Kaffee*. Gemeinfaßliche Darstellung, S.116.

85 Albrecht, *Kaffeetrinken*. Dem Bürger zur Ehr', dem Armen zur Schand, S.78.

86 Kaiserliches Gesundheitsamt, *Der Kaffee*. Gemeinfaßliche Darstellung, S.122f.

87 J. König, *Die menschlichen Nahrungs- und Genußmittel*, 2.Aufl., Berlin 1883, S.599.

88 K. Andree, *Geographie des Welthandels*, Bd.I, Stuttgart 1867, S.6f.

Luxus dienen, die Nahrungsmittel, welche der Nothdurft unseres Leibes genügen sollen, entstammen den mannigfachsten Climates; die Erzeugnisse aller Welttheile werden benützt, um unser materielles Leben auszuschmücken.⁸⁹ Dies galt insbesondere für die sogenannten Colonialproducte: "Durch sie gewann der atlantische Ozean ein gesteigertes Leben, und in der Ernährung der europäischen Völker trat seitdem eine völlige Umwandlung ein... Der Bedarf an Colonialwaaren nimmt ununterbrochen zu, und die Erzeugung genügt manchmal nicht zur Befriedigung des Bedarfs."⁹⁰ Als entscheidende Triebfeder dafür sahen die Freihändler die Steigerung der Nachfrage an, und es gab in dieser Zeit auch theoretische Versuche, die Bedeutung des Geschmacks für den Welthandel zu erfassen.⁹¹

In den Auswirkungen auf die Produktion in Übersee konnten die Freihandelsbefürworter nur wohlthätige Folgen erkennen. Sie unterstellten durchgängig die Freiwilligkeit und den gegenseitigen Nutzen des Warenaustausches. Darüber hinaus überhöhten sie den Weltmarkt zu einer zivilisatorischen Utopie. Auch nach dem Finanzkrach von 1873 und dem Beginn der Großen Depression blieben wichtige Elemente der globalen Fortschrittseuphorie erhalten. In seinem Handbuch "Das wirtschaftliche Leben der Völker" stellte Karl von Scherzer (1885) die Einführung des Kaffees und Zuckers auf den amerikanischen Plantagen unter dem Begriff "Adoptivculturen" vor. In ihrer Ausbreitung sah er ein Zeichen der Naturbeherrschung, ja des "nachahmenden Schöpfungsprozesses". Zusammenfassend äußerte er die Absicht, "den die Wohlfahrt der Völker anbahnenden Ausgleichsproceß zwischen Production und Consumption zu beleuchten, und wir wünschen, daß es uns gelingen möge, im schwellenden Strome des Güteraustausches den sicheren Weg materieller Befriedigung und zunehmender socialer Vervollkommnung zu zeigen."⁹² Diese Auffassungen zeigen übrigens eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit dem Diskurs der liberalen Reformen in Guatemala, der ebenfalls die segensreiche Evolution der Produktivkräfte pries.

Alle praktischen Analysen der tropischen Agrarproduktion mußten sich dagegen mit den großen Schwierigkeiten und Widersprüchen beschäftigen, die die Plantagenarbeit kennzeichneten. Diese Debatte war freilich von der technischen Frage bestimmt, wie der allgemeine Mangel an billigen Arbeitskräften am besten zu überwinden sei.

In Brasilien gab es bis 1888 noch ca. 1,4 Mio. Sklaven, die zum großen Teil auf den Kaffeeplantagen arbeiteten. Da aber das Ende der Sklaverei über kurz oder lang unvermeidlich schien,⁹³ wurde die Frage diskutiert, wie die Zukunft der Exportproduktion gesichert werden könnte. H. Handelmann befand dazu, daß die Eigenschaften der Kaffeepflanze die "Ansiedlung freier Neger" begünstige: "Der Kaffeebaum ist so zu sagen eine demokratische Pflanze, denn sein Anbau kann auch im Kleinen, auf der kleinsten Parcellen betrieben werden und erfordert nur geringe Auslagen; er wirkt demnach auf eine Zersplitterung des Grundbesitzes, auf einen allgemeinen mittleren Wohlstand."⁹⁴ Die Wirklichkeit brachte eine ganz andere Entwicklung,

89 A. Beer, Geschichte des Welthandels im neunzehnten Jahrhundert, Wien 1864, Bd.I, S.5f.

90 Andree, Geographie des Welthandels, Bd.I, S.592.

91 A. Dorn, Der wirtschaftliche Werth des Geschmacks (Volkswirtschaftliche Zeitfragen, 61/62), Berlin 1886.

92 K.v. Scherzer, Das wirtschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum, Leipzig 1885, S.1-8.

93 Die Auffassung, daß das Ende der Sklaverei "von selbst" komme, war damals sehr verbreitet. Vgl. die Äußerungen in der Zeitschrift Globus 27/7, 1875, S.112; R. Conrad (The Destruction of Brazilian Slavery 1850-1888, Berkeley 1972) hat jedoch überzeugend gezeigt, daß gerade die Kaffeepflanzer bis zum erzwungenen Ende zäh an dieser Institution festhielten.

94 H. Handelmann, Geschichte von Brasilien, Berlin 1860, S.340.

nämlich den Fortbestand der Großbetriebe mit eingewanderten Arbeitskräften aus Südeuropa, wobei zuerst das Halbpachtsystem, dann das Kolonat vorherrschte.⁹⁵ Eine andere Möglichkeit zur Beschaffung billiger Arbeitskräfte war die Anwerbung asiatischer Kontraktarbeiter. Einige Autoren empfahlen diese Möglichkeit, die in Peru und in der Karibik praktiziert wurde, auch für Brasilien und die indianischen Länder Lateinamerikas.⁹⁶

In Deutschland konnte man sich durchaus über die Arbeitsbedingungen auf den brasilianischen Plantagen informieren, zumindest war das aus den Warnungen an die Adresse deutscher Auswanderer zu entnehmen. So schrieb Friedrich Gerstäcker 1862: "Wehe [den Deutschen], wenn sie sich mit den brasilianischen Pflanzern einließen, wenn sie trotz aller Abmahnungen und Warnungen Privatcontracte mit den Kaffeejunkern und Pflanzern (sogenannte Parcerieverträge) schlossen, denn in dem Fall waren sie fast immer verloren, und viele Hundert unserer Landsleute büßen noch jetzt in fast mehr als halber Sklaverei mit ihren Familien die frühere Dummheit."⁹⁷ Besonderer Warnungen vor einer Arbeitsmigration nach Zentralamerika bedurfte es wohl nicht, weil das Scheitern der Kolonisationsprojekte in den 1850er Jahren noch im allgemeinen Gedächtnis war.⁹⁸ Der Zürcher Arzt Otto Stoll ging 1886 in seinem Reisebericht aus Guatemala auf die Grausamkeit der Zwangsmittel gegen die indianischen Arbeitskräfte ein und erwähnte über die Lebenslange Verschuldung hinaus, die Auspeitschung und die Einschließung in den Stock. Die Indianer seien billiger und darum schlechter gestellt als Sklaven. "Es legt daher der Pflanzler auf den einzelnen Indianer lange nicht den Werth, den derselbe als teuer bezahlter Sklave für ihn besäße. Im Krankheitsfalle oder bei Verletzungen wird sich der Pflanzler zunächst fragen, ob er durch den Tod des Mozo nicht geringern Schaden leide als durch neue Auslagen bei unsicherm Erfolg auf Wiederherstellung... Die Stellung des Pflanzers zu seinen Mozos [ist] eine viel kältere, härtere und brutalere, als es der Fall wäre, wenn diese Republikaner auch de nomine seine Sklaven wären." Der Pflanzungsindianer besitze in der Regel nur ein einziges Gewand, "welches häufig mehr Loch als Zusammenhang ist... Am schlimmsten ist die Garderobe der Ranchero-Kinder bestellt, die häufig nur aus ein paar formlosen Fetzen besteht. Wäre dies anders, so würden die Europäer etwas theuern Kaffee trinken."⁹⁹

Der aufmerksame Blick des Arztes interessierte sich auch für die Ernährung dieser Arbeiter: "Die Ernährung des Indianers [ist]... für anhaltende Anstrengung ungenügend... Seine Hauptnahrung bilden wie vor alters der Mais, der ihm unsere Cerealien ersetzt, und die Frijoles (schwarze Bohnen), die mit ihrem hohen Stickstoffgehalt ihm unser Fleisch vertreten. Sein gewöhnliches Getränk ist Wasser, seine Hauptstimulantien sind ausser Kaffee die Aguardiente und die Chicha, beide dem Pflanzungsindianer in der Regel nur bei festlichen Gelegenheiten zugänglich."¹⁰⁰ Hier tritt uns der Kontrast zur energiereichen Kost der europäischen Zeitgenossen entgegen, wo sich der Ernährungsstil intensiviert hatte und wo die festliche Verwendung

95 O. Canstatt, Brasilien. Land und Leute, Berlin 1877, S.176f. und 380f.; genaue Aufarbeitung der Verhältnisse bei Stolcke, The Labours of Coffee in Latin America, S.410ff.

96 N. Rusche, Zur Kulifrage, in: Globus 29/1, 1876, S.28ff. und 43ff.

97 F. Gerstäcker, Deutsche Colonisation in Brasilien, in: Die Gartenlaube, 1862, S.455.

98 Kein einziges Mitglied der deutschen "Kolonie" in Guatemala (1897 ca. 900 Personen) war "landwirtschaftlicher oder industrieller Arbeiter"; vgl. v. Erckert, Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands, S.282; zu den Kolonisationsprojekten vgl. jetzt Th. Schoonover, Germany in Central America, 1820s to 1929: An Overview, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 25, 1988, S.33-59.

99 Stoll, Guatemala, S.87ff.

100 ebenda, S.93f.

der Genußmittel hinter ihrem Nutzen für die Arbeitsleistung zurücktrat.

Die kritischen Bemerkungen in Stolls Buch wurden quasi en passant geäußert und standen nicht im Kontext einer verbreiteten Kritik an den Zuständen in Guatemala. Überhaupt scheint das Interesse an den indigenen Arbeitern in Deutschland sehr viel geringer gewesen als z.B. in England, wo sich die starke Tradition des Abolitionismus in politisch wirksamen Öffentlichkeitskampagnen fortsetzte.¹⁰¹

Natürlich gab es auch in Deutschland Stimmen, die die Zwangsarbeit auf den überseeischen Plantagen aus humanitären und kulturkritischen Motiven kritisierten. So warnte Georg Friedrich Knapp in einem Vortrage 1889, daß die Plantagenwirtschaft immer wieder mit der Knappheit der niederen Arbeitskräfte konfrontiert sei. Die Klage der Europäer über den "Müßiggang der Eingeborenen" bedeute nur die Entrüstung darüber, "daß die Leute, nachdem wir bei ihnen erschienen sind, nicht für uns arbeiten wollen." Er sprach von der "merkwürdigen Aufgabe, den Plantagenbetrieb mit menschlicheren Arbeitsbedingungen zu verbinden" und äußerte die Hoffnung, daß "jede verkappte Nachahmung der Sklaverei im Keime erstickt" würde.¹⁰²

S. Mintz schreibt, die Sklaven in Westindien und die britischen Proletarier des 18. Jahrhunderts seien durch die Kräfte des Empire und den Austausch ihrer Arbeitsprodukte eng miteinander verknüpft gewesen, "ohne es zu wissen".¹⁰³ Im Hinblick auf das ausgehende 19. Jahrhundert ist festzustellen, daß die sozialdemokratische Partei anfangs, die Arbeitsverhältnisse auf den Plantagen zu thematisieren. So schrieb Max Schippel 1892: "Die Plantagen können ohne die Angehörigen tropischer Menschenrassen nicht betrieben werden. Diese Rassen sind nur durch physischen und rechtlichen Zwang in den kapitalistischen Arbeitsorganismus einzugliedern. Die kapitalistische Ausbeutung erhält hier einen Zusatz von thierischer Brutalität, der mit dem - vermeintlichen oder wirklichen - kulturellen Abstand sich nur erhöht." Daran knüpfte sich die Befürchtung, daß "die Brutalisierung der Ausbeutung von den Außenländern der kapitalistischen Welt zurückschlägt bis in das Innerste der europäischen Staaten und alle Klassenbeziehungen hier noch mehr vergiftet."¹⁰⁴ Die Argumentation mit dem globalen Zusammenhang der Ausbeutungsformen wurde allerdings von der SPD nicht weiterverfolgt. Bei der Anprangerung der Kolonialskandale ab Mitte der neunziger Jahre stellte die Partei eher moralische und humanitäre Argumente in den Vordergrund.¹⁰⁵

Wenn sich das Bewußtsein vom globalen Zusammenhang des eigenen Lebens verbreitete, so war das eher als ein Erfolg der Freihandelspropaganda anzusehen. Die Befürworter des Freihandels argumentierten ja seit Jahrzehnten mit dem Verbrauchernutzen, der durch die Expansion des Welthandels zu erwarten war. Die Sozialdemokratie hatte dem wenig entgegenzusetzen; durch ihre Opposition gegen die reaktionäre Schutzzollpolitik verstärkte sie nur die Argumente des Freihandels.¹⁰⁶ Sie entfaltete zwar eine Praxis in den Konsumvereinen, die den Verkauf billiger und unverfälschter Ware zum Ziel hatten; dort wurden in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg sogar eigene Kaffeeröstereien eingerichtet. In der Theorie hielt die Sozialdemokratische Partei allerdings an der hölzernen Vorstellung fest, daß der "Konsumentenstand-

101 Vgl. *M. Perham*, Bilanz des Kolonialismus, Stuttgart 1963, S.101ff.

102 *G.F. Knapp*, Die Landarbeiter in Kechtschaft und Freiheit, Leipzig 1891, S.19f.

103 Vgl. den Aufsatz von Mintz in diesem Heft.

104 *M. Schippel*, Arbeitskräfte für das Kapital in den Tropen, in: Die Neue Zeit 10, 1892, Bd.2, S.397- 401.

105 *H.-Ch. Schröder*, Sozialismus und Imperialismus. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit dem Imperialismusproblem und der "Weltpolitik" vor 1914, Hannover 1968, S.137ff., hier 155.

106 Vgl. *K. Kautsky*, Handelspolitik und Sozialdemokratie. Populäre Darstellung der handelspolitischen Streitfragen, Berlin 1901.

punkt" ein kleinbürgerliches Problem sei und der Reallohn einzig und allein von der Dynamik der Produktion bestimmt werde.¹⁰⁷ Sie übergang damit die enorme Bedeutung, die die Konsumfragen gerade im Alltag und in der Politik der Wilhelminischen Epoche bekommen sollten. Sie übersah insbesondere, daß der Umgang mit den Waren sich nicht auf die Reproduktionsnotwendigkeiten beschränkte, sondern auch bei den besitzlosen Klassen immer ein Element aktiver Lebensgestaltung enthielt.¹⁰⁸

Es hat den Anschein, daß die Kolonialpropaganda mit der symbolischen Dimension des Kaffees mehr anzufangen wußte als die Sozialdemokratie. 1884, im Jahr des Kolonialenthusiasmus, erschien in der christlich-sozial orientierten Familienzeitschrift "Daheim" ein Artikel mit der Überschrift "Beim Blümchenkaffee".¹⁰⁹ Der Autor J. Stinde erläuterte zunächst, daß "Blümchenkaffee" ein so dünner Aufguß sei, daß man die Blume auf dem Boden der Tasse erkennen könne. Nachdem er sich so auf die Ebene der Muckefucktrinker begeben hatte, kam er auf die belebenden und erheiternden Effekte des Kaffees zu sprechen. Er wiederholte die Vorteile des Kaffees für die Sozialreform, da er eine Alternative zum Branntwein sei. Dann gab er dem Artikel eine überraschende Wende und bestritt, daß sich der Ersatzkaffee dafür eigne: "Die belebenden, anregenden Wirkungen des Kaffees, welche ihn zum Ersatze des Branntweins machen, kommen jedoch den zahlreichen Surrogaten keineswegs zu. Nach Eduard Reich wirkt namentlich die Zichorie unter allen Umständen schädlich. Der Genuß von Zichorienkaffee... ruft Störungen in den Unterleibsorganen hervor ... Allen Zichorienverbrauchern fehlt die richtige Lebensenergie, ihre Gefühle sind krankhaft, ihr Gemüt ist verstimmt und ihr Geist ist von diesen Verstimmungen beeinflußt."

Mit dieser Angstmache unterhalb der Gürtellinie griff Stinde die Ressentiments der Muckefucktrinker auf und bedauerte immer wieder, daß "der reine Kaffee dem Volke zu teuer" sei. Man erinnere sich daran, daß sich der Zichorienabsatz im 18. Jahrhundert mit dem Argument ausbreitete, daß der Bohnenkaffee aus fremden Kolonien für die Deutschen zu teuer sei. Und nun sollte endlich der Traum wahr werden, daß Deutschland Kolonien in Afrika erwarb und der Bohnenkaffee damit für alle erschwinglich würde: "Rasch vollzieht sich alles in unserer Zeit, möglicherweise erleben wir es noch, daß Zichorie und Blümchenkaffee verschwinden, wenn der Kaffee vom Congo und den eigenen Kolonien seinen Einzug hält. Und wer hätte wohl jemals gedacht, daß man beim Blümchenkaffee von Ländern reden würde, in denen wirklicher, echter Kaffee wächst und die deutsche Flagge weht?"

Nebenbei sei hier bemerkt, daß der Bohnenkaffee in erster Linie wegen der hohen Verbrauchssteuern, nicht aber aus Mangel an geeignetem Kolonialbesitz so teuer war. Auch als das Deutsche Reich in Ostafrika hervorragendes Kaffeeland unter seine Kontrolle gebracht hatte, blieb die Bedeutung der Kaffeelieferungen aus den eigenen Kolonien sehr gering.

Dennoch hielt die Weltmachtpolitik in dieser sozialimperialistischen Form Einzug in die Welt des mühsam rechnenden Konsumenten. Die Wirksamkeit der Argumentation beruhte darauf, daß das Gleichheitsversprechen fast in allen Äußerungen zur Rolle des Kaffees auftauchte, aber nicht eingelöst wurde. Die Deklassierung derer, die sich nur Muckefuck leisten

107 z.B. *M. Schippel*, Grundzüge der Handelspolitik, Berlin 1902, S.335ff.

108 *A. Lüdtke* hat gezeigt, daß Kochen, Essen -und Hungern immer als "vielschichtige soziale Praxis" verstanden werden müssen: vgl. seine Aufsätze in: *Eigen-Sinn, Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg 1993; mit ähnlichem Ansatz jetzt auch *M. Wildt*, Am Beginn der "Konsumgesellschaft". Mangel-erfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg 1994.

109 *J. Stinde*, Beim Blümchenkaffee, in: *Daheim* 20, 1884, S.279f.

konnten, war dagegen eine täglich erfahrbare Tatsache. Der Zugang zu billigem Kolonialkaffee für alle stellte dagegen die Erfüllung eines alten Traumes in Aussicht.

Die Kolonialpropaganda versuchte so, gerade den kleinbürgerlichen und proletarischen Schichten eine Teilhabe an Deutschlands Weltmachtstellung über Konsumversprechen anzudienen. Diese Argumentation erhob den Konsumenten gewissermaßen zum Kolonialherren, der sich die Früchte der tropischen Breiten zum eigenen Nutzen aneignen konnte. Sie brachte das Gleichheitsstreben der metropolitanen Klassen auf eine Ebene, die die Ungleichheit der Weltordnung direkt implizierte.

Es erweist sich, daß die verbreitete Gegenüberstellung von ausgebeutetem Erzeugerland und profitierendem Verbraucherland zu einfach ist. Für die Forschung wird es in Zukunft darauf ankommen, den spezifischen Nutzen der Genußmittelimporte sehr viel genauer zu erfassen. Erst im Kontext der sozialen Widersprüche im Zentrum selbst werden wichtige Aspekte der Rolle des Kaffees deutlich. Die Verfügung über billige Kolonialwaren steigerte nicht nur die Profite des Handels und der Financiers; sie konnte auch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung im Rahmen gesellschaftspolitischer Strategien entfalten.

Zur Beziehung zwischen Ernährung und Macht

Von *Sidney W. Mintz (Baltimore)**

Dankgebet im Supermarkt

Dieser unser Gott, der große Geometer,
Hat unserer gedacht, hier, wo er
(wenn man so sagen will) den Dingen Form gegeben,
Die kleinen Lämmer in ordentliche Würfel gepreßt,
Den Braten zum gepflegten Zylinder gemacht,
Den Schinken zum Ellipsoid verschönert,
Im Aufschnitt das Fleisch anonymisiert
Zu Quadraten und Rechtecken mit abgeschrägten Kanten
Oder gerundet (stromlinienförmig, vielleicht um der Schnelligkeit willen).

Lobet Ihn, denn Er hat unseren Gelüsten
Ästhetische Distanz verliehen und dem blutigen Wildwuchs
Unschicklicher Bedürfnisse, mit denen wir geboren,
Form und Bedeutung gegeben. Kraft Seiner Gnade treten die Bestien
In das reine euklidische Reich der Zahl,
Befreit vom prallen und blutig pulsierenden Leben
Treten sie heilig uns entgegen, in zellophanener
Transparenz, als mystischer Körper,

Auf daß wir unerschrocken dem Tode ins Antlitz sehen
Als dem größten aller Güter, ganz wie es dem Philosophen ziemt.

Howard Nemerov

I. Einleitung

In diesem Aufsatz möchte ich darlegen, wie es dazu kommt, daß eine Gesellschaft ihre Ernährungsgewohnheiten ändert, daß also mehr (oder weniger) gegessen wird als zuvor, daß andere Nahrungsmittel gegessen oder dieselben Nahrungsmittel anders zubereitet werden, daß in anderen Kontexten gegessen wird und daß sich die sozialen Ziele (und vielleicht auch der Zweck der Ernährung als solcher) verschieben oder verändern. Ich verfolge damit, grob gesagt, zwei Absichten; zum einen möchte ich die Bedingungen skizzieren, die jene Situationen kennzeichnen, in denen die Menschen dem Bedürfnis nach einer Änderung ihrer Ernährungsgewohnheiten nachgeben; zum andern möchte ich veranschaulichen, wie ein solcher Ernährungswandel kognitiv und symbolisch durch die Konstruktion neuer Konsummuster mit anderer Bedeutung verarbeitet wird.

* Aus dem Englischen übersetzt von Robin Cackett. - Eine frühere Fassung dieses Aufsatzes wurde im April 1993 auf der 17. Jahrestagung der PEWS in Ithaca, New York, vorgetragen. Der Autor dankt Gillian Feeley-Harnik und Eric Wolf für ihre Kommentare zu einer vorangegangenen Fassung, Immanuel Wallerstein und Harriet Friedman für ihre Stellungnahmen während der Tagung, Dale Tomich, Phil McMichael und John Walton für ihre wertvolle Kritik einer späteren Fassung und Jackie Mintz für die wiederholte Lektüre und viele Anregungen. Leider hat der Autor nur einen Bruchteil ihrer gesammelten Weisheit verarbeiten können; für Fehler und Übertreibungen trägt allein er die Verantwortung.

Das strukturelle Machtgefüge spielt bei vielen dieser Veränderungen eine Rolle. Woher diese Macht kommt, wie und zu welchem Zweck sie eingesetzt wird und auf welche Weise die Menschen mit ihr umzugehen versuchen - all dies gehört mit zum Geschehen. Ich bezweifle, daß wir diese Prozesse hinreichend gut verstehen, obwohl sie von immenser Bedeutung für die Zukunft der Welt sind. Ein Großteil der Forschung zum Wandel der Ernährungsgewohnheiten beschäftigt sich nicht mit den kulturellen Aspekten dieser Veränderungen. Ich glaube jedoch, daß die Wertvorstellungen gesellschaftlicher Gruppen und überlieferte Praktiken eine wichtige Rolle hinsichtlich der Art und Weise sowie der Geschwindigkeit von entsprechenden Veränderungen spielen. Die Ernährungsgeschichte geht dem Erfolg und dem Scheitern des Einsatzes von Macht im Bereich von Ernährung und Essen nach, aber wie dieser Einfluß im einzelnen aussieht, ist weitgehend unbekannt und wissenschaftlich noch kaum untersucht. Im folgenden möchte ich meine eigenen, wenn auch nur vorläufigen Gedanken dazu erläutern, auf welche Weise die Anwendung von Macht die Veränderung von Ernährungsgewohnheiten hemmt oder beschleunigt.

II. Zucker, Tee und die britische Arbeiterklasse

In einem vor wenigen Jahren erschienenen Buch versuchte ich zu beschreiben, wie Zucker, Tee und andere neue Nahrungsmittel unter die britische Bevölkerung gebracht und wie diese Neuerungen schrittweise in deren Konsummuster integriert wurden.¹ Meine Überlegungen konzentrierten sich damals hauptsächlich auf die enge Verbindung zwischen Großbritannien und seinem expandierenden Herrschaftsbereich in Übersee. Erst als Barbados und später Jamaika in großem Umfang Zucker (dazu Melasse und Rum) zu produzieren begannen, sank der Preis für Zucker in einem Maße, daß auch weniger begüterte Engländer ihn kaufen konnten. Der Siegeszug des Tees begann mit Importen aus China durch die britische East India Company. Auch der Tee war anfangs eine kostspielige Neuheit, den sich nur das Königshaus und wohlhabende Aristokraten und Bürger leisten konnten, doch weitete sich die Möglichkeit ebenfalls Tee genießen zu können, ziemlich schnell auch auf ärmere Gesellschaftsgruppen aus. Zucker und Tee dürften somit neben dem Tabak die ersten Importgüter der Weltgeschichte gewesen sein, die sich im täglichen Bedürfnishaushalt der arbeitenden Bevölkerung einen festen Platz erobert haben.

In meinem Buch behauptete ich, daß die neuen Genußmittel in jene Epoche des Wandels in der europäischen (namentlich der britischen) Geschichte sehr gut paßten, einer Epoche, in der Urbanisierung und Industrialisierung rasch voranschritten, der Tagesablauf zunehmend von der Fabrikarbeit beherrscht und die Arbeitsrhythmen in wachsendem Maße von den zeitökonomischen Vorgaben der maschinellen Produktion geprägt wurden. Die neuen Nahrungsmittel (zu denen neben Tee auch Kakao und Kaffee gehörten - alles bittere, anregende Ausgangsstoffe für Getränke, die heiß und sehr süß getrunken wurden) entsprachen, wie der Tabak, hervorragend den Erfordernissen des neuen Arbeitstags. Da sie schnell konsumiert werden konnten, viele Kalorien lieferten und eine stark anregende Wirkung hatten, wurden sie bald zum Inbegriff der "Arbeitspause". Im Laufe der Zeit erfuhren diese Nahrungsmittel eine enorme Verbreitung. Besonders erfolgreich war die Kombination von

¹ S.W. Mintz, *Sweetness and Power*, New York 1985, dt. Übersetzung u.d.T.: *Die süße Macht*. Kulturgeschichte des Zuckers. Aus dem Amerikanischen von H. Herkommer, Frankfurt a. M. 1987.

Zucker mit verschiedenen Mehlprodukten, die als Backwaren zu den genannten Getränken gegessen wurden und die ebenfalls sehr kalorienreich und "nahrhaft" waren. Die Beimischung von reichlich Fett und Zucker machte diese Nahrungsmittel ideal für kurze Ruhepausen. Schon bald nahmen sie unter den Vorlieben der arbeitenden Bevölkerung in Europa einen festen Platz ein. Teegärten und Kaffehäuser entwickelten sich zu Treffpunkten, die sowohl dem Geschäft als auch der Erholung dienten. Solche klassenspezifischen, alkoholfreien Konsumstätten - Orte der Nüchternheit, Wohlanständigkeit und Familiensolidarität, ideal für Geschäftsverhandlungen und Brautwerbungen - entstanden zwar in Abhängigkeit von den entsprechenden Konsumgütern, folgten jedoch einem spezifischen, kulturell geprägten Muster.

Da das britische Empire sich weiter ausdehnte, erweiterten und intensivierten sich gleichzeitig die Verbindungen zwischen dem metropolitanen Zentrum und der kolonialen Sphäre. Während die westindischen Sklaven erstaunliche Mengen Zucker, Melasse, Tabak, Kaffee und andere Genußmittel für die britischen Arbeiter und ihre Familien produzierten, stellten die Fabriken in Großbritannien landwirtschaftliche Maschinen, Kleider und Folterinstrumente für die Plantagen her. Ohne es zu wissen, waren diese beiden großen, produktiven Gruppen - Sklaven und Proletarier - durch die Kräfte des Empire und durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte eng miteinander verknüpft.

Ich hoffte in meinem Buch erklären zu können, welche besondere Anziehungskraft diese neuen Nahrungsmittel für die Konsumenten besaßen. Meine Beweisführung blieb jedoch unvollständig, nicht zuletzt deshalb, weil es sich als unmöglich erwies, das neue Konsumverhalten auf eine *einzig*e konkrete *Ursache* zurückzuführen. Die Literatur hatte mit zahlreichen Erklärungen aufgewartet, aber keine von ihnen schien wirklich überzeugend. Inzwischen haben zwei weitere Gelehrte die Witterung wieder aufgenommen und sich für "das Streben nach Respektabilität" als Ursache entschieden.² Aber so konkret und greifbar gesellschaftliches Ansehen als Motiv auch erscheinen mag, sie trägt uns nicht sehr weit. Im Grunde bleibt nach wie vor unklar, weshalb so viele Engländer so schnell dem Zuckerkonsum verfielen. Die "Respektabilität", die als ein relativ konkretes Streben erscheint, erweist sich bei genauerem Zusehen als ein Begriff von recht breiter Semantik, unter dem Motive wie Gastfreundschaft, Großzügigkeit, Schicklichkeit, Wohlanständigkeit, soziale Rivalität und vieles andere mehr Platz finden.³ Die entscheidende Frage bleibt also unbeantwortet (und vielleicht unbeantwortbar) im Raum stehen: Wie erklärt sich die eigentümliche Macht eines *bestimmten* Nahrungsmittels oder einer bestimmten Kategorie von Nahrungsmitteln über den Willen und das Bewußtsein der Konsumenten? Als mögliche Faktoren, die bei der Ausbreitung des Zuckers in Großbritannien eine Rolle gespielt haben könnten, führte ich die starken Reizstoffe an, die im Tee und den beiden anderen neuen Getränken, dem Kaffee und dem Kakao, enthalten sind, sodann die Unterernährung der britischen Arbeiterklasse jener Zeit, die den Kaloriengehalt von Zucker sowohl "unbewußt" wie bewußt (sowohl körperlich wie geistig) zu einer wichtigen Ergänzung machte, die offenbar universelle Vorliebe der

2 R. Austen/W. Smith, Private Tooth Decay as Public Economic Virtue: the Slave-sugar Triangle, Consumerism, and European Industrialization, in: Social Science History 14, 1990, S. 95-115; W. Smith, Complications of the Commonplace: Tea, Sugar and Imperialism, in: Journal of Interdisciplinary History 22, 1992, S. 259-278.

3 S.W. Mintz, The Changing Roles of Food in the Study of Consumption, in: J. Brewer/R. Porter (Hg.), Consumption and the World of Goods, London 1993, S. 261-273.

menschlichen Gattung für den süßen Geschmack, die Bereitschaft der Menschen in den meisten, wenn nicht allen Gesellschaften, die führenden sozialen Gruppen nachzuahmen, die mögliche Anziehungskraft des Neuen sowie die Erleichterung, die der Genuß von Tabak und anregenden Getränken im Rahmen eines industriellen Arbeitstages verschaffte.⁴ Die Aufzählung zeigt, wie schwierig es ist, im Hinblick auf ein *konkretes* Nahrungsmittel etwas über die Beziehung zwischen Ernährung und Macht auszusagen.

Die rapide Steigerung des britischen Zuckerkonsums eignete sich, wie schon eingangsbemerkt, vor dem Hintergrund überseeischer Expansion und kolonialer Eroberungen, eines wachsenden Handels mit afrikanischen Sklaven und einer zunehmenden Urbanisierung und Industrialisierung in Großbritannien selbst. Der Zucker, ehemals eine rare und kostbare, von weither importierte Arznei und Spezerei, wurde (erst schnell, dann langsamer) billiger, und so vervielfältigten sich seine Verwendungsmöglichkeiten. Diese umfassenden Veränderungen hingen eng mit seiner Verfügbarkeit, den Kosten für die potentiellen Konsumenten und mit den Begleitumständen, unter denen Zucker konsumiert werden konnte, zusammen. Der Zucker als solcher - das heißt unabhängig von Mehlprodukten, Getränken, Schokolade und anderen Eßwaren - gewann erst später an Bedeutung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts vervielfachte sich der Konsum von Zucker, so daß ein Fünftel oder noch mehr des nationalen Kalorienbedarfs durch Zucker gedeckt wurde.⁵

III. Bedeutung

Als ich die häuslichen Lebensverhältnisse und die Arbeitsbedingungen in Großbritannien im Hinblick auf den Konsum von Zucker und anderen Nahrungsmitteln untersuchte, erschien es mir sinnvoll, die großen Veränderungen im Hintergrund, die die Ausbreitung des Zuckers ermöglichten, von den häuslichen Lebensverhältnissen und den Arbeitsbedingungen, unter denen die Konsumenten den Zucker in ihre täglichen Routinen einbauten, zu trennen. Auf dieser Grundlage schlug ich zwei Begriffe vor, um die Diskussion zu vereinfachen. Die Konsumverhältnisse des täglichen Lebens faßte ich unter den Begriff "innere Bedeutung", die übergreifenden wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen (ja sogar militärischen) Verhältnisse unter dem Begriff "äußere Bedeutung" zusammen.

"Innere Bedeutung" stellt sich erst ein, wenn die großen Veränderungen, die mit der "äußeren Bedeutung" zusammenhängen, bereits angelaufen sind. Die großen Veränderungen legen letztlich die äußeren Grenzen fest, innerhalb deren Arbeitszeiten, Arbeitsorte, Essenszeiten, Kaufkraft, Kinderversorgung, Einteilung der Freizeit und, ganz allgemein, die Aufteilung der Zeit mit Rücksicht auf den erforderlichen menschlichen Energieaufwand festgelegt werden. Trotz ihres großen Einflusses auf das tägliche Leben entstammen diese Grenzen einem anderen, äußeren Bereich und sind auf einer ganz anderen Ebene gesellschaftlichen Handelns angesiedelt. Veränderungen in diesem äußeren Bereich haben jedoch zur Folge, daß Individuen, Familien und soziale Gruppen sich darum bemühen müssen, neuerworbene Verhaltensweisen in ihren täglichen und wöchentlichen Lebensablauf zu integrieren, sich mit dem Unvertrauten vertraut zu machen und der materiellen Welt zusätzlichen Sinn zu geben, indem sie ihr noch auf der bescheidensten Ebene Bedeutungen

4 Mintz, Sweetness.

5 Mintz, Sweetness.

zuschreiben und mit diesen Bedeutungen umgehen. Genau dies geschah im Falle des Teetrinkens: Erst wurde das neue Getränk gekostet, und dann lernte man allmählich, es regelmäßig zu trinken. Nicht anders verhielt es sich mit dem Pfeiferauchen, nachdem man Tabak probiert und als angenehm befunden hatte. Die Menschen ändern die Verhältnisse auf der Mikroebene so gut es geht, um sie den neu herausgebildeten Vorlieben - dem wo, wann, wie, mit wem, womit und warum - anzupassen, und verändern damit die Bedeutung, welche die betreffenden Dinge für ihre Benutzer oder Konsumenten besitzen. Alten Verhaltensweisen werden neue Verhaltensweisen übergestülpt; dabei werden einige Verhaltensmerkmale beibehalten, andere jedoch abgelegt. Neue Verhaltensmuster ersetzen ältere.

All dies geschieht jedoch innerhalb der sehr weit reichenden Zwänge, die die "äußere Bedeutung" vorgibt. Wie ich soeben ausgeführt habe, entfalten sich die Prozesse, die dem Verhalten eine "innere Bedeutung" verleihen, im Rahmen dessen, was ich "große Veränderungen" genannt habe. Aber für diejenigen, die an solchen Veränderungen teilnehmen, sind es natürlich die Verhältnisse auf der Mikroebene, die "groß" und wichtig erscheinen oder es werden; denn unter Bezug auf sie werden die Routinen des täglichen Lebens gestaltet. Diese interne Einbettung der Bedeutung in den Ablauf des täglichen Lebens mit seinen konkreten (auch affektiven) Assoziationen ist meines Erachtens genau das, was die Anthropologen meinen, wenn sie von "Bedeutung" innerhalb einer Kultur reden.

Manche von uns lassen sich von der Macht unserer Gattung, dem Leben auf dieser vertrauten, unmittelbaren und häuslichen Ebene Bedeutung und Sinn zu verleihen, stark beeindrucken. Es ist sicherlich wichtig, diese bemerkenswerte - ja einzigartige - Fähigkeit zur Konstruktion von Symbolen und zu symbolgeleitetem Handeln gebührend hervorzuheben. Aber im Hinblick auf die großen, komplexen Gesellschaften, mit denen wir es heute zu tun haben, ist es unbedingt notwendig zu berücksichtigen, daß der Hintergrund, gegen den sich diese kulturellen Bedeutungen abheben, durch größere institutionelle Teilsysteme definiert wird. So wird zum Beispiel den Menschen im täglichen Leben durch ihren Arbeitsplatz vorgeschrieben, wann und wie lange sie essen können; in nicht unerheblichem Maße wird ihnen dadurch auch vorgeschrieben, was, wo und mit wem sie essen können. Die Individuen sehen sich daher mit einer Reihe von Situationen konfrontiert, die sie für sich selbst sinnvoll auslegen können, solange ihre Konstruktionen nicht die vorgegebenen äußeren Situationsgrenzen überschreiten. Aber welche Arbeitsplätze ihnen zur Verfügung stehen, wird durch Kräfte bestimmt, die jenseits des Willens und der Mittel der einzelnen Arbeiter und Angestellten liegen, wie jeder zur Genüge weiß, der kürzlich seine Anstellung verloren hat.

Im Gegensatz zur inneren Bedeutung verstehe ich unter "äußerer Bedeutung" jene umfassenden Kräfte, die in bestimmten Teilsystemen und im Staat wirksam sind. "Äußere Bedeutung" bezieht sich somit auf die weitreichende gesellschaftliche Bedeutung jener Veränderungen, die durch Institutionen und Gruppen bewirkt werden; deren Reichweite und Macht diejenige von Individuen und lokalen Gemeinschaften übersteigen. In den Blick geraten damit die Leute, die über die personelle Ausstattung und das Management großer wirtschaftlicher und politischer Institutionen entscheiden und sie in Funktion erhalten.

Im Fall der Geschichte des Zuckers in Großbritannien waren es die Bediensteten des imperialen politischen und wirtschaftlichen Systems, die die westindischen Inseln zu Kolonien machten und dort Verwaltungen einsetzten, die über Jahrhunderte für die von Erfolg gekrönte Einfuhr einer enormen Zahl von afrikanischen Sklaven sorgten, die das Land, das den

Einheimischen entrissen worden war, den ersten Siedlern überschrieben, die den stetig wachsenden Import tropischer Waren wie Kakao, Kaffee, Baumwolle, Tabak, Rum, Melasse, Tee und vieles mehr nach Großbritannien finanzierten und organisierten und die auf allen Ebenen der Gesellschaft zum Wohle des Staates und seiner Diener Steuern und Zölle erhoben. Es wird sogleich deutlich werden, daß diese "äußere Bedeutung" - das Arrangement von Rahmenbedingungen, vor denen die "innere Bedeutung" erst ihre charakteristische Gestalt annimmt - dem nahe steht, was Eric Wolf als "strukturelle Macht" bezeichnet.⁶

Daß ich im Hinblick auf die äußeren Verhältnisse von "Bedeutung" anstelle von "Macht" gesprochen habe, mag etwas irreführend gewesen sein, hatte jedoch seine guten Gründe.⁷ Im Verlauf der letzten beiden Jahrzehnte haben sich die Anthropologen allmählich vom traditionellen Interesse an Ursachen - der Suche nach einer Erklärung dafür, warum *dies* und nicht *jenes* geschah - verabschiedet, um erklärungsbedürftige Ereignisse auf ihre mutmaßliche Bedeutung hin zu analysieren. Es wird behauptet, diese Interessenverlagerung sei insofern heilsam gewesen, als sie den Ethnographen selbst ins Blickfeld gerückt und ihn und die Feldforschungssituation entmystifiziert habe (wobei keines von beiden ein wirklich neuer Gedanke ist).

Die starke Betonung von Bedeutung hat uns jedoch auch von der Suche nach Erklärungen für (gegenwärtige oder vergangene) Ereignisse im Leben der Menschen abgehalten. Wir wissen, daß konkrete Ereignisse für verschiedene Personen oder Gruppen innerhalb ein und derselben Gesellschaft oft Unterschiedliches *bedeuten*. Sklavenhandel und Sklaverei "bedeuteten" für die britischen Fabrik- und Landarbeiter, daß sie ihren Zucker bekamen; für die Plantagenbesitzer, die Bankiers und die Kolonialverwaltung hatten jedoch Sklaverei und Sklavenhandel eine ganz andere Bedeutung. (Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß sie für die Sklaven und ihre Nachfahren hinwieder eine völlig andere "Bedeutung" besaßen.) Anthropologen, die sich nach wie vor dafür interessieren, wie bestimmte Ereignisse zustande kommen und welche Folgen sie haben, müssen jedoch in der Lage sein, zwischen verschiedenen Bedeutungen und verschiedenen Arten von Bedeutung zu unterscheiden, wenn sie denn mit der Analyse der Ursachen weiterkommen wollen. Das abstrakte System, das wir als "eine Kultur" bezeichnen, und das abstrakte Bedeutungssystem, das die Mitglieder der Gesellschaft, die an dieser Kultur "teilhaben", auszeichnet, sind nicht einfach Koeffizienten voneinander; sie sind auch nicht die zwei Seiten einer Münze; noch handelt es sich um den aktiven und passiven Aspekt ein und desselben Systems. Sie als solche zu behandeln, hieße, die Komplexität einer Gesellschaft ausblenden und den Werten und Motiven ihrer Mitglieder eine Homogenität unterstellen, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht besitzen. Um die Unterstellung einer solchen Homogenität zu vermeiden, habe ich den Ausdruck "äußere Bedeutung" geprägt.

Was die "innere Bedeutung" anbelangt, erscheint mir der Ausdruck "Bedeutung" vollkommen angemessen. Innere Bedeutung wird dadurch geschaffen, daß Personen ihren eigenen Handlungen und den Handlungen in ihrer Umgebung einen Sinn geben, so wie die Menschen seit Menschengedenken ihrem Verhalten eine soziale Bedeutung zugeschrieben haben. Daß sich in der britischen Arbeiterklasse allmählich ein Ernährungsmuster herausbil-

6 E.R. Wolf, Distinguished Lecture: Facing Power - Old Insights, New Questions, in: American Anthropologist 92, 1990, S. 586-596, hier S. 586f.

7 Mintz, Sweetness.

dete, das "high tea" genannt wurde, ist das Werk all jener, die schließlich regelmäßig eine solche Mahlzeit einnahmen; sie haben dieses Muster geschaffen. Aber sie taten dies im Rahmen der Beschränkungen, die ihnen durch Arbeit, Einkommen und die ihnen verfügbare Energie auferlegt waren, Beschränkungen also, die jenseits ihrer Kontrolle lagen.

Der Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Bedeutung läßt sich auch an modernen Beispielen erläutern, als es Zucker und Tee im Großbritannien des 18. Jahrhunderts waren. Aber bevor wir ein weiteres Beispiel erörtern, möchte ich kurz auf ein allgemeines Paradox hinweisen, das mit dem gesamten Komplex der Ernährung und der Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel zu tun hat. Einerseits lassen sich solche Vorlieben, sobald sie sich einmal verfestigt haben, in aller Regel nur schwer ändern. Man kann sich kaum vorstellen, daß die Menschen in China ihre Ernährung von Reis auf Weißbrot umstellen oder daß die Bevölkerung Rußlands ihr Schwarzbrot gegen Mais eintauscht. Solche tiefsitzenden Geschmackspräferenzen wurzeln in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen und sind durch den Nährwert des betreffenden Nahrungsmittels allein nicht zu erklären. Andererseits dürfen uns dergleichen hartnäckige Gewohnheiten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß *manche* Vorlieben, selbst im Bereich der Ernährung, in der Tat sehr leicht aufgegeben werden. Natürlich kommt es viel häufiger vor, daß dem Speisezettel neue Nahrungsmittel hinzugefügt werden, als daß man auf alte und vertraute verzichtet. Die Begeisterung, mit der man heute in Nordamerika *sushi* ißt, war 1941 - nicht nur aus politischen Gründen - schlechterdings nicht vorauszusehen und mag als Beispiel für eine unerwartete, ja unvorhersehbare Erweiterung der Ernährungsgewohnheiten dienen. Aber noch interessanter ist in unserem gegenwärtigen Zusammenhang vielleicht der allmählich sinkende Konsum komplexer Kohlenhydrate in Nordamerika im Laufe der letzten 75 Jahre, eine Entwicklung, die nicht nur zur Ergänzung des Speiseplans durch neue Nahrungsmittel geführt hat, sondern auch zu einer deutlichen Abnahme des Verzehrs von einst hochgeschätzten alten Feldfrüchten. Auf jeden Fall sind solche Erweiterungen oder Einschränkungen der Speisepalette schwer zu erklären, weil sie der grundsätzlichen Dauerhaftigkeit und Beständigkeit der Ernährungsgewohnheiten zuwiderlaufen.

Im Grunde wissen wir recht wenig darüber, weshalb die Menschen einerseits hartnäckig an vertrauten alten Nahrungsmitteln festhalten, andererseits jedoch bereitwillig einige der alten durch neue ersetzen. Diejenigen Situationen, in denen sich ein rascher Wandel der Ernährungsgewohnheiten vollzieht, verdienten daher eine viel genauere Untersuchung, als ihnen bislang zuteil wurde. Wir müßten viel mehr darüber wissen, warum manche Ernährungsgewohnheiten sich schnell und leicht verändern, andere hingegen bemerkenswert lang- lebzig sind. Man neigt leicht dazu, diesen Gegensatz durch die Unterscheidung zwischen wesentlichen oder Grundnahrungsmitteln auf der einen und weniger wichtigen oder marginalen Nahrungsmitteln auf der anderen Seite zu erklären. Aber diese Erklärung greift nicht in allen Fällen, in denen es zu einem raschen Wandel gekommen ist. Wenn vieles im Wandel ist, können sich auch die Ernährungsgewohnheiten verändern, und solche Veränderungen sind oftmals unvorhersehbar. Wo und wie Macht an diesen Prozessen des Wandels, die sich vor einem Hintergrund von Dauerhaftigkeit und Beständigkeit abspielen, teilhat, ist nicht immer leicht zu erkennen.

IV. Ein Beispiel

Betrachten wir also ein Beispiel dafür, wie die Wahl von Nahrungsmitteln durch Veränderungen auf der Makroebene beeinflusst werden kann. Es handelt sich um einen sehr umfassenden und allgemeinen Fall von Veränderung, wie er durch einen Krieg gegeben ist. Kriege dürften die machtvollsten Einzelursachen für Veränderungen der Ernährung im Leben der Menschen sein. In Kriegszeiten werden sowohl Zivilisten wie Soldaten strengen Regelungen unterworfen - in der modernen Zeit noch viel stärker als früher. Zugleich kann es zu einer schrecklichen Desorganisation oder auch (wie manche sagen würden) zu einem erschreckenden Ausmaß an Organisation kommen. Neben anderen Ressourcen werden auch Nahrungsmittelressourcen mobilisiert. Eine große Menge von Menschen wird zusammengetrommelt, um gemeinsam Dinge zu tun - letztlich, um gemeinsam zu töten. Während sie dies lernen, müssen sie gemeinsam essen. Mit leerem Magen kämpft es sich schlecht, und die Generäle entscheiden - heute im Verbund mit Ökonomen und Ernährungswissenschaftlern -, womit die Mägen gefüllt werden sollen. Bei ihren Entscheidungen hängen die Generäle von der Volkswirtschaft ab und davon, ob deren Entscheidungsträger sie mit dem versorgen können, was den Soldaten vorgesetzt werden soll, mit dem Ergebnis, daß die Generäle das verordnen, was am zuverlässigsten geliefert werden kann.

Während des Zweiten Weltkriegs wurden mehr als fünfzehn Millionen Amerikaner in Uniform zusammengebracht und dazu viele Millionen in Zivil. Die Soldaten wurden gemeinsam in großen Lagern verpflegt. Sie aßen, was ihnen vorgesetzt wurde, und darüber, was ihnen vorgesetzt wurde, entschieden Leute, die außerhalb der Armee und außerhalb der unmittelbaren Erfahrung der Soldaten an mächtiger Stelle standen.

Unter anderem erhielten die Soldaten einundzwanzig Mal pro Woche Fleisch; selbst am Freitag stand ihnen Fleisch zur Auswahl zur Verfügung (wenngleich für gewöhnlich nur als Aufschnitt). Die meisten Soldaten (die ja nicht dauernd am Kampfeschehen teilnahmen) hatten noch nie in ihrem Leben solche Fleischmengen verspeist. Daneben versorgte man sie mit enormen Mengen von Kaffee und Süßigkeiten aller Art; auf jedem Tisch standen Zuckerdosen und zweimal täglich endete die Mahlzeit unweigerlich mit einer Nachspeise. (Durch einen Trick, die den Säckel manches Unteroffiziers füllte, erhielten die Soldaten zusammen mit dem Sold außerdem einmal im Monat unentgeltlich Zigaretten.) Obschon sich die Ernährung der Zivilbevölkerung nicht ebenso radikal veränderte, kam es auch hier zu einigen Umstellungen, die gut dokumentiert sind. Das Fleisch war äußerst knapp, und die Medien der Kriegszeit strotzten vor Geschichten und Witzen über Leute, die mit dem Metzger anbändelten. Außerdem mangelte es der Zivilbevölkerung an Zucker, Kaffee und Tabak. Auch ihre Ernährungsgewohnheiten wurden vom Geschehen stark beeinflusst. Kurzum, die nordamerikanischen Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel - wobei "Vorlieben" unter den gegebenen Umständen ein ziemlich euphemistischer Ausdruck ist - haben sich unter dem Druck der Kriegserfahrung merklich verändert.

Zu den Dingen, die die Soldaten und Zivilisten *nicht* umsonst erhielten, gehörte Coca Cola; aber man trug dafür Sorge, daß das Getränk überall zu kaufen war. George Catlett Marshall, Stabschef der US-Armee während des Zweiten Weltkriegs, stammte aus den Südstaaten. Schon bald nach Pearl Harbour empfahl General Marshall allen seinen Kommandeuren und leitenden Offizieren, die Errichtung von Abfüllanlagen für Coca Cola

zu beantragen, um das Getränk an der Front verfügbar zu machen. Mit seinem Schreiben erhob General Marshall das Produkt Coca Cola in denselben Rang wie Nahrungsmittel und Kriegsmaterial. Die Firma Coca Cola wurde von der Zuckerrationierung ausgenommen. Insgesamt wurden an den alliierten Kriegsschauplätzen 64 Herstellerfirmen für Coca-Cola errichtet, unter anderem im Pazifik, in Nordafrika und in Australien. Die Armee ersuchte die Coca Cola Corporation um die Entsendung von Ingenieuren zur Überwachung der Produktion, und so wurden im Laufe des Zweiten Weltkriegs insgesamt 148 Ingenieure an die verschiedenen Kriegsschauplätze geschickt; von ihnen kamen immerhin drei um.⁸

Betrachtet man die Marktstellung von Coca Cola vor und nach dem Krieg, so fällt auf, daß Coke vor dem Krieg international kaum bekannt, ja noch nicht einmal *national* sehr verbreitet war. Obwohl Coke schon sehr früh in Kuba bekannt geworden war, blieb es nach wie vor ein überwiegend US-amerikanisches Getränk, daß hauptsächlich in den Südstaaten konsumiert wurde. Zwar gab es noch einige andere Länder, in denen Coke verkauft wurde, dennoch war das Getränk international weitgehend unbekannt. Wenn in den Vereinigten Staaten Coke getrunken wurde, dann von Oberschülern, die das Getränk mit Southern Comfort Whiskey mischten, um sich bei Tanzfesten öffentlich (aber unbemerkt) zu betrinken. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die meisten Leute außerhalb der Südstaaten ihr Coke weniger *tranken* als vielmehr mit anderen Dingen *mixten*. Die Tatsache, daß die Berufsoffiziere der Vereinigten Staaten während des Krieges mehrheitlich aus dem Süden kamen, mag in der Geschichte von Coca Cola ebenfalls eine Rolle gespielt haben.

Der Zusammenhang zwischen äußerer Bedeutung und der Ausbreitung von Coca Cola ist leicht zu erkennen. Die rasche Verbreitung von Abfüllanlagen an den alliierten Kriegsschauplätzen spricht für sich selbst. Die Macht über Arbeitskräfte und Ressourcen, die der Nahrungsmittelproduktion zugebilligt wurden, sorgte für ein reibungsloses Funktionieren des Systems der Großindustrie, das in diesem Fall weitgehend mit dem staatlichen Willen übereinstimmte. Selbst in Zeiten politisch-militärischer Krisen - ja man könnte meinen, gerade in solchen Zeiten - garantierte die Verschränkung der Macht der Firmen mit der Staatsbürokratie größere gesellschaftliche Aufgaben erfolgreich zu meistern. In solchen Momenten erscheint die Staatsmacht als solche der amerikanischen Großindustrie plötzlich viel weniger lästig und unliebsam als sonst. Die Verteilung der Ressourcen für die Nahrungsmittelproduktion hängt auch von Vorstellungen über die Wünsche der Konsumenten ab. Doch im vorliegenden Fall blieb den Konsumenten keine große Wahl: 95 Prozent aller alkoholfreien Getränke, die während des Krieges auf amerikanischen Stützpunkten verkauft wurden, stammten aus dem Hause Coca Cola. Die Soldaten durften frei wählen; aber nur eine Firma hatte das Recht, die Grenzen der Wahlmöglichkeit zu bestimmen.

Im Gegensatz zur äußeren Bedeutung hat die "innere Bedeutung" in einem Fall wie diesem mit der Bedeutung zu tun, die ein Nahrungsmittel für seine Konsumenten erlangt. Es ist geradezu verblüffend, welchen symbolischen Wert Coca Cola, das im Verlauf des Krieges zum Nationalgetränk aufstieg, erlangte: So wurde zum Beispiel die erste Flasche, die in Anzio an Land kam, von 19 GIs geteilt. Nicht selten findet man in den Briefen, welche die Soldaten nach Hause schickten, die Feststellung, sie kämpften für das Recht, Coca Cola zu trinken. Die innere Bedeutung von Coca Cola zeigt sich exemplarisch an den

Gefühlen jenes Soldaten, der - unter anderem - ebenso sehr dafür kämpfte, "den Brauch des Coke-Trinkens zu erhalten, wie ich dabei mithelfe, die Millionen von anderen Wohltaten zu bewahren, mit denen unser Land seine Bürger segnet" - um nur einen der vielen Hinweise auf Coke zu zitieren, die sich in der zensierten Feldpost jener Jahre finden. Und so wurde der Weg dafür bereitet, daß Coca Cola für die am Krieg beteiligte Jugend der vierziger Jahre zu einem Symbol, ja zu einem regelrechten Nationalsymbol wurde.

Der Krieg schafft also Rahmenbedingungen, unter denen die Macht, die hinter der äußeren Bedeutung steht, leicht Anwendung finden kann. Beispiele wie dieses haben mit dem Nährwert des betreffenden Nahrungsmittels als solchem wenig zu tun. Sie liefern uns vielmehr Erklärungen dafür, wie durch äußere Prozesse Bedingungen vorgegeben werden, unter denen innere Bedeutungen erst Gestalt annehmen und sich manifestieren können.

V. Schlußfolgerungen

In einem Vortrag, den Eric Wolf vor einigen Jahren auf der Jahrestagung der American Anthropological Association gehalten hat, unterschied er zwischen vier Formen von Macht.⁹ Nach Wolfs Auffassung gibt es, erstens, persönliche Macht, am ehesten vielleicht dem *Charisma* vergleichbar. Zweitens nennt er die Macht der Überredung oder Überzeugung, durch die eine Person eine andere zu Zustimmung oder Übereinstimmung bewegt. Drittens gibt es, auf breiterer Ebene, die "Macht, die die Rahmenbedingungen kontrolliert, innerhalb derer die Menschen ihre Möglichkeiten entfalten und mit anderen interagieren können".¹⁰ Mit Hilfe dieser "taktischen oder organisatorischen Macht" läßt sich "verstehen, wie 'funktionierende Einheiten' die Handlungen von anderen innerhalb festgelegter Rahmenbedingungen einschränken". Solche taktische Macht wird zum Beispiel von organisierten kommerziellen Einheiten wie multinationalen Unternehmen, Banken oder Mischkonzernen ausgeübt. Die Anwendung dieser Form von Macht steht in engem Zusammenhang mit den hier angestellten Überlegungen. Aber noch wichtiger ist Wolfs letzte Kategorie. Er beschreibt "eine vierte Form der Macht, eine Macht, die nicht nur innerhalb bestimmter Rahmenbedingungen operiert, sondern auch die Anordnung und Einrichtung der Rahmenbedingungen bestimmt und die Verteilung und Richtung der Energieflüsse lenkt. Ich glaube, daß Marx diese Art von Macht meinte, als er von der Macht des Kapitals sprach, die Arbeitskraft seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen. ... Ich verstehe darunter die Macht, welche die politische Ökonomie strukturiert. Ich werde diese Form von Macht im folgenden als strukturelle Macht bezeichnen. Dieser Ausdruck ersetzt den älteren Begriff der 'Produktionsverhältnisse' und soll unterstreichen, was für eine Macht in der Entscheidung über den Einsatz und die Aufteilung der gesellschaftlichen Arbeit liegt. Solche übergeordneten Beziehungen werden leicht übersehen, wenn man Macht primär im Rahmen von Interaktionen begreift. Strukturelle Macht formt das Feld menschlichen Handelns so, daß bestimmte Verhaltensweisen möglich, andere jedoch unwahrscheinlich oder unmöglich werden".¹¹

Wenn man Ernährungsgewohnheiten aus dieser Perspektive betrachtet, erkennt man, daß die institutionellen Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Menschen sich ihre Nahrung besorgen, ihre Ernährungsgewohnheiten aufrechterhalten oder ändern sowie die Umstände

⁹ Wolf, Lecture.

¹⁰ Ebenda, S. 586.

¹¹ Ebenda, S. 586f.

ihrer Nahrungsaufnahme und die ihr beigelegten Bedeutungen entweder beibehalten oder aber zu einem neuen System mit neuen Bedeutungen umbauen, durch strukturelle und taktische (oder organisatorische) Macht vorgezeichnet sind.

Alle lebenden Organismen sehen sich einer gebieterischen Notwendigkeit unterworfen: Nicht essen bedeutet sterben. Aber Nahrungsmittel besitzen darüber hinaus eine Bedeutung, die den Aspekt des Nährwerts transzendiert. Wie unsere Gattung seit jeher ihren Nahrungsmitteln eine Symbolik beigelegt zu haben scheint, die weit über das Erfordernis bloßer Selbsterhaltung hinausging, so scheint sich diese Symbolik in immer weitere Bedeutungsfelder auszubreiten. Man denke nur an die Stellung des Reises in der japanischen Gesellschaft, des Brots im Westen, des Mais bei vielen indianischen Völkern Amerikas, und man wird nicht bestreiten können, daß diese Nahrungsmittel in den betreffenden Kulturen eine Bedeutung angenommen haben, welche die physiologische Bedeutung ihres Nährwerts bei weitem übertrifft.

Man könnte daher die These vertreten, daß Nahrungsmittel in Abhängigkeit von der Bedeutung, die sie für die Menschen besitzen, auch "Macht" über sie ausüben. Aber dies ist *nicht* die Art von Macht, mit der ich mich beschäftige, und es ist wichtig, dies im Auge zu behalten. Die materielle Welt ist von Bedeutung durchsetzt; und weil die Menschen im Rahmen von vorgegebenen Bedeutungen handeln, bewirken diese Bedeutungen in gewissem Sinn auch Verhaltensweisen unterschiedlicher Natur. Macht und Bedeutung sind immer miteinander verknüpft. "Macht steht niemals außerhalb von Bedeutung", schreibt Wolf, "sie wohnt der Bedeutung inne und sorgt für ihre Stabilisierung und ihre Verteidigung".¹² Doch ebenso wie die symbolische Macht von Kleidung oder Haartracht unterscheidet sich auch die symbolische Macht von Nahrungsmitteln von der taktischen und strukturellen Macht, welche die äußeren Rahmenbedingungen für solche Sinngebungen vorschreibt (wenngleich sie in gewisser Hinsicht auch mit dieser Macht in Beziehung steht). Die Macht, die der äußeren Bedeutung zugrunde liegt, definiert die Verhältnisse, unter denen innere oder symbolische Bedeutung geschaffen wird.

Kehren wir noch einmal zu jenem aufrechten GI zurück, der für das Recht kämpfte, Coke zu trinken. Die innere Bedeutung liegt in diesem Fall offen zutage. Sie bleibt jedoch mit der äußeren Bedeutung verknüpft, weil das, was Coke für den einzelnen *bedeutet*, mit der Geschichte von Coca Cola als Ware zusammenhängt, mit den Bemühungen, seine weltweite Verfügbarkeit sicherzustellen, mit der Geschichte jener Entscheidungen, durch die Coke zur käuflichen Limonade schlechthin wurde, zur Verbindung mit der Heimat, zum *Symbol* Amerikas. In der Geschichte von Coca Cola ist das, was ich als äußere und innere Bedeutung bezeichnet habe, klar miteinander verschränkt. Dennoch handelt es sich eindeutig um zwei verschiedene Dinge, die in einer relativ komplexen Beziehung zueinander stehen.

Wolf hat in seiner Arbeit versucht, Fragen der Bedeutung und Fragen der Macht auseinanderzuhalten. Trotzdem sieht er die beiden Komplexe als unlösbar miteinander verquickt an. So schreibt er: "Bedeutungen sind den Dingen nicht von Natur aus eingeschrieben; sie werden von Menschen entwickelt und zugeschrieben. Aus dieser Tatsache folgen mehrere Dinge. Das Vermögen, Dingen Bedeutung zu geben - Sachen, Handlungen und Ideen zu 'benennen' - ist eine Quelle von Macht".¹³ Wie der vorliegende Aufsatz zu zeigen versucht,

¹² Ebenda.

¹³ E.R. Wolf, *Europe and the People Without History*, Berkeley 1982, S. 388,

ist auch das Vermögen, Menschen im weitesten Sinne mit Dingen zu "versorgen", eine maßgebliche Quelle von Macht, und zwar nicht nur, weil es unter Umständen das Vermögen einschließt, den Dingen Bedeutung zu geben, sondern auch, weil Bedeutungen mit bestimmten gesellschaftlichen Beziehungen verquickt sind. Bei der Genese eines Rituals wie zum Beispiel des "high tea", der zu einem festen Brauch der britischen Arbeiterklasse wurde, verbinden sich Gegenstände, Ideen und Personen zu einer strukturierten Einheit. Aber die Macht, die die betreffenden Nahrungsmittel zur Verfügung stellte, lag in den Händen der Kolonialwarenhändler, Arbeitgeber und staatlichen Funktionäre.

Wenden wir uns noch einmal kurz dem Zucker im Großbritannien des 18. Jahrhunderts zu, um genauer zu klären, in welchem Maße die für die Rahmenbedingungen verantwortlichen Akteure konkrete Vorgaben für das Entstehen von bestimmten inneren Bedeutungen lieferten. Der wachsende Konsum von Zucker und die Art und Weise, wie man ihn zu sich nahm, läßt sich zum Teil darauf zurückführen, daß die unteren Klassen den reicheren Klassen nacheiferten; auch medizinische Empfehlungen dürften dabei eine Rolle gespielt haben. Die Umstände, unter denen die landlose Bevölkerung lebte, wurden von anderen bestimmt: die Zeiten, zu denen sie essen oder ausruhen durfte, die Orte, an denen sie ihr Essen zu sich nahm und wie sie zur Arbeit und wieder nach Hause gelangte. Bei den Gewohnheiten und Gebräuchen, die die arbeitende Bevölkerung im Alltag entwickelte, um sich in der neu entstehenden Industriegesellschaft zurechtzufinden, handelte es sich um "Lösungen" oder Antworten auf Verhältnisse, über die die Betroffenen im Grunde keinerlei Kontrolle hatten. Der Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Bedeutung wird also über die Lebensbedingungen der potentiellen Konsumenten vermittelt; diese Lebensbedingungen werden von Leuten geschaffen und vorgegeben, die das anbieten, was konsumiert werden soll.

Der vorliegende Aufsatz hatte zum Ziel, ein wenig Licht in diese Fragen zu bringen, nicht aber sie erschöpfend zu beantworten. Zu wünschen wäre ein übergreifendes Forschungsvorhaben, das genauer untersucht, auf welche unterschiedliche Weisen angestammte Ernährungsgewohnheiten in Frage gestellt werden können. Und wir sollten uns auch nicht zu fragen versagen, *weshalb* sie in Frage gestellt werden. Die Antworten darauf könnten je nach den verfügbaren Ressourcen in einer mangelhaften Ernährung, in übermäßigem Essensgenuß oder in den hohen Kosten bestimmter Nahrungsmittel zu suchen sein. Es mag jedoch auch Antworten geben, die wenig oder gar nichts mit Gesundheit und Ökonomie zu tun haben, und das, obwohl die Konsumenten einem starken Druck ausgesetzt werden, einige Bestandteile ihrer Ernährung durch andere zu ersetzen. Manchmal werden, wie oben angedeutet, die gesamten Spielregeln durch übergreifende Strukturveränderungen wie Kriege oder Wanderungen außer Kraft gesetzt, so daß die Menschen gezwungen sind, ihre Bedeutungskategorien neu zu ordnen und andere Dinge zu essen (und zu trinken). Wie dies erfolgreich bewerkstelligt wird, ist bis heute noch kaum erforscht worden. Dasselbe gilt für die Mittel, die eingesetzt werden, um Menschen davon zu überzeugen, daß ihr gegenwärtiger Speisezettel veränderungsbedürftig ist. Ich bin mir sicher, daß die Anthropologie über das nötige Rüstzeug verfügt, um diese Fragen zuverlässig zu beantworten, aber sie hat sich bis heute kaum ernstlich mit ihnen beschäftigt. Solange die Anthropologie sich diesen Fragen nicht stellt, erbringt sie nicht den vollen Beitrag zum Welternährungsproblem, den man sich von ihr erhoffen könnte.

Europa

Von Roman Sandgruber (Linz)

Die Schärfe exotischer Gewürze und die Süße des Zuckers sind aus unserer Küche kaum wegzudenken. Wir diskutieren über unsere Konsumgesellschaft, ihre sozialen Probleme und gesundheitlichen Folgen, bei Kaffee und Tee, mit oder ohne Zucker, verstohlen nach einem Stück Schokoladekonfekt langend oder hastig an der glimmenden Zigarette saugend. Die Genußmittel haben nicht nur Kaufleute reich gemacht, sie haben Lebensstil und Zivilisation beeinflusst und sind vielfacher Gegenstand gesellschaftspolitischer Diskussionen und weltwirtschaftlicher Auseinandersetzungen geworden.

Genußmittel, das sind in anderer Diktion die Kolonialwaren, die exotischen Gewürze, der Kaffee, der Tee, der Zucker, die Schokolade. Sie gehörten zu den wichtigen Fernhandelsgütern der frühen Neuzeit, die an der Wiege der europäischen Expansion standen und wesentlich zur Ingangsetzung der kapitalistischen Akkumulation beigetragen haben. Für die Menschen der frühen Neuzeit waren fremdländische Gewürze und Zucker genauso wie Kaffee, Tee oder Schokolade, wie süße Weine, exotische Düfte und südländische Früchte Dinge aus dem Schlaraffenland. Intensiv gewürzte oder gesüßte Speisen gehörten zu den hervorragendsten Statussymbolen, die es sozusagen gestatteten, an der Süße der Tafel den gesellschaftlichen Rang abzulesen. Zucker pfundweise täglich zu verbrauchen, wenn der Durchschnittskonsument kaum ein halbes Pfund im Jahr sich leisten konnte, vermittelte einen beträchtlichen Prestigegewinn. Kaffee, Tee oder Schokolade selbst zu trinken oder anderen anbieten zu können, war statusbestimmend. Teuer waren dabei nicht nur die Produkte, sondern auch der Rahmen, in welchem diese Produkte konsumiert wurden, das Geschirr, die Räume, die Zubereitungstechniken.

Die frühe Neuzeit war eine der unruhigsten Perioden in der Geschichte des Drogengenusses. Die Gier nach Gewürzen war die Triebkraft der Entdeckungsreisen. Der Alkoholverbrauch erreichte im 16. und 17. Jahrhundert bei den Oberschichten einen mengenmäßigen Höhepunkt und mit der Verbreitung der gebrannten Getränke eine neue Qualität. Die Warmgetränke Kaffee, Tee und Schokolade wurden in Europa neu eingeführt, das Kaffeetrinken aus dem Orient, der Tee aus dem fernen Osten, Schokolade aus dem neu entdeckten Amerika. Auch den Tabak hatten die Entdecker in Amerika kennengelernt, und der Anbau des Zuckerrohrs verlagerte sich nach der Entdeckung des neuen Kontinents sehr rasch auf die mit Negersklaven bewirtschafteten Plantagen der Karibik und Südamerikas.¹

1 U. Heise, Kaffee und Kaffeehaus. Eine Kulturgeschichte, Leipzig 1987; F. Ferré, Kaffee. Eine Kulturgeschichte, Tübingen 1991; Kaffee. Kulturgeschichte eines Getränks, Minden 1987; P. Albrecht, Kaffee. Zur Sozialgeschichte eines Getränks. Eine Ausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums, Braunschweig 1980; A. Schnyder-v. Waldkirch, Kleine Kulturgeschichte des Kaffees, Zürich 1991; D.U. Ball, Kaffee im Spiegel europäischer Trinksitten (Veröffentlichungen des Johann Jacobs-Museums zur Kulturgeschichte des Kaffees, Bd. 2), Zürich 1991; "Die Kaffeegesellschaft". Drei Jahrhunderte Kaffeekultur an der Weser. Eine Ausstellung des Porzellanmuseums Fürstenberg und der Sammlung Eduscho Bremen, Bremen 1992; "Ey! wie schmeckt der coffee süße". Meissener Porzellan und Graphik, Dresden 1991; Das Buch vom Tee. Mit einem Vorwort von A. Burges, München 1992; J.R. Molen, Thema thee: de geschiedenis van de thee en het theegebruik in Nederland, Rotterdam 1978; A. Goetz, Teegebräuche in China, Japan, England, Rußland und Deutschland, Berlin 1989; H.-P. Mielke, Kaffee, Tee, Kakao. Der Höhenflug der drei "warmen Lustgetränke", Vierns 1988; R. Roth, Tea Drinking in 18th-Century America: Its Etiquette and Equipage (United

Die Genußmittel nahmen viele Funktionen ein: nämlich Medizin, Statussymbol, Stimulans, Nahrungsmittel: sicherlich, sie verbesserten die Energiebilanz nur zum Teil direkt, d.h. dadurch, daß sie selber Kalorien zur Ernährung beisteuerten wie Zucker oder Schokolade, zum Teil aber wohl indirekt, d.h. dadurch, daß sie die alltägliche, oft eintönige Kost schmackhafter gestalteten wie Gewürze, aber auch Kaffee, Tee oder Schokolade. Sie waren mächtige Triebfedern des Welthandels, der Kapitalakkumulation und der Industrialisierung. Die Lebensmittelindustrie und die sich in dieser Branche formierenden Konzerne organisierten sich um die Genußmittel und ihre Folgeprodukte: die mächtige Zuckerindustrie, die großen Schokoladenfabriken, die Erzeuger von Soft Drinks und Speiseeis, von Marmelade und süßen Backwaren, die Kaffee- und Teehandelsfirmen, nicht zu vergessen die großen Tabakkonzerne.

Die Genußmittel wirkten nicht nur durch ihre dingliche Präsenz, die ihnen schon allein durch ihre hohen Preise eine prestigereiche Position verschaffte, und die diversen Wirkungen, die sie hatten und haben oder die ihnen zugeschrieben wurden und werden, sei es nicht nur hinsichtlich Gesundheit, Liebesleben oder körperlicher und geistiger Aktivität, sondern auch über die damit verbundenen Ausdrucksformen, die in den Räumen, in den sozialen Situationen, in den schicht- und geschlechtsspezifischen Umständen ihres Konsums zum Ausdruck kamen und kommen, in den Ideen, die mit ihrem Konsum verbunden waren. Nicht zuletzt wurden die Genußmittel über Steuerpolitik und Wohlfahrtspflege zu einem wichtigen Gegenstand staatlicher Einflußnahme und Kontrolle. So ging die Entstehung der bürgerlich-industriellen Gesellschaft einen engen Konnex mit Genußmitteln ein, im internationalen Austausch, in der Formierung des modernen Staates und in der bürgerlichen Öffentlichkeit, die sich zu ihrer Formierung der Genußmittel bediente.

I. Innovations- und Diffusionsprozesse

Es gibt viele Fragen, was die Veränderungen des Konsumverhaltens in der frühen Neuzeit betrifft. Was erklärt die nach Regionen, Schichten und Produkten sehr unterschiedliche Rezeptionsgeschwindigkeit der Genußmittel? Inwieweit wurden dabei andere, bereits bekannte Genußmittel und Drogen verdrängt oder auch in ihrer Wirksamkeit verstärkt? Welche Rolle spielte dabei der Alkohol, sowohl mengenmäßig als auch was Konsumanlässe, Art des Konsums und Schichtzugehörigkeit der Konsumenten betrifft? Welcher Art waren die Auswirkungen auf das Konsumverhalten insgesamt? Für die Geschwindigkeit der Innovation ist sicher als erstes die Verfügbarkeit des Produkts von Bedeutung, die Flexibilität der Produktion, die Möglichkeit ihres Transfers aus den ursprünglichen Produktionsländern. Fast alle Produkte wurden aus ihren originären Herkunftsländern verpflanzt: Der Tabak, der sich durch große Anpassungsfähigkeit auszeichnet, das Zuckerrohr, der Kaffee, die Kakaobohne, zuletzt auch der Teestrauch, sei es in andere Kolonialgebiete, sei es aus den Kolonialgebieten in die Konsumtionsländer.

Kaffee wurde aus seinen ursprünglichen Anbaugebieten in Äthiopien und Arabien zuerst nach Asien (Java, Ceylon) und dann nach Amerika transferiert: 1713 begann die Kaffeepflanzung auf Haiti und Santo Domingo, 1718 in Surinam, 1723 in Pará und Martinique. 1789 produzierte Haiti 60 Millionen Pfund Kaffee. Fünfzig Jahre zuvor lag der europäische Verbrauch insgesamt bei ca. vier Millionen Pfund. 1841 hatte Brasilien an der Kaffee-Weltproduktion einen Anteil von 36,8 Prozent, 1848 von 50,0 Prozent.²

States National Museum Bulletin 225/14), Washington 1961; Tee. Zur Kulturgeschichte eines Getränks, Altonaer Museum in Hamburg, Norddeutsches Landesmuseum, 18. Mai bis 31. Juli 1977; Von der Kakaobohne zur Schokolade, Nieder rheinisches Museum für Volkskunde und Kulturgeschichte Kevelaer, 1986; S.W. Mintz, Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers, Frankfurt a. M. 1987 (engl. 1985).

2. H. Becker/V. Höhfeld/H. Kopp, Kaffee aus Arabien, Wiesbaden 1979.

Die Urheimat der Teepflanze ist nicht ganz gesichert. Jedenfalls dürfte der nächste Verwandte des Urtees der Assamtee sein, der noch in Oberbirma, Oberassam sowie auf der Insel Hainan wild vorkommt. Daraus entwickelte sich die in China beheimatete Kulturpflanze. Lange Zeit kam der Tee ausschließlich aus China, wo das Geheimnis, den Tee richtig zu kultivieren, zu ernten und zuzubereiten, kostbar gehütet wurde. Der Anbau dehnte sich dann auch auf Japan aus. Im 19. Jahrhundert fiel das chinesische Produktionsmonopol. Der Assamtee wurde erst 1823 entdeckt. Die Kolonialmächte legten Teeplantagen in Britisch-Indien, auf Ceylon und in Niederländisch-Indien, auf Java und Sumatra an. Im 20. Jahrhundert verbreitete sich der Teeanbau auch nach Ostafrika (Kenya) und Südamerika.³

Am wenigsten Schwierigkeiten sich an andere Lebensräume anzupassen traten beim Tabak auf. Das mag auch der Grund für die rasche Verbreitung des Rauchens über alle Erdteile gewesen sein. Verglichen mit West- und Südeuropa, wo der Tabakkonsum bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts üblich wurde, aber auch mit Außereuropa, wo die ersten Belege meist aus der Zeit um 1600 stammen, ist das Rauchen in Österreich sehr spät aufgenommen worden. Der früheste schriftliche Beleg stammt aus dem Jahr 1644. Sicherlich ist eine gewisse Zeitspanne zwischen der tatsächlichen Einführung und einer schriftlichen Reaktion anzunehmen. Auch kann der Zufall der Überlieferung eine Rolle spielen. Aber zweifellos wird damit die wirtschaftliche Randlage ausgedrückt, in die Österreich im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges geraten war.⁴ Ob der Tabak andere Drogen, Mutterkorn, Fliegenpilzgift, Opiate oder diverse Hexensalben ersetzt hat, ist schwer zu sagen, weil über den Gebrauch dieser Drogen sehr wenig bekannt ist. Jedenfalls war im österreichischen Bereich vor der Einführung des Tabakrauchens jegliche Form von Rauchen, etwa von Haschisch oder Opium, unüblich gewesen, was auch die im Vergleich mit außereuropäischen Gebieten langsame Einführung zusätzlich erklärt. Auf der Verbraucherseite ist sicherlich als erstes die Position zu sehen, in welcher ein neues Produkt in das geläufige Spektrum der konsumierten Güter und der dabei üblichen Konsumsituationen eingebettet werden kann und welche Produkte damit substituiert oder ergänzt werden können.

Charakteristisch für die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Küche der Oberschichten war die reiche Verwendung von Gewürzen, die den Geschmack von Fleisch und Fisch völlig überdeckten. Gleiches ist für den Wein zu sagen. Der Naturwein war häufig ungenießbar. Man behalf sich dadurch, daß man ihn mit verschiedenen Kräutern und Gewürzen versetzte. Die neuen Genußmittel gingen eine Symbiose mit den bekannten Gewürzen ein. Auch Schokolade, Kaffee, Tee wurden mit scharfen, wohlriechenden oder süßen Gewürzen versetzt. Die Kenntnis neuer Gemüse (Kartoffeln, Tomaten, Paprika etc.) und Zuspeisen wirkte in dieselbe Richtung. Auch sie wurden gewürzt, wobei die scharfe Würzung zunehmend durch billigere Produkte wie Paprika und Chili vorgenommen wurde, während im Bereich der milden Gewürze Zucker alle anderen Geschmacksrichtungen zu überdecken begann.⁵

Daß zwischen der Ausbreitung der neuen Warmgetränke und dem Konsum von Alkohol ein Zusammenhang bestehe, wurde immer wieder vermutet. Einerseits wurde zu verschiedenen Anlässen der Alkohol durch die neuen Warmgetränke ersetzt, beim Frühstück, auch bei nachmittäglichen Besuchsmahlzeiten, so daß vor allem dem Kaffee eine Bedeutung für die Zurückdrängung des Alkoholkonsums zugesprochen werden mußte. Andererseits konnte gerade in nördlicheren Ländern, von Norddeutschland bis Rußland, der Alkohol eine Symbiose mit den

3 Das Buch vom Tee. Mit einem Vorwort von A. Burges, München 1992; J.C. Evans, Tea in China: the History of China's National Drink, New York 1992.

4 R. Sandgruber, Bittersüße Genüsse. Kulturgeschichte der Genußmittel, Wien 1986, S. 91ff.

5 H. Küster, Wo der Pfeffer wächst. Ein Lexikon zur Kulturgeschichte der Gewürze, München 1987.

neuen Warmgetränken eingehen, und es ist eine Paralleltät zwischen dem hohen Teeverbrauch und dem in der frühen Neuzeit sich bemerkbar machenden Spirituosenkonsum zu beobachten.

Es war die Vorliebe für das Türkische, Indianische, Chinesische oder Japanische, das das Interesse an diesen Genußmitteln, den Kolonialwaren, förderte. Die Neigung zu feinen Genüssen aus fernen Ländern, die die Europäer bislang nicht gekannt hatten, verband sich mit der Ausbeutung dieser Länder. Mit Begeisterung nahm Europa alles auf, was von jenseits der Meere kam, wie Lackdosen, Seidenstoffe, Porzellan beispielsweise zeigen. Kostbare Sammlungen chinesischen Porzellans wurden von den absoluten Monarchen Europas angelegt und an ihren Höfen konzentriert. Eine neue Mode entstand, die Chinoiserie.

Das "Kraut, was die Chineser Tee nennen", verbreitete sich über die vielfältigen internationalen Kontakte der höfischen und adeligen Gesellschaft. Man hätte auch bei der Japan- und Chinamode des 18. Jahrhunderts nichts anderes erwarten können. Es ist anzunehmen, daß bei dem herrschenden Interesse für alles Chinesische überall in Europa der Tee entsprechende Aufmerksamkeit fand. In Österreich etwa trug Kaiser Leopold I. beträchtliches Interesse für die Kunst und Kultur Chinas zur Schau. Auch Maria Theresia liebte Fernöstliches. Die österreichischen Jesuiten pflegten lange Zeit direkte Kontakte ins Reich der Mitte. Beim niederösterreichischen Adel bemerkte man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts jedenfalls die Gepflogenheit, zum Frühstück bereits Tee zu trinken.⁶

Schon bald nach der Eroberung Mexikos durch die Spanier wurde Schokolade nach Europa importiert und gelangte von Spanien nach Frankreich, in die Niederlande und nach England.⁷ In England wurde sie bald so selbstverständlich, daß Daniel Defoe selbst den Einsiedler Robinson Crusoe auf seiner Insel nicht auf die Schokolade verzichten lassen wollte. Eines der ersten Geräte, das sich der Gestrandete auf primitive Weise anfertigte, war eine Schokoladenkanne.

Die Verbreitung des Kaffees aus dem Vorderen Orient, durch Kulturkontakte mit den Türken vorbereitet, läßt sich an der häufigen Erwähnung in europäischen Schriften und an den Gründungsdaten der Kaffeehäuser verfolgen. Forschungsreisende und Abenteurer, Minderheiten und Flüchtlinge, Soldaten und Kaufleute spielten die entscheidende Rolle.⁸ Armenier waren wichtig bei der Einführung des Kaffees und der Kaffeehäuser, sowohl in Frankreich als auch in Wien.⁹ Es heißt, daß aus der Beute der zweiten Türkenbelagerung den Wienern bedeutende Kaffeevorräte in die Hände gefallen seien und daß ein Kundschafter raizischer Abstammung namens Kolschitzky (oder richtiger Koltshitzky), der sich durch besondere Tapferkeit bei der Verteidigung ausgezeichnet hätte, als Belohnung die Bewilligung zur Errichtung eines Kaffeehauses erhalten habe. Dies ist zwar Legende. Aber am 17. Januar 1685 wurde tatsächlich einem armenischen Kaufmann namens Johannes Diodato ein ausschließliches Hofprivileg zum Ausschank von Kaffee auf 20 Jahre verliehen.¹⁰ Der als erster Kaffeesieder von Graz bezeichnete Zacharias Casanova hieß in Wirklichkeit "Zaarias" Cahsa noua, "Armenischer Caffesieder allhier", einer der vielen Armenier, die in der Geschichte des Kaffeesiedergewerbes eine so große Rolle gespielt haben.¹¹ In Prag soll ein Verwandter des weit verzweigten Diodot-Clans

6 Unsere Heimat, NF, 6, 1933, S. 121.

7 W. Mueller, Seltsame Frucht Kakao. Geschichte des Kakaos und der Schokolade, Hamburg 1957, S. 63, 65f., 68, 70, 106.

8 A. Schnyder-v. Waldkirch, Wie Europa den Kaffee entdeckte. Reiseberichte der Barockzeit als Quellen zur Geschichte des Kaffees, Zürich 1988.

9 J. Leclaut, Le Café et les Cafés à Paris (1644 - 1693), in: Annales E.S.C. 6, 1951, S. 1-13.

10 K. Tepy, Die Einführung des Kaffees in Wien, Wien 1980.

11 G. Fournier, Das Grazer Kaffeehaus. Dichtung und Wahrheit, in: Zeitschrift des historischen Vereins für die Steiermark 78, 1987, S. 254.

(Georg Diodot), nach anderen Quellen der Syrer Gorgos Hatalah el Damaski, in der "Goldenen Schlange" 1714 das erste Kaffeehaus errichtet haben.

Welcher Anteil quantitativ der Vermittlertätigkeit von Außenseiterkreisen und welcher Anteil der Vorbildfunktion der höfisch-aristokratischen Gesellschaft zukam, ist schwer abzuschätzen. Die Bedeutung des höfischen Vorbilds ist jedenfalls offensichtlich. Die Produkte waren teuer. Nur der demonstrative Konsum der Oberschichten verlieh ihnen jenes Prestige, das ihre Durchsetzung ermöglichte. Die Werthaltungen unserer Zivilisation und Konsumgesellschaft wurden bis heute von den Verhaltensweisen der höfischen Gesellschaft geprägt. Die Genußmittel stellen einst Luxusprodukte, Zeichen des Überflusses und des demonstrativen Konsums dar. Das galt für die teuren Gewürze und die modischen Warmgetränke oder den Zucker ebenso wie die Schokolade. Günter Wiegelmann hat betont, wie sehr die europäische Vorliebe für süß als Resultat der Innovationen der höfischen Gesellschaft verstanden werden muß: Weil die höfische Gesellschaft den Gebrauch des Zuckers so hoch stilisierte, machte sie ihn so begerlich für Bürger und Bauern. Die höfische Gesellschaft kreierte auch die neuen Warmgetränke Kaffee, Tee und Kakao, die anders als in ihren Ursprungsgebieten gesüßt wurden, was uns inzwischen so selbstverständlich geworden ist, daß es fast "natürlich" erscheint. Dazu nimmt man süße Gebäcke. Auch der Likör, eine Kombination aus Brantwein, Zucker und erlesenen Essenzen, die Limonade als Erfrischungsgetränk, das Speiseeis und die Pralinen, die bis heute einen Rest barocken Stylings bewahrt haben, waren Innovationen der mit exotischen Produkten ihren Status unterstreichenden höfischen Gesellschaft.¹²

Die Schokolade war unter den drei "warmen Lust-Getränken" gegenüber Kaffee und Tee das vornehmste und teuerste. Sie wurde in Europa im 17. und 18. Jahrhundert vornehmlich als heißes Getränk genossen. Sie wurde zum Symbol des galanten Jahrhunderts und der höfisch-absolutistischen Gesellschaft. 1631 soll die Zahl der Schokoladetrinker vor allem in höfischen Kreisen in Spanien, Italien und den spanischen Niederlanden schon groß gewesen sein. Das Zeitalter Ludwigs XIV. war die große Zeit der Schokolade, als Getränk oder auch als Praline. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gab es in Italien, England und den Niederlanden die ersten öffentlichen Schokoladenstuben. Auf den Pariser Straßen wurde Schokolade im späten 18. Jahrhundert angeboten. Aber nur in Spanien wurde sie zu einem wirklichen Volksgetränk.

Am Wiener Hof dürfte die Schokolade spätestens mit Karl VI. 1711 ihren Einzug gehalten haben, auch wenn sie schon vorher, besonders bei der Geistlichkeit, Anklang gefunden hatte. Pietro Buonaventura Metastasio schuf am Hof Karls VI. seine "Cantata alla Ciccolata", die Schokoladenkantate, die sowohl ins Deutsche als auch ins Französische übertragen wurde. Abraham a Sancta Clara tadelte die feinen Damen, die erst um elf Uhr aufstehen; alsdann müsse schon eine "Schocolata bey Handen seyn". Maria Theresia legte 1752 in einer Ballordnung fest, daß "Erfrischungsgetränke als Thee, Caffé und Chokolade um einen nahe bei der Credenz angeschlagenen billigen Preis in hinlänglichem Quanto und guter Qualität" aufzubereiten seien. Die Herrscherin dürfte allerdings keine große Zuneigung zu diesem Getränk empfunden haben, schrieb sie doch am 20. Februar 1775 an die Gräfin Enzenberg: "Ich wünsche sehr ..., daß die Schokolade Ihnen zusagt. Es gibt zwei Sorten, beide ohne Vanille. Wenn Sie noch mehr davon haben wollen, brauchen Sie es nur durch Ihren Sohn sagen lassen, von welcher Sorte, ich verstehe mich darauf nicht, weil ich nie welche nehme." Ihr Gemahl Franz Stephan genoß sie dafür in umso größeren Mengen, vielleicht aus dem kostbaren Gold- und Porzellangeschirr, das heute im Kunsthistorischen Museum zu bewundern ist.

¹² G. Wiegelmann, Zucker und Süßwaren im Zivilisationsprozeß der Neuzeit, in: H.-J. Teuteberg/G. Wiegelmann (Hg.), Unsere tägliche Kost, Münster 1986, S. 135-152.

Von der höfischen Gesellschaft gelangte die Schokolade auch in die großbürgerlichen Salons. Der Hofrat von Greiner, Vater Karoline Pichlers, der im ausgehenden 18. Jahrhundert einen bekannten Salon führte, hatte einen Vorrat spanischer Schokolade. Das Stubenmädchen servierte sie, wie sich Karoline Pichler erinnerte, mit "zwei Schokoladebechern in silbernen Gestellen auf kleinen Untertassen von Schildpatt", gerade so, wie Liotard seine belle Chocolatiere, Nandl Baldauf, gemalt hatte, das damit weltweit, auch durch Reklamebilder, bekannteste Wiener Stuben- und Schokoladenmädchen. Kaffee und Schokolade zu machen, ein Hemd zu nähen, einen Tisch zu wischen, das Bett zu machen, ein Halstuch zu plätten: "Dies sind die Künste der Wienerischen Stubenmädchen".¹³ In den Wiener Volkskomödien des späten 18. Jahrhunderts spielt die Schokolade eine wichtige Rolle. In einem Theaterstück herrscht Sophie, eine zügellose bürgerliche Dame, ihr Dienstmädchen Colombine an: "Lerne Du lieber besser Chokolade machen! Hat mir nicht der Rammel heut früh einen Chokolade in das Bett gebracht, wie eine Zwetschgen-Suppe."¹⁴ Auch Wolfgang Amadeus Mozart läßt in seinen Opern, in "Cosi fan tutte" ebenso wie im "Don Giovanni" nach Schokolade rufen. In den Augarten zu spazieren, dort beim "Hoftraiteur" Ignaz Jahn "Kaffee, Chokolade, Tee, Mandelmilch" zum Frühstück zu konsumieren und den Morgenkonzerten zu lauschen, zählte zu Mozarts Vergnügungen in Wien: "Wir gehen erst um 12 Uhr ins Bett und stehen um halb 6 auch 5 Uhr auf, weil wir fast alle Tage in der Frühe in den Augarten gehen", schrieb er im Mai 1784 an seinen Vater.¹⁵

Auch Tee war in den Wiener Salons beliebt. Der Hofsekretär und Oberoffizial des italienischen Departements der Staatskanzlei, Johann Georg Obermayer, ein Aufsteiger, der einem Passauer Priesterseminar entflohen und arm nach Wien gekommen war, machte sein Haus zu einem Mittelpunkt der Wiener Salonkultur. Fast täglich empfing er abends nach dem Theater Gäste. Es gab Wasser mit "gestoßenem Zucker" und Tee.¹⁶ Dennoch konnte sich der Tee in Wien und Österreich nicht durchsetzen. Die arme Miss Trollope beklagt sich bitterlich, auf ihrer Reise durch die österreichische Provinz nirgends anständigen Kaffee, geschweige denn Tee bekommen zu haben.¹⁷ Die Wienbesucher berichten uns von der geringen Beliebtheit des Tees in dieser Stadt: "Tee wird sehr wenig in Wien getrunken. Welchen man bekommt, ist mit Zitronen-Schalen und Caneel verdorben und wird aus Caffee-Schalen eingeschenkt", entrüstete sich ein Wienreisender über so viel Unkultur.¹⁸ Ein anderer Besucher amüsierte sich über die Rückständigkeit der Wiener Gesellschaft: "Die Frauenzimmer vom höheren Stand nähmen noch immer den Kaffee und die Schokolade ganz ausnehmend in Schutz. Die ausländischen Teesorten wollten ihnen gar nicht und die inländischen nur als Arznei behagen". Die "Teevisiten" welche einige Damen der Gesellschaft im Zeichen der englischen Mode einzuführen suchten, vermochten nicht viele Anhängerinnen finden.

Im Wiener Mittelstand bestand um 1800 das Frühstück meist aus Kaffee mit Kipfeln oder Semmeln. Selten wurde Schokolade getrunken, Tee gar nicht. Daß nach 1800 für einige Jahrzehnte der Tee in den gehobenen Schichten zum Modegetränk avancierte, war der herrschenden Mode à l'anglaise zu verdanken, aber auch der "Gemeinheit" des zum Volksgetränk "herabge-

13 J. Peztl, Skizze von Wien, hg. von G. Gugitz, Graz 1923.

14 Ph. Hafner, Die bürgerliche Dame oder die bezähmten Ausschweifungen eines zügellosen Eheweibes, o.O.u.J. (um 1760).

15 Zaubertöne. Mozart in Wien, 1781-1791 (159. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Katalog), Wien 1991, S. 404ff.

16 W. Heindl, Gehorsame Rebellen. Bürokratie und Beamte in Österreich 1780 bis 1848, Wien 1991, S. 263 f.

17 F. Trollope, Wien und die Österreicher... Aus dem Englischen v. J. Sporschil, Leipzig 1838.

18 J.P. Willebrandt, Historische Berichte und praktische Anmerkungen auf Reisen, Frankfurt 1761, S. 176f., S. 306.

sunkenen" Kaffees. "Sonntags pflegen die höheren Wiener Stände exquisite Teegesellschaften zu geben", heißt es in einem Bericht aus dem Vormärz. Die um 19 Uhr übliche Teegesellschaft wurde zum Kennzeichen der biedermeierlichen Damengeselligkeit: "... so saßen denn unsere Damen ... in dichtgedrängter Reihe um den Teetisch, jede mit einem Strickstrumpf bewaffnet", berichtet Caroline Pichler über einen Besuch, den 1808 die Frau von Staël dem Salon ihrer Mutter abstattete.¹⁹

Festzuhalten ist bei der Verbreitung des Kaffees, daß sie nicht von oben nach unten, sondern aus der Mitte der sozialen Hierarchie erfolgte.²⁰ Der Tee, der Zucker und die Schokolade verbreiteten sich die soziale Rangleiter hinab, wobei bei Zucker und Schokolade auch grundlegende Veränderungen in der Produktionstechnik erfolgten, die bei Schokolade zu praktisch neuen Produkten führten.

Auch beim Tabak lief die Verbreitung auf verschiedenen Ebenen, abhängig von Konsumsituation und gesellschaftlichen Strukturen. Während das Pfeifenrauchen sich in den Mittel- und Unterschichten verbreitete, nahm das Schnupfen den Weg von den Oberschichten abwärts. Die Oberschichten des 18. Jahrhunderts bevorzugten das Schnupfen. In Wien, das von adeligen Gewohnheiten am intensivsten beeinflusst war, wurde im späten 18. Jahrhundert fast ausschließlich geschnupft. Das Schnupfen war prestigereicher als das Rauchen. Vielleicht mag, wie Schivelbusch anmerkte, damit auch die Nase vor den vielen üblen Gerüchen, die das Leben im 18. Jahrhundert plagten, besser geschützt worden sein. Die Nasen verloren durch das viele Schnupfen fast ihren Geruchssinn.²¹ Im späten 18. Jahrhundert erfaßte das Schnupfen weit über die höfische Gesellschaft auch Geistliche, Beamte und Bürger.²² Im 19. Jahrhundert wurde Schnupfen zunehmend in den bauerlichen Bereich abgedrängt und als unhygienisch eingestuft.

Umgekehrt wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert das Pfeifenrauchen bei den Oberschichten immer populärer. Die Englandbegeisterung des ausgehenden 18. Jahrhunderts und die revolutionäre Opposition zur alten Adelskultur hatte entscheidend dazu beigetragen das Pfeifenrauchen neu zu bewerten. Die neue Mode des Pfeifenrauchens, vorher verächtlich als bauerlich oder proletarisch abgetan, wurde begeistert aufgegriffen und schnell gesellschaftsfähig gemacht. Am Ende des Vormärz war Pfeifenrauchen der Genuß des kleinen Mannes, des Subalternen, des Bauern. Für die Unterschichten stellte sich neben dem Kauen das Pfeifenrauchen als die billigste Art des Tabakkonsums dar. Wer sich zwischen 1800 und 1850 besser dünkte, junge Dandies und vermögende Revolutionäre, hatten sich der Zigarre zugewandt. Die Zigarre, die im Vormärz sehr teuer war und als Kennzeichen revolutionärer Gesinnung galt, blieb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur mehr Zeichen der Behäbigkeit, Zufriedenheit und Saturiertheit. Die "Virginier" wurde zur berühmtesten unter den Rauchwaren des konservativen Bürgers. Auch Bauern, die als fein gelten wollten, griffen zur Zigarre.

Die Zigarette, die in Amerika schon früh, nämlich zu Beginn des 18. Jahrhunderts bekannt war, begann ihren Siegeszug in Österreich erst nach 1870. 1910 hatten die Zigaretten mit 16,2 Prozent Anteil am mengenmäßigen Umsatz die Zigarren, die in diesem Jahr einen Anteil von 14,6 Prozent hatten, bereits überflügelt. Nach dem Ersten Weltkrieg beschleunigte sich der

19 K. Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Bd. 1, München 1914, S. 319; L. Hevesi, Die Wiener Gesellschaft zur Zeit des Congresses, in: Der Wiener Congress, Wien 1898, S. 63f.: Der Salon der Gräfin Laura Fuchs galt für den intimsten in Wien und zwar 'soupierte man da noch', während anderwärts schon der Thee den gemüthlichen Schmaus verdrängt hatte.

20 Albrecht, Kaffee.

21 W. Schivelbusch, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München 1980.

22 Sandgruber, Bittersüße Genüsse, S. 98ff.

Siegeszug der Zigarette, nach dem Zweiten Weltkrieg war ihre Dominanz total geworden. Zigaretten wurden sehr rasch billig, da sie maschinell herstellbar und auch in der Art und Weise wie sie geraucht wurden einfacher waren als Zigarren. Vor allem die Kriege förderten ihre Verbreitung. Auch in der Werbung wurde die Zigarette als modern, innovativ, ins Industriezeitalter und in die Freizeitgesellschaft passend hingestellt.

Das Kauen war die billigste Art des Tabakgenusses und galt als Merkmal für arme Leute. Es war im alpinen Österreich im 18. Jahrhundert weit verbreitet und dürfte andere Formen des Drogenkonsums, die unter alpenländischen Unterschichten geherrscht hatten, das Kauen von Arsen und von Pech, ersetzt haben. Die gesellschaftliche Pönalisierung des Spuckens, deutlich signalisiert durch das Verschwinden der Spucknäpfe aus den Wohnungen, und die zunehmende Mundhygiene haben das Tabakkauen im Verlauf des 19. Jahrhunderts fast ganz verschwinden lassen.

Für Arbeiterhaushalte wurden Genußmittel in mehrfacher Hinsicht bedeutsam, zuerst als hungertötende und hungerstillende Mittel, dann als Statussymbole, wenn auch innerhalb eines höchst beschränkten Warenkorbes, schließlich als Stimulantia, die im langen, monotonen Arbeitsalltag willkommene Unterbrechung brachten, was von Außenstehenden vielfach als Verschwendung mißverstanden wurde. Den Status, den Genußmittel für Angehörige der Unterschicht hatten, mag man an der überragenden Bedeutung spüren, die Schokolade, Zucker oder Kaffeetrinken in populären Autobiographien einnehmen.

Inwieweit hat ökonomischer Wohlstand, hat Fortschrittlichkeit oder der Grad der Industrialisierung mit der Rezeptionsgeschichte von Genußmitteln zu tun? Insgesamt waren die neuen Genußmittel zuerst Produkte des Bürgertums. Kaufleute und Intellektuelle, das Wirtschafts- und Bildungsbürgertum, spielten bei der Einführung des Kaffees eine besondere Rolle, vor allem durch das Umfeld, das sie den Genußmitteln boten. Doch die eigentliche gesellschaftsverändernde Kraft wuchs den Genußmitteln erst zu, als die Industrialisierung ihnen zu einem massenweisen Verbrauch verhalf. Preisänderungen mußten zwangsläufig die gesellschaftliche Position verändern. Das galt für Schokolade, für Zucker, im Prinzip für alle Genußmittel und Nahrungsmittel. Am stärksten war dies bei Zucker, Schokolade und Tabak.

Mit der Erfindung der Milkschokolade im 19. Jahrhundert wurde die "zweite, industrielle Karriere" der Schokolade eingeleitet. Das Industriezeitalter machte aus dem adeligen Prestige-gut ein industrielles Massenprodukt. Zur Verarbeitung von Schokolade brauchte man Pressen, Conchen, Röstmaschinen, Stampf- und Reibwerke, Melangeure etc. Die Dampfkraft fand in den Schokoladenfabriken Eingang. Die Zeit um die Jahrhundertwende war die große Wachstumsperiode der Schokoladenfabriken. Die Preise, vor allem für Zucker, aber auch für Kakao-bohnen, waren gesunken. Die industriellen Fertigungstechniken verbilligten und, vor allem, verbesserten die Schokolade. Die hausgemachte Schokolade schmeckte bitter und viel weniger gut als die gekauften Süßigkeiten. Erstmals gab es um die Jahrhundertwende bei der Masse der Bevölkerung auch verfügbare Kaufkraft, die vor allem für kleine Näscherereien verwendet wurde: für Zuckerln, Schokolade, süße Mehlspeisen. Zu Festen wie der Nikolausbescherung, Weihnachten, Osterfesten, aber auch zu Familienfesten beschenkte man sich. Die großen Wiener Schokoladenfabriken, die zwischen 1890 und 1913 zu Großbetrieben erwachsen, machten den wesentlichen Teil ihres Geschäftes mit kleinteilig portionierter Schokolade und Saisonware: Christbaumbehang, Osterhasen, Geschenkartikel, kleine Schokoladenriegel.²³

²³ P. Scholliers, *Chocolat, machines, travaux et salaires vers 1900*, in: *Les cahiers de la Fonderie* 11, 1991, S. 9-17; verschiedene Firmengeschichten österreichischer Schokoladenfabriken aus den jeweiligen Quellenbeständen, vgl. demnächst R. Sandgruber, in: *Genuß & Kunst. Ausstellungskatalog*, Wien 1994.

Schokolade war ein typisches Produkt der Stadt, der Industrialisierung und der steigenden Lebensansprüche. Vorerst ein nur für wenige erschwinglicher Luxusartikel, wurde sie durch das Entstehen großer, kapitalintensiver Fabriken und durch die Industrialisierung von Nahrung und Essen zu einer idealen Substanz, die in Arbeitspausen ein schnelles Gefühl der Befriedigung, Erfrischung und Erleichterung schaffte oder zu schaffen schien, sich leicht mit anderer Nahrung kombinieren läßt und große symbolische Macht hat.

Noch deutlicher war dies bei Zucker der Fall. Zucker trat in seiner Rezeptionsgeschichte in vielen Funktionen auf, als Medizin und Gewürz im Mittelalter, als Tafeldekoration und Statussymbol im 17. und 18. Jahrhundert, als Konservierungshilfe und wesentliches Grundnahrungsmittel im 19. und 20. Jahrhundert.

Der Einfluß der kolonialen Zuckerindustrie auf die Herausbildung der modernen Weltwirtschaft wird von der Historiographie seit langem diskutiert. Kaum Erwähnung findet dabei, daß auch die europäische Rübenzuckerindustrie des 19. Jahrhunderts volkswirtschaftlich relevant gewesen ist. Zucker und süßer Geschmack wurden damit in doppeltem Sinn zur Triebkraft der Industrialisierung, einerseits durch das Entstehen großer kapitalintensiver Fabriken und andererseits durch die Industrialisierung von Nahrung und Essen, die Bedeutung, die Zucker für die Industriearbeiterschaft, für die Lebensmittelkonservierung und für die Zubereitung und Einnahme von Mahlzeiten gewann.

Die Genußmittel waren aber nicht nur Zeichen des Überflusses, sondern auch der Not. In Kriegszeiten feierte der Tabak seine größten Erfolge. Kartoffeln, Branntwein und Kaffee wurden zur klassischen Dreieheit der Nahrung des Pauperismus. Diese Stellung verdankte der Kaffee nicht nur dem Bestreben der Unterschichten, bürgerliche Vorbilder nachzuahmen, sondern auch der Eigenschaft, neben der belebenden Wirkung auch ein gewisses Sättigungsgefühl zu vermitteln. An die Stelle des Bohnenkaffees und Kaffeehausbesuches waren allerdings billige Ersatzstoffe und fliegende Kaffeestände getreten. In dieser Form wurde das Luxusgetränk zu einem Hauptbestandteil der Haushaltsführung der Unterschichten des 19. Jahrhunderts. Das entsprach der Rolle, die der Kaffee in diesem armseligen Bergarbeiterdorf von Emile Zolas "Germinal" spielt: Kaffee als das einzige, das dem Leben ein bißchen Glanz und Menschenwürde verlieh. Dem Kaffee haftete selbst noch als Zichorienbrühe der Anspruch des Vornehmen an, der Besuchsmahlzeit, die zudem schmackhafter war als Brei oder hartes Brot. Kaffee erwies sich kurzfristig als anregend und stand in einer Traditionslinie von Freizeit und Kurzweil. Das mochte der Kaffeepause ihre Beliebtheit und beherrschende Stellung im Arbeitsalltag gesichert haben.²⁴

Der Kaffee half hungern. Er schien geeignet zu sein, zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Arbeitskraft beizutragen, obwohl sein Nährwert gering war. Wie die Arbeitszeit durch neue Beleuchtungstechniken länger werden konnte, so schien sich der Kaffee zur künstlichen Verlängerung der Wachzeit anzubieten. Kaffee war rasch zuzubereiten, konnte in den Fabriken und bei der Heimarbeit schnell zwischendurch getrunken werden, unterdrückte den Hunger und die Müdigkeit und war bestimmt noch besser als die in den Städten oft verdorbene und verfälschte Milch.

Tee, wesentlich teurer als Kaffee, hatte sowohl eine Geschichte als Getränk der Ober- als auch der Unterschichten. Tee läßt sich wesentlich leichter strecken und verfälschen als Kaffee. Tee bietet ein heißes Getränk, das mit Zucker sehr kalorienreich wird, sich mit Alkohol versetzen läßt und in den Arbeitspausen als wärmender und kräftigender Trank genommen

24 M. Mende, Rübenzucker: Die Industrialisierung von Ackerbau und Mahlzeiten im 19. Jahrhundert. Regionale Beispiele, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium 14, 1985, S. 106.

werden kann. Daher trat hoher Teegenuß häufig zusammen mit hohem Branntweinkonsum auf. Eine nicht unwesentliche Rolle spielte auch das schlechte Wasser, das den Städtern und insbesondere den ärmeren Schichten meist allein verfügbar war, was eine starke Abneigung gegen Wasser hervorrief, während Oberschichten neben Alkohol auch Wasser tranken.

Aus dem Tiroler Unterinntal, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Region mit beträchtlichen Alkoholproblemen galt, wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert von einer starken Zunahme des Teetrinkens bei den Frauen berichtet. In den Kramläden würden die Bäuerinnen sogenannten heißen Tee um billigen Preis erhalten, man könne sich denken, fügte der Berichtersteller von sich hinzu, von welcher edlen Sorte. Den Hauptbestandteil dieses süßen Getränks bildete der zugegossene Rum - der Liter zu einer Krone! -, richtiger gesagt, gefärbter und parfümierter Spiritus. Dieser Tee nun werde von den jungen Frauen und Bäuerinnen im Laden in großer Menge getrunken, so daß sie benebelt nach Hause schwankten.²⁵

Die Genußmittel erlangten damit eine eigentümliche Doppelfunktion, einerseits hochgeschätztes Konsumgut einer kaufkräftigen Ober- und Mittelschicht, andererseits letzte Zuflucht eines pauperisierten Proletariats zu sein. Bürgerliche Sozialkritik hat immer beim vermeintlichen wirtschaftlichen Unverständnis der Armen angesetzt. Wollten ärmere Schichten diesem Luxus nacheifern, mußten sie häufig zu Ersatzprodukten greifen, um den angeblichen Status vorzutäuschen. Der größere Teil der Geschichte der Genußmittel zwischen 1800 und 1950 ist daher Geschichte der Ersatzmittel. Solche Ersatzmittel, die Getränke von ähnlichem Geschmack und Aussehen ergaben, machten es der ärmeren Bevölkerung möglich, die Gewohnheit der Oberschicht zumindest der äußeren Form nach zu imitieren. Solche Surrogate waren nicht nur wesentlich billiger, sondern auch von den Behörden lieber gesehen, da sie die Handelsbilanz nicht belasteten. Die verschiedenen Formen von Ersatzkaffee, in Notzeiten und in sehr armen Gegenden auch von Ersatztabak, nicht zuletzt auch von Saccharin als Zuckerersatz wären hier anzuführen.

Das Saccharin kann kulturgeschichtlich als später Vertreter jener Surrogate betrachtet werden, die sich im 19. Jahrhundert ausbreiteten, wo die Nachahmung der repräsentativen Kulturformen der Oberschicht durch die finanziellen Möglichkeiten begrenzt war. Statt Bohnenkaffee verwendete man Zichorie, statt "echter" Butter das Kunstprodukt Margarine, statt Zucker Saccharin.²⁶ Allerdings wurde Saccharin von den Zuckerfabriken massiv bekämpft, vor allem in Österreich. Erst im Krieg und in den Notzeiten der Weltwirtschaftskrise wurde es freigegeben. Aus Ersparnisgründen, berichten die Autoren der berühmten Studie über das Arbeitslosendorf Marienthal, wurde nur mehr Saccharin verwendet, was den Geschmack ersetzte, aber keinerlei Nährwert hatte. Gewöhnlich begann man in der zweiten Woche nach der Auszahlung des Arbeitslosengeldes, die vierzehntägig erfolgte, mit dem Saccharin. Eine Einkommensdifferenz von 5 Schilling monatlich hieß, schreiben die Autoren der Studie, nur noch mit Saccharin kochen zu können oder doch noch Zucker zu verwenden.²⁷ In den Wirren der Jahre 1945 bis 1947 zählten Zigaretten und Saccharin zu den begehrtesten Schleich- und Schwarzhandelsgütern. Allgemein galten Tabakwaren als "neues Geld", für das sowohl auf dem Lande als auch in der Stadt viel zu bekommen war.

²⁵ L. von Hörmann, Genuß- und Reizmittel in den Ostalpen. Eine volkskundliche Skizze, in: Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 43, 1912, S. 86.

²⁶ Vgl. dazu Ch.M. Merki, Zucker gegen Saccharin. Zur Geschichte der künstlichen Süßstoffe, Frankfurt a. M. 1993.

²⁷ M. Jahoda/P. Lazarsfeld/H. Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal, Frankfurt a. M. 1975 (1933), S. 96.

II. Schicht und Geschlecht

Genuß und Genosse sind sprachlich eng verwandt. Im Genießen steckt die gemeinsame Nutzung. Der Aspekt des gemeinschaftlichen Genießens, der im Wort Genosse nur mehr sprachlich enthalten ist, charakterisiert die Genußmittel: Raucherzirkel, Kaffeehäuser, Gastwirtschaften als Sammelpunkte für Abweichler und Radikale, für Liberalismus und Demokratie, für Börsentransaktionen, Versicherungsgeschäfte und Sparvereine, für Parteien, für Studentenverbindungen... Reste von Initiationsriten im bäuerlichen, handwerklichen oder studentischen Bereich - von Indianern und anderen Exoten sind sie uns spätestens seit Karl May wohlvertraut - werden von Genußmitteln begleitet.²⁸ Der Genuß gehört zum Spiel. Das Billard, das Modenspiel des 18. Jahrhunderts, wurde zum beliebten Kaffeehausinventar. Aber nicht weniger beliebt war in den Kaffeehäusern das Kartenspiel. Noch vor dem Spiel kam zweifellos als des Wieners liebste Kaffeehaustätigkeit, der Tratsch.

Gesellschaftlich-kulturelle Bedeutung kam den Genußmitteln erst dadurch zu, daß sie Anlaß zu neuen Gesellungsformen gaben, dem Kaffeehaus und dem Kaffeekränzchen, der Teejause, dem Frühstück generell. Mit dem Kaffee kamen neue Gerätschaften, neue Treffpunkte, neue Geschäftsmöglichkeiten, neue Lebensstile.²⁹ Kaffeehäuser gelten als wichtige Träger und Vermittler der neuen bürgerlichen Öffentlichkeit, wo literarische, politische und kommerzielle Kommunikation sich zuerst und vor allem relativ frei entfalten und artikulieren konnte, wo im Unterschied zu Wein- und Bierlokalen auch der klare Kopf den Vorrang hatte. Kaffeehäuser galten als Zentren freien Denkens und politischer Unruhe. Zeitungen vermittelten Information, politische Diskussionen ermöglichten eine Öffentlichkeit. Sie boten sich auch als Zentren wirtschaftlicher Kommunikation an.

Der Adel, wohl auch das Großbürgertum, gingen nicht hin, sondern zogen es vor, sich zu privaten Kaffeekränzchen zu treffen. Unterschichten bevorzugten die Schenken. Den Besucherkreis kann man kaum exakter als Heinrich Clauren ausdrücken: Es finde sich hier die "Mittelklasse" zusammen.³⁰ Kaffee war ein bürgerliches Getränk. Jedenfalls paßte Kaffee zu den Anforderungen, die die neue bürgerliche Öffentlichkeit stellte. Das Kaffeehaus bot Männern, die außer Haus tätig waren, einen Vorwand für geselliges Zusammensein.³¹ Die Besucherstruktur dieser Kaffeehäuser markiert eine Schwelle zwischen Bürgern und Bauern, während beim Teetrinken die Grenze zwischen einer reichen Oberschicht und der Mittelschicht zu ziehen ist. Die 'Großen Kaffeehäuser' ahmten in ihrer Einrichtung die Räume adliger Stadtpalais nach. Sie transferierten das Billard aus der Welt des Adels in die bürgerliche Sphäre, machten die adelige Geselligkeits- und Spielkultur allgemeiner verfügbar, wenn auch für Geld. Und sie machten es den Gästen auch möglich, in diversen Zeitungen zu lesen und auf diese Weise am Klatsch, an politischen Neuigkeiten und an Geschäftsinformationen teilzuhaben.³²

28 Die anständige Lust. Von Eßkultur und Tafelsitten, Ausstellungskatalog, München 1993.

29 P. Albrecht, Kaffeetrinken - Dem Bürger zur Ehr' - dem Armen zur Schand, in: R. Vierhaus (Hg.), Das Volk als Objekt obrigkeitlichen Handelns, Tübingen 1992, S. 56-100; Sandgruber, Bittersüße Genüsse, S. 59ff.; über das Kaffeehaus inzwischen auch: A. Pintar, The English Coffee House as a Cultural Institution and its Reflection in Literature, Diplomarbeit Univ. Wien 1993; R. Zey, Im Café. Vom Wiener Charme zum Münchner Neon, Dortmund 1987; K.-J. Heering (Hg.), Das Wiener Kaffeehaus, Frankfurt 1993; M. Horvath (Hg.), Erweiterte Wohnzimmer: Leben im Wiener Kaffeehaus, Wien 1990; S. Fehrer, Altenberg - Polgar - Friedell. Die Wiener Kaffeehausliteratur der Jahrhundertwende, Diplomarbeit Univ. Wien 1992.

30 H. Clauren (= Karl Heun), Kurze Bemerkungen auf langen Berufswegen, Wien 1816, S. 28.

31 H.E. Jacob, Sage und Siegeszug des Kaffees, Berlin 1934, (Neudruck: Reinbek 1952.)

32 Albrecht, Kaffeetrinken, S. 56ff.

Im Genußmittelkonsum sind eine Vielzahl von Vorstellungen geschlechtsspezifischer Differenzierung versteckt: Männer rauchen, Frauen sind Kaffeetanten, Mädchen Naschkatzen. Es war und ist eine weit verbreitete Meinung, daß mit Kaffee, Tee, Schokolade und Zucker ein weiblicher Zug in das Speisen- und Getränkewesen hineingekommen sei, wogegen Alkohol vorwiegend Männersache gewesen und geblieben sei. Daß der Alkohol zunehmend eine männliche und Kaffee eine weibliche Charakterisierung erhielt, hatte mehrere Ursachen sowohl finanzieller als auch sozialer Natur. Die bürgerliche Differenzierung der Geschlechterrollen, die Beschränkung des weiblichen Gasthaus- und Wirtshausbesuches, die Verbürgerlichung und Familiarisierung der Arbeiterfamilie, die ungleiche Aufteilung der knappen Nahrungsmittel im Haushalt, die geringeren Einkommen der Frauen.

Die geschlechtsspezifische Differenzierung, die sich mehr oder weniger deutlich herausbildete, muß wenn auch regional, schichtenspezifisch und nach Produkten höchst unterschiedlich - etwa Zucker, Milchkaffee oder Schokolade als vor allem weiblich zugeordnete, Tabak oder schwarzer Kaffee als vor allem männlich eingeordnete Genußmittel - einerseits mit innerfamilialen Rollen, andererseits mit dem Grad der Öffentlichkeit des jeweiligen Konsumaktes in Zusammenhang gesehen werden. Die Volksmeinung ist bis heute überzeugt, daß Frauen mehr Süßwaren konsumieren als Männer. Immer wieder findet man die Behauptung, daß Frauen dem Süßen mehr zuneigen als Männer, daß sie süße Nahrung benützen, um anderweitig unerreichbare Gegenstände zu erlangen, daß Süßigkeiten im realen und übertragenen Sinn mehr die Domäne der Frauen als die der Männer seien. Keine Süßigkeiten zu wollen, dient Ferdinand v. Saar zur Charakterisierung einer Revolutionärin und Barrikadenkämpferin, eines Mannweibes, einer solchen "mit heiserer Stimme": "Sie aß fast nichts, mochte nicht einmal Süßigkeiten."³³

Zucker muß im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, als er noch teuer war, mit dem stellvertretenden Konsum von Frauen in Oberschichtenfamilien in Zusammenhang gesehen werden, im ausgehenden 19. Jahrhundert hingegen, als der Zucker rasch billiger wurde, mit der Rollenverteilung in Arbeiterhaushalten, wo dem Familienerhalter, dem Mann, meist das einzige Stück Fleisch vorbehalten war, während Frauen und Kinder sich auf Mehlspeisen, gewürzt mit dem nunmehr billigen Zucker, beschränkten.

Kaffee, so vermutet Burnett, hatte im England des 17. und 18. Jahrhundert eine stärkere männliche Zuordnung, wurde außer Haus in Kaffeehäusern getrunken, von denen es in England damals sehr viele gab. Der Tee hingegen war mehr dem häuslichen, damit auch weiblichen Bereich zugeordnet.³⁴ Wie anders war es auf dem Kontinent: "Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee." Das Frauenzimmerlexikon (1715) beschreibt den Kaffee als eine von den Frauenzimmern getrunkene Panacé. "Ach! schrie das Weibesvolk, ach, nehmt uns lieber Brot!// Denn ohne den Kaffee ist unser Leben tot!" Für die Kaffeeschwester aus J.S. Bachs Kaffeeantate ist Kaffee das einzige Lebenselixier: "Ei, wie schmeckt der Coffee süße, lieblicher als tausend Küsse..." Der Musiker Miller in Schillers "Kabale und Liebe" war sicher nicht der erste gewesen, der seiner Frau Vorhaltungen machte, mit dem "vermaledeiten Kaffeetrinken" aufzuhören. Das Kaffeekränzchen der klatschsüchtigen Tanten war zum Topos der deutschen Lustspielliteratur des 18. Jahrhunderts geworden. "Denn haben d'Weiber kein Kaffee, so werden's sterbenskrank", heißt es in "Kasperls neuerrichtetem Kaffeehaus" von Joachim Perinet.³⁵

Lotteriespielen und Kaffeetrinken wurden zu weiblichen Lastern stilisiert; Kaffeeschwester, Ersatzkaffeeschwester und Lotterieschwester vereinigten sich zu traurer Runde. Daß die

33 F. v. Saar, Novellen aus Österreich (Sämtliche Werke, Bd. 10), Leipzig 1909, S. 69.

34 J. Burnett, Coffee in the British Diet, 1650 - 1990, in: D.U. Ball (Hg.), Kaffee im Spiegel.

35 Sandgruber, Bittersüße Genüsse, S. 77ff.

Frauen zu den Hauptkonsumenten des Kaffees und Ersatzkaffees wurden, machte sich auch die Werbung zunutze: Die Titze-Tante wurde zu einer der populärsten Reklamefiguren Österreichs in den dreißiger Jahren. Welch dominierende Rolle der Kaffee bei Arbeiterinnen einnahm, wird aus den Ergebnissen der 1896 in Österreich durchgeführten Arbeiterinnen-enquete deutlich.³⁶

Geschlechtsspezifische Unterschiede haben die Vorstellungen vom Rauchen geprägt. Die Rokokodame schnupfte genauso wie ihr Kavalier, auch Bauersfrauen des 18. Jahrhunderts schmauchten ihr Pfeifchen, während der bürgerlichen Frau die Anstandskonvention das Rauchen als unweiblich verbot. Im ländlichen Bereich wurde das Rauchen bei Frauen im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr auf Randgruppen abgedrängt, auf Zigeunerinnen, Bettelweiber, Hausiererinnen. Im bürgerlichen Bereich waren rauchende Frauen auf die Halbwelt, auf Künstlermilieus und auf radikal feministische Kreise beschränkt. Rauchen gewann damit im 19. Jahrhundert für Frauen eine erhebliche emanzipative Bedeutung.

Die Karikaturisten der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts kritisierten die emanzipierte Kaffeehausbesucherin, die sich in politische Diskussionen einließ, sich am Spiel beteiligte oder gar eine Zigarre ansteckte. Noch ein halbes Jahrhundert später mokierte sich Peter Rosegger im Café Kaiserhof über eine bekannte Dame, die mit übereinandergeschlagenen Beinen am runden Steintischchen bei ihrem Schwarzen saß und eine Zigarette rauchte.³⁷

Die schlanke Zigarette wurde geradezu zum Symbol eines neuen Körperideals, zum Symbol des Femininen, freilich nicht im Sinn der feministischen Emanzipation, sondern im Sinn des herrschenden Bewußtseins: die Leichtigkeit, Schlankheit, das zarte, weiße Zigarettenpapier ... die Zigarette, die so rasch und leicht verbrennt wie das Herz ihrer Raucherin, Attribut der Koketterie, Symbol der käuflichen Liebe. Eine hübsche Frau, die Zigarette graziös haltend, wurde für lange Zeit zur Suggestion unwiderstehlicher, geradezu geballter Verführungskraft. Geworben wurde sehr häufig mit Frauensujets, umworben wurden nunmehr auch die Frauen.

Mit der Zigarette begann eine neue Phase des Frauenrauchens, vergeblich bekämpft von der Kirche, vom Nationalsozialismus, von Teilen der bürgerlichen und sozialistischen Lebensreform. Im Ersten Weltkrieg wurde der Verkauf von Rauchwaren an Frauen untersagt. Raucherkarten galten nur für männliche Raucher über 17 Jahre. Trotzdem war es gerade der Krieg, der das Frauenrauchen förderte. In der Zwischenkriegszeit war das Rauchen der Frauen heiß diskutiert. Die deutsche Frau raucht nicht, lautete eine nationalsozialistische Parole. Im Zweiten Weltkrieg wurden zwar auch an Frauen Raucherkarten ausgegeben, allerdings erst ab dem Alter von 25 Jahren, während für Männer das Alter von 18 Jahren die Grenze war. Auch hatten Frauen nur auf die Hälfte des Quantums der Männer Anspruch, und Frauen über 55 Jahre erhielten keine Raucherkarte. Nach dem Zweiten Weltkrieg vollzog sich schrittweise eine Angleichung des geschlechtsspezifischen Raucherverhaltens. Dieser Umschichtungs- und Angleichungsprozeß beschleunigte sich in den siebziger und achtziger Jahren. Während der Anteil männlicher Raucher an der männlichen Gesamtbevölkerung leicht abgenommen hat, ist der Anteil der Raucherinnen stark gestiegen.

In der bürgerlichen Welt galt das Rauchen als Vorrecht des Mannes. Rauchen gewann damit eine Funktion als Zeichen der Männlichkeit und des Erwachsenseins. Mit Rauchen zu beginnen, signalisierte in verschiedenen Schichten, im Handwerk, in der Studentenschaft, im Arbeiter- und Bauernmilieu, daß man dabei war, erwachsen zu werden. Das Bild des Nichtrauchers als Schwächling, Duckmäuser und Spielverderber wurde systematisch gefördert.

36 Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquete über Frauenarbeit, Wien 1897, vgl. *Sandgruber*, Bittersüße Genüsse, S. 81f.

37 *P. Rosegger*, Heimgärtners Tagebuch, NF, 1917, S. 103.

III. Staat und Geschäft

Daß es zu einer engen Verbindung zwischen den Genußmitteln und dem Aufstieg des modernen Steuerstaates kam, hat viele Ursachen: Die Importsituation, die eine steuerliche Erfassung an den Grenzen leicht möglich machte und aus merkantilistisch-handelsbilanzpolitischen Gründen auch sinnvoll erscheinen ließ; ihre Funktion als Statussymbol kaufkräftiger Oberschichten, die ohne direkte Besteuerung quasi eine gerechtere Verteilung der Steuerlast auf die einkommensstarken Bevölkerungsschichten erwarten ließ. Schließlich gab es eine Diskussion um Nutzen oder Schaden, um gesundheitliche, soziale, politische und kulturelle Auswirkungen des Genußmittelkonsums, die eine Eindämmung, wenn schon nicht durch Verbote, so durch massive Besteuerung wünschenswert machte.

Bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte der Tabak fiskalische Bedeutung erlangt. Rasch wechselnde organisatorische Strukturen wurden geschaffen, um Einnahmen aus dem Tabakverbrauch abzuschöpfen, teils über Zölle, teils über Monopole, teils über Steuern, wobei es neben der Überwachung der Importe vor allem auch darum ging, den erheblichen Anbau im Inland unter eine entsprechende fiskalische Kontrolle zu bringen. Die Besteuerung war hoch. Weil die Tabakbesteuerung so unmittelbar in die Subsistenzwirtschaft der Bauern eingriff und ein Gut betraf, das sie selbst pflanzen konnten, statt es teuer kaufen zu müssen, erregte sie so viele Aversionen, die sich in Tabakunruhen und Schmuggelaktivitäten äußerten. Es kam immer wieder zu Aufständen und Unruhen. Verschärfend wirkte, daß innerhalb des Staatsgebietes in den einzelnen Provinzen sehr unterschiedliche Regelungen bestanden. Bei so hohen Einnahmen spielten Hinterziehungen (durch Schmuggel und Eigenanbau) und Steuerstreiks bzw. Boykottaktionen eine erhebliche Rolle.

Die Steuerpolitik griff auch bei Tee, Kaffee und Zucker. Im späten 19. Jahrhundert zählte die Zuckersteuer zu den ertragreichsten Steuern in Österreich. 1891 bezeichnete Gustav Raunig, der Sekretär des einflußreichen Industriellen-Klubs, die Rübenzuckerindustrie als "Königin der österreichischen Industrien". Über die Fabrikatsteuer, den Schutzzoll und die Exportbonifikation war der Staat mit der Rübenzuckerindustrie aufs engste verzahnt.³⁸ Den Genußmitteln kam in der spezifischen Gemengelage einer vom Geldnexus immer stärker penetrierten Subsistenzökonomie, in der die Verfügung über Geldeinkünfte zunahm, eine entsprechende kommerzialisierende Funktion zu. Da die Kolonialwaren in der Regel nur auf dem Markt und gegen Geld erwerbbar waren, zwangen sie in die Geldwirtschaft hinein. Steuern, ebenfalls in Geld zu entrichten, erwiesen sich auf diesem indirekten Weg mit sehr viel weniger, wenn auch nicht ohne Widerstand durchsetzbar und eintreibbar.

Der Konsum von Kolonialwaren wie Zucker, Tee, Kaffee und Tabak reflektiert die doppeldeutige Symbolik des Konsums generell. Diese Doppeldeutigkeit liegt in Statusdenken und Eigensinn einerseits und Disziplinierung andererseits, deren vielfältige Ausformungen in ihrer symbolischen Bedeutung und in den jeweils entstehenden Kosten zu sehen sind.

Genuß und Genesen sind sprachgeschichtlich eng verwandt. Alle Genußmittel haben als Medizin und Apothekerware in die Kultur Eingang gefunden, der Branntwein, der Zucker ebenso wie der Tabak. Vom Kaffee hieß es in den frühen medizinischen Ratgebern, daß er den Schleim absondere, den Körper austrockne und gesund mache. Andererseits war Kaffee umstritten wie gefährliche Rauschdrogen heute, wofür merkantilistisch-handelspolitische und moralische Begründungen herhalten mußten. Auch gab es bevölkerungspolitische Vorbehalte gegen den Kaffee: er mache impotent, was ihn aber andererseits wiederum besonders für die

³⁸ Merki, Zucker gegen Saccharin, S. 156ff.

Geistlichkeit empfehlenswert erscheinen ließ.³⁹ Schokolade galt als stärkend, in der Fastenzeit genauso wie vor dem Geschlechtsverkehr. Es wurde ihr eine aphrodisische Wirkung nachgesagt. Literarische und bildliche Darstellungen von Liebesmahlzeiten und Liebestränken, im Wirtshaus, in der *Chambre séparée*, im Schlafzimmer, im Frühstücksraum, beziehen sich besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer wieder auf das Schokoladetrinken.

Der medizinische Gebrauch von Zucker verbreitete sich durch die Vermittlung der arabischen Pharmakologie, wobei der Zucker sowohl äußerlich wie oral Anwendung fand. Er wurde in die Haut gerieben, in die Augen geträufelt, auf offene Wunden gestreut und als eine Art Allheilmittel gegen Fieber, Durchfall und Husten verschrieben. Hinzu kam daß er bittere Medizin versüßen konnte.

Die Einschätzung des Tabaks pendelte zwischen den Polen Allheilmittel und gefährliche, vor allem auch feuergefährliche Droge. Tabakverbote wurden um die Mitte des 17. Jahrhunderts fast überall in Europa erlassen. Gesundheitliche Aspekte spielten bei der Diskussion um das Rauchen bis ins frühe 20. Jahrhundert kaum eine Rolle. Es waren einerseits feuerpolizeiliche Motive, andererseits Aspekte der Anstandskonvention, die die frühe Antinikotinbewegung antrieben. Tabak wurde als Medizin, als Aufputschmittel, als Droge der Intellektuellen wie der Arbeiter angesehen und auch in dieser Weise eingesetzt. Die Argumente, die in den Verbotsdekreten angeführt wurden, waren der Geldabfluß ins Ausland, die Feuergefahr, der allgemeine Anstand. Rauchen war an feuergefährlichen Orten verboten, auf Straßen, auf Brücken, in Ställen und Scheunen. Die ursprüngliche Intention, die Vermeidung von Bränden, geriet immer mehr in den Hintergrund. Die sachliche Rechtfertigung der Rauchverbote verlor mit dem Rückgang und Verschwinden der feuergefährlichen Holzbauten ihre Rechtfertigung.

Rauchen in der Öffentlichkeit galt immer mehr als Zeichen politischer Aufmüpfigkeit, die Verbote als Symbol politischer Unterdrückung. Besonders, als im ausgehenden 18. Jahrhundert das Pfeifenrauchen wieder zuzunehmen begann, erinnerte man sich an die alten Verbote des Rauchens in der Öffentlichkeit, besonders in den Stadtzentren, vor Kasernen und Polizeiwachen, in Parkanlagen etc. Hohe Strafen wurden verkündet und auch tatsächlich exekutiert. Rauchen an öffentlichen Orten lag zu Beginn des 19. Jahrhunderts an der Spitze der in Österreich vorgenommenen Polizeiarretierungen, gefolgt von Landstreicherei, Prostitution, Diebstahl und Betrug. Da auch von seiten der Behörden kein Versuch gemacht wurde, eine logische Begründung für die Verbote und harten Strafen zu geben, erschienen diese bald als Ausdruck der geistigen Bevormundung durch den vormärzlichen Staat, die auf so vielen Gebieten zu verspüren war. Sowohl nach dem Abzug der napoleonischen Besatzung Wiens, die das öffentliche Rauchverbot aufgehoben hatte, als auch 1830 und 1848 kam es um das Rauchen in der Öffentlichkeit zu nicht unerheblichen Auseinandersetzungen und Krawallen, vor allem zwischen den liberalen Studenten und der Polizei. Raucher wurden als gefährliche Revolutionäre betrachtet, Rauchen in der Öffentlichkeit als Aufwiegelung, während Tabak schnupfen als traditionelle, von den adeligen Oberschichten geübte Art des Tabakkonsums nicht zur Diskussion stand. 1848 wurden die Rauchverbote in der Öffentlichkeit aufgehoben - eine der ersten Errungenschaften der Revolution - und nach dem Sieg der Gegenrevolution nur mehr kurzzeitig wieder eingeführt. Allein der gute Ton gebot weiter, auf der Straße nicht zu rauchen. Das galt vor allem für Frauen.

Nicht untypisch nahm der Tabak den Weg vom Kraut der Außenseiter und Exoten über das geachtete Genußmittel zur steuerlich genutzten, aber gesundheitspolitisch problematischen

Droge. Die Umwertung des Tabaks vom Genuß- zum Suchtmittel war vorerst von der Temperanz- und Lebensreformbewegung getragen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die Medizin von der Tuberkulose immer mehr der neuen Volkskrankheit Nummer eins, dem Krebs, zuwandte, wurde im Rauchen ein wesentliches Gesundheitsrisiko erkannt.

Auch beim Zucker wurde aus dem mittelalterlichen Heilmittel im Laufe der Jahrhunderte zuerst ein Genuß- und dann ein Nahrungsmittel, das heute, sozial entwertet, als "Schadstoff", "Suchtmittel" und "Dickmacher" diffamiert und - meistens völlig unbegründet - für zahlreiche Zivilisationskrankheiten verantwortlich gemacht werden kann. Nichts illustriert den Image-Verlust des Zuckers deutlicher als das Prädikat "zuckerfrei", das von der Werbung seit einigen Jahren als positiv besetzter Begriff für nicht-saccharosegesüßte Lebensmittel verwendet wird. Die weiße Farbe des Zuckers, die einst ein Zeichen für seine Qualität war, ist heute oft nur noch ein Makel, der in den Augen vieler Konsumenten die Entfremdung signalisiert, die zwischen ihm und seinem "natürlichen" Ausgangsstoff besteht.

IV. Zusammenfassung

- a.) Die Bedeutung der Genußmittel in unserer heutigen Gesellschaft ist nicht zu lösen von der Geschichte ihrer kolonialen Herkunft und Produktion und von der entsprechenden Einschätzung und Vermarktung im öffentlichen Diskurs und in der darauf basierenden Werbung. Die Geschichte der Genußmittel ist mit der Herausbildung der modernen Industriegesellschaft eng verknüpft, auch wenn ihre Einführung in die Welt der höfischen Gesellschaft zu verweisen scheint. Der Konsum von Genußmitteln wies im Industriezeitalter über die ärmlichen Verhältnisse hinaus, sei es als Bestandteil einer fleißigen Kaffeemahlzeit inmitten des tristen Alltags hausindustrieller Produzenten, als dominanter Bestandteil proletarischer Konsumgewohnheiten, sei es als festliche Krönung bäuerlicher Mahlzeiten.
- b.) Genußmittel bieten sehr eindringliche Beispiele dafür, wie Rollenerwartungen entstehen und sich verändern, wie Bedürfnisse kreiert und artikuliert werden, wie Dinge eine symbolische Zeichenkraft gewinnen und bestimmte Verhaltensweisen in den Dienst wirtschaftlicher und politischer Zwecke gestellt werden, wie Verhaltensweisen und Rollenerwartungen sich schichtspezifisch unterscheiden. Die Beschäftigung mit geschlechtsspezifischen Verhaltensnormen zeigt die gesellschaftliche Bedingtheit und zeitliche Variabilität von Rollenerwartungen.
- c.) Der soziale Sinn ist auch nicht von den utopischen Bedeutungen zu trennen, die die Genußmittel als Heilmittel und Luxusprodukte am Anfang ihrer Vermarktungsgeschichte besaßen und die in ihren Gebrauch und Genuß eingegangen sind, auch als sie im 19. Jahrhundert zu Produkten des Massenkonsums wurden. Die Freiheit, auf der Straße zu rauchen, die von den Revolutionären des Jahres 1848 als einer der ersten Erfolge der Revolution gefeiert wurde, gewann symbolische Bedeutung. Die Gleichberechtigung der Frau als Raucherin, die quasi zu einem Symbol weiblicher Emanzipation mutierte, kann sicherlich nicht als sinnvoller Inhalt weiblicher Emanzipation aufgefaßt werden. Aber dieses Symbol gewann unerhörte Signalwirkung.

Die Rolle der Chinesen, Portugiesen und Holländer im Teehandel zwischen China und Südostasien (ca. 1600-1750)

Von Roderich Ptak (Mainz/Germersheim)

I. Einleitung

Tee wurde während der Ming- (1368-1644) und frühen Qing-Zeit (1644-ca.1750) in verschiedenen Gegenden Chinas angebaut und sowohl im Rahmen des Überlandhandels als auch im Rahmen des Seehandels exportiert. Für den Export von Tee nach Inner- und Nordasien auf den Landwegen erhielt China in der Ming-Zeit vor allem Pferde. Um den Handel mit diesen Regionen durchführen und überwachen zu können, errichtete die chinesische Seite schon früh eine Reihe fester Handelsstützpunkte - vor allem längs der Grenzen in Gansu, Shaanxi, Sichuan und auf der Liaodong-Halbinsel -, zu denen Mongolen, Koreaner und andere ihre Herden trieben und sie dort gegen Seide, Lebensmittel oder eben Tee tauschten. Ein Teil dieses Geschäfts galt nominell als Tributverkehr, führte mitunter zu erheblichen Umsätzen und bildete überhaupt - zumindest während bestimmter Perioden - eine wichtige Säule im Geflecht mingzeitlicher Außenwirtschaftsbeziehungen.¹

Mit dem Vordringen der Russen nach Sibirien und dem allmählichen Aufbau des russisch-chinesischen Handels entwickelte sich dann ein ausgedehnter Karawanenverkehr, über den China bald mit Osteuropa in Kontakt geriet. Kleine Mengen chinesischen Tees gelangten nun immer häufiger in den westlichen Teil des Zarenreichs. Berühmt wurde hierbei vor allem der Teehandel in Kiachta, der besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts große Ausmaße erreichte.²

Der zweite Arm des chinesischen Teehandels reichte nach Südostasien, war also maritim ausgerichtet. Über die Anfänge der Teerausfuhren in diese Regionen ist allerdings nichts bekannt. Vermutlich betraf dieser maritime Teehandel zunächst nur die überseechinesischen Siedlungen, die sich während der Ming-Zeit an verschiedenen Stellen in Indonesien, auf den Philippinen und in Kontinental-Südostasien ausbreiteten und in denen das Teetrinken wohl genauso zur alltäglichen Gewohnheit wurde wie in China selbst.

In den Bereich der maritimen Teerausfuhren Chinas fiel selbstverständlich auch der Handel mit den europäischen Kolonialmächten. Dieser ist - im Gegensatz zum Handel zwischen China und den überseechinesischen Siedlungen - gut dokumentiert und in zahlreichen Abhandlungen untersucht worden. Die Europäer bezogen bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Tee, doch mischten sie sich erst im letzten Quartal des 17. Jahrhunderts in großem Stile in das Teegeschäft ein. Sie wurden dabei sehr schnell zum Hauptabnehmer

-
- 1 Siehe z.B. *M. Rossabi*, The Tea and Horse Trade with Inner Asia during the Ming, in: *Journal of Asian History* 4, 1970, S.136-168; *H. Serruys*, Sino-Mongol Relations during the Ming, Bd. 2: The Tribute System and Diplomatic Missions (1400-1600), Bd. 3: Trade Relations. The Horse Fairs (1400-1600), Brüssel 1967 und 1975. Einen neueren Überblick über den Teehandel und -konsum der Ming bietet auch *J.C. Evans*, Tea in China. The History of China's National Drink, New York 1992, besonders S. 77-92.
 - 2 Siehe z.B. *M. Mancall*, The Kiakhta Trade, in: *C.D. Cowan (Hg.)*, The Economic Development of China and Japan, London 1964, S. 19-48; *C.M. Foust*, Muscovite and Mandarin. Russia's Trade with China and Its Setting, 1727-1805, Chapel Hill 1969, besonders S. 212-214.

Chinas und stimulierten durch ihre Nachfrage die Produktion in Fujian, Guangdong und anderswo und damit auch das regionale wirtschaftliche Wachstum in einigen dieser Gebiete.

Die europäische Nachfrage nach Tee ging überwiegend von Nordwesteuropa aus. Doch interessiert der europäische Abnehmerraum mit seinen komplexen, sich ständig wandelnden Strukturen, dem Konkurrenz- und Preiskampf der großen Handelsgesellschaften, Reexporteure und illegal Handel treibenden hier nur am Rande. Im folgenden beschränke ich mich hauptsächlich auf den ostasiatischen Teil des Teeengeschäfts - genauer: auf die Einkäufe der Portugiesen und Holländer in China bzw. die Weiterverschiffung des Tees von dort zu den europäischen Niederlassungen in Südostasien.

II. Teeanbaugebiete, Inlandstransporte, Exporthäfen, Teesorten, Konsum

Tee, der China über Kiachta und die Handelsposten in den nördlichen Grenzgebieten des Reichs verließ, stammte in der Regel aus Anbaugebieten am unteren Yangzi, aus Fujian und den chinesischen Südwestprovinzen. Die großen Pflanzungen im Südwesten, vor allem am oberen Yangzi in Yunnan und Sichuan, versorgten zugleich die angrenzenden Gebirgsvölker. Ziegeltee aus Sichuan etwa spielte in Tibet eine wichtige Rolle und wurde zugleich in einigen jener Gebiete konsumiert, in denen heute nationale Minderheiten wohnen.

Die Wege von den Anbauzonen zu den chinesischen Grenzmärkten waren oft lang und beschwerlich, aber im Laufe der Zeit hatte sich ein Netz von Handelsrouten herausgebildet, über das die Versorgung der Endverbraucher sichergestellt wurde. So gelangte z.B. Tee aus dem Minbei-Gebiet (Nord-Fujian) bis weit in die Qing-Zeit hinein auf Straßen und Flüssen via Hankou in die Nordprovinzen. Zwischen den Produktionsgebieten in Fujian und der südlichen Handelsmetropole Kanton entwickelte sich gleichfalls ein reger Inlandsverkehr über Jiangxi. Küstentransporte ergänzten den Binnenhandel; Fujian-Tee erreichte z.B. auf dem Seewege die Stadt Tianjin, die als eine der Handelszentralen der Bohai-Gegend galt.³

Für den Export nach Südostasien waren vor allem die Produktionsgebiete Fujians und Guangdongs wichtig. Um 1700 gab es z.B. südlich des Perlfusses eine Gegend, die unter der Bezeichnung "dreiunddreißig Dörfer" (*sanshisan cun*) bekannt wurde und sich weitgehend auf die Erzeugung und den Verkauf von Tee spezialisiert hatte. Der Tee dieser Gegend, die im Volksmund auch Henan hieß (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Provinz), gelangte zum Teil nach Kanton und dort auf die Schiffe, die nach Südostasien segelten. Später, als die Nachfrage stieg, weitete sich die Teeproduktion ebenso auf einige andere Gegenden der Provinz Guangdong aus.⁴

In Fujian, wo Tee vermutlich schon während der Nanbeichao-Zeit (4. bis 6. Jh.) zu den Kulturpflanzen zählte, waren größere Mengen dieses Produkts offenbar zuerst von der

3 Siehe z.B. *R.P. Gardella*, *Fukien's Tea Industry and Trade in Ch'ing and Republican China. The Developmental Consequences of a Traditional Commodity Export*, Diss. (unveröffentl.) Washington 1976; *M. Robbins*, *The Inland Fukien Tea Industry. Five Dynasties to the Opium War*, in: *Transactions of the International Conference of Orientalists in Japan* 19, 1974; *P.J. Smith*, *Taxing Heaven's Storehouse. Horses, Bureaucrats, and the Destruction of the Sichuan Tea Industry, 1074-1224*, Cambridge/Mass. 1991; *S. Naquin/E.S. Rawski*, *Chinese Society in the Eighteenth Century*, New Haven 1987, S. 74, 163, 170, 196, 203; *Ng Chin-Keong*, *Trade and Society. The Amoy Network on the China Coast, 1683-1735*, Singapur 1983, S. 241-262. Die Literatur zur Teeproduktion und zum chinesischen Inlandsverkehr ist sehr umfangreich und kann hier nicht aufgeführt werden.

4 Siehe z.B. *Qu Dajun*, *Guangdong xinyu*, Hong Kong: Zhonghua shuju 1975, juan 14, S. 384-385; *Jiang Zuyuan/Fang Zhiqin* (Hg.), *Jianming Guangdong shi*, Kanton 1987, S. 324-325.

nordwestlichen Präfektur Jianning für den Export bereitgestellt worden. In der frühen Qing-Periode konzentrierten sich dann gleich mehrere Regionen auf den Teehandel. Der Nordwesten, also das Wuyi-Gebirgsland im Grenzgebiet zu Jiangxi, blieb aber in vielerlei Hinsicht führend, denn die buddhistischen und taoistischen Klöster, die es in dieser Gegend gab, befaßten sich schon seit langem mit der Teeproduktion und verfügten über hervorragende Veredlungstechniken.

Aus der Minbei-Region kam im übrigen der berühmte Bohea-Tee, dessen Name (abgeleitet von Wuyi) immer wieder in europäischen Quellen zu finden ist. In der Qing-Zeit orientierte sich die Produktion dieses Tees unter anderem an der Nachfrage, die seitens der europäischen Seehandelsnationen ausging. Bohea-Tee wurde folglich, sofern er nicht über die Küsten- oder Inlandsrouten nach Kanton gelangte, direkt zu den Häfen Fujians transportiert, von denen Amoy (Xiamen) der wichtigste für das Exportgeschäft war. Andere Exporte liefen über Fuzhou, die Provinzhauptstadt, doch hatten diese im Vergleich zu den via Amoy getätigten meist nur eine untergeordnete Funktion.⁵

Während der Ming-Zeit waren mehr als fünfzig Teearten auf dem chinesischen Inlandsmarkt erhältlich. Aber nur wenige Sorten spielten eine Rolle beim Auslandshandel über See, der sich in der frühen Qing-Periode hauptsächlich auf den Export von grünem Tee (*lü cha*) und fermentiertem schwarzen Tee (*hong cha*) konzentrierte. Zu letzterem zählte auch der Bohea-Tee. Neben diesen Sorten wurden ebenfalls Pekoe-Tee (*baihao*) und Oolong-Tee (*wulong*) zu wichtigen Exporterzeugnissen. Allerdings ging Pekoe-Tee meistens nach Rußland, und Oolong-Tee kam erst im 19. Jahrhundert in großen Mengen in den Export.

Daß der Genuß von Tee das private und öffentliche Leben in China und anderen typischen "Teeländern" - etwa in Japan - nachhaltig beeinflusste, ist bekannt und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Es sei nur an die Teehäuser in China erinnert, die es überall im Lande gab, an die Keramik, die auf das Teetrinken zugeschnitten war, an die Teezeremonie in Japan und die vielen Bücher, Gedichte und medizinischen Schriften, die mit dem Teekult zusammenhingen. Neben in Europa und in anderen Ländern, die das Teetrinken erst im 18. oder 19. Jahrhundert übernahmen, führte die neue Gewohnheit zu neuen Verhaltensmustern und einschneidenden Veränderungen im täglichen Leben und in der Binnenwirtschaft.

Doch gemessen an der gesamten Teeproduktion Chinas fiel die europäische Nachfrage nach Tee im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert noch sehr gering aus. Sie stimulierte zwar, wie schon bemerkt, die Produktion in Fujian und Guangdong, aber der weitaus größere Teil des Tees wurde in China selbst konsumiert. Da Chinas Bevölkerung rasch wuchs und die Verstädterung in einigen Regionen unaufhaltsam voranschritt, ist davon auszugehen, daß der Verbrauch in China selbst deutlich zunahm - um diese Zeit vielleicht sogar noch schneller als in Nordwesteuropa. Es ist darum unwahrscheinlich, daß Europas Nachfrage in der frühen Qing-Zeit die Produktionsstrukturen und sozialen Verhältnisse in den

⁵ Siehe z.B. *Chang Pin-tsun*, Chinese Maritime Trade. The Case of Sixteenth-Century Fu-chien, Diss. (unveröffentlicht) Princeton 1983, besonders S. 81ff., Karte 3 n. S. 102, S. 107-108, S. 133ff.; *E.S. Rawski*, Agricultural Change and the Peasant Economy of South China, Cambridge/Mass. 1972, S. 60-61, Quellen S. 215-216 in Anm. 102; *R. Gardella*, The Min-Pei Tea Trade during the Late Ch'ien-lung and Chia-ch'ing Eras. Foreign Commerce and the Mid-Ch'ing Fu-chien Highlands, in: *E.B. Vermeer* (Hg.), Development and Decline of Fukien Province in the 17th and 18th Centuries, Leiden 1990, besonders S. 325; *Xu Xiaowang*, Ming Qing Min Gan bianqu shanqu jingji fazhan de xin qushi, in: *Fu Yiling/Yang Guozhen* (Hg.), Ming Qing Fujian shehui yu xiangcun jingji, Xiamen 1987, S. 206-210.

Teeanbaugebieten nachhaltig verändert hat - dies auch schon deshalb, da die Europäer in keiner Weise in den Produktionsprozeß eingeschaltet wurden und auch nur äußerst selten, wenn überhaupt, die Anbaugebiete besuchen durften.⁶ Die Auswirkungen des euro-chinesischen Teehandels lagen - was die bisherige Gestalt des Teegeschäftes in den Händen der Chinesen angeht - in anderen Bereichen: Die südchinesischen Anbieter begannen sich nach 1700 zu organisieren, und China erhielt durch den Verkauf von Tee immer mehr Silber. Silber hatte schon in der Ming-Zeit eine wichtige Rolle gespielt und war als Zahlungsmittel und für andere Zwecke begehrt. Aus der Sicht südchinesischer Regionalmärkte war Tee darum ein geeignetes Mittel, um wertvolles Silber kostengünstig zu beschaffen und dadurch die interne Konjunktur zu beleben.

III. Die asiatischen Konsumenten in Südostasien

Vermutlich gab es überall dort in Asien, wo Chinesen in größeren Gruppen auftraten, aus China importierten Tee - etwa in Malakka während der Seefahrten Zheng Hes im frühen 15. Jahrhundert oder in den Chinesen-Siedlungen auf Nord-Java. Allerdings finden sich in der Literatur keine klaren Hinweise hierzu, wie überhaupt die Geschichte der auslandschinesischen Siedlungen und des privaten chinesischen Überseehandels bis ins 16. Jahrhundert nur sehr lückenhaft überliefert ist.⁷

Im 16. Jahrhundert lernten Portugiesen und Spanier die Teegewohnheiten der Chinesen und Japaner kennen. Doch im Gegensatz zu ihren späteren nordwesteuropäischen Konkurrenten kamen sie anscheinend nur selten "auf den Geschmack". So gehörte Tee zunächst auch kaum zu jenen Waren, die auf iberischen Schiffen transportiert wurden. Dafür mehren sich etwas später, im 17. Jahrhundert, die Angaben zum Teekonsum in Südostasien, die auf eine frühe, "schleichende" Verbreitung des Tees durch chinesische Seefahrer und Händler schließen lassen. Sowohl asiatische Quellen als auch europäische - besonders niederländische und englische - liefern Indizien hierzu. Gervaise berichtet z.B. um 1700, daß in Makassar Tee getrunken wurde. Andere Dokumente belegen, daß es auf den Sulu-Inseln, die in engem Kontakt zu China standen, Tee gab. Atjeh, an der Nordwestecke Sumatras, und Siam importierten gleichfalls Tee. Das Teetrinken verbreitete sich also im Laufe der Zeit - und zwar nicht nur unter den Chinesen von Südostasien, sondern auch unter den Einheimischen dieser Region -, und es ist nicht auszuschließen, daß der Gesamtverbrauch in Südostasien um 1700 oder 1725 durchaus höher war als in Europa.⁸

6 Zu letzterem z.B. *J.E. Wills*, *European Consumption and Asian Production in the Seventeenth and Eighteenth Century*, in: *J. Brewer/R. Porter*, *Consumption and the World of Goods*, London 1993, S. 144-146, der auf die Unterschiede zwischen China und Indien aufmerksam macht.

7 Zu den Auslandschinesen und dem chinesischen Überseehandel im 15. Jh. z.B. *Chang Pin-tsun*, *The First Chinese Diaspora in Southeast Asia in the Fifteenth Century*, in: *R. Ptak/D. Rothermund*, *Emporia, Commodities and Entrepreneurs in Asian Maritime Trade, c. 1400-1750*, Stuttgart 1991, S. 13-28; *R. Ptak*, *Das chinesische Seefahrtssystem und der Estado da India im 16. Jahrhundert. Ein Vergleich*, in: *J. Elvert/M. Salewski (Hg.)*, *Staatenbildung in Übersee. Die Staatenwelt Lateinamerikas und Asiens (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft, Beiheft 2)*, Stuttgart 1992, S. 87-102; *ders.*, *Die chinesische maritime Expansion im 14. und 15. Jahrhundert (Kleine Beiträge zur europäischen Überseege-schichte, Heft 14)*, Bamberg 1992.

8 (*N. Gervaise*, *An Historical Description of the Kingdom of Macasar in the East Indies*, Westmead 1971, S. 75 (ursprünglich London 1701); *D. Lombard*, *Le sultanat d'Atjéh au temps d'Iskandar Muda, 1607-1636*, Paris 1967, S. 111; *S. Viraphol*, *Tribute and Profit: Sino-Siamese Trade, 1652-1853*, Cambridge/Mass., S. 122, 190, 200.

Bedeutsam ist ebenso, daß sich mit dem Teegenuß vielerorts die Nachfrage nach entsprechenden Komplementärgütern entwickelte. Dazu zählte vor allem Keramik. In Japan waren z.B. einfache irdene Gefäße beliebt, die an Bord von Schiffen nicht selten als Wassercontainer benutzt, in Japan selbst aber für Tee benötigt wurden. Dies führte zum Import von Krügen und Töpfen aus Luzon, Burma und Thailand, deren Verkauf an Japan große Gewinne erbrachte.⁹ Insgesamt jedoch harren diese und andere Phänomene wie im übrigen auch der Teeimport in Südostasien lebender Völker noch weitgehend der Klärung.

IV. Politische Turbulenzen in der Ming-Qing-Übergangsphase und frühe europäische Teekäufe (bis ca. 1683)

Portugiesische Schiffe, die von Macau aus nach Südostasien oder Indien segelten, dürften noch während der ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts keine oder bestenfalls nur sehr geringe Teemengen befördert haben. Portugal selbst interessierte sich nicht für Tee, und die Teeversorgung der kontinuierlich wachsenden chinesischen Niederlassungen in Südostasien lag wie zuvor in den Händen chinesischer Kauffahrer, die mit ihren Dschunken regelmäßig in den Häfen Javas, Sumatras, Malaysias, Ostindonesiens oder der Philippinen verkehrten.¹⁰

Kleine Teemengen gelangten um diese Zeit zugleich an Bord niederländischer Schiffe zu den indonesischen Stützpunkten der VOC (Verenigde Oostindische Compagnie) und dann und wann auch schon nach Nordwesteuropa. Bereits um 1610 war Tee erstmals in Holland aufgetaucht, und wenig später, zwischen 1635 und 1640, kam das Teetrinken in bestimmten Kreisen dort sogar in Mode. Dies führte dazu, daß niederländische Schiffe, die nach Europa zurückkehrten, immer häufiger Tee mitbrachten, dessen Menge und Wert allerdings zunächst nur einen Bruchteil der Gesamtladung ausmachten.¹¹

Tee geriet damals auf zwei Wegen in die Hände der VOC: Chinesische Dschunken brachten ihn nach Batavia oder nach Fort Zeelandia auf Taiwan, wo die VOC bis 1662 präsent war. Im Dezember 1636 etwa wurden 30 *picol* Tee in Taiwan registriert, die mit fünf Dschunken aus Amoy eingingen, und im Januar 1637 sandte Fort Zeelandia 2.350 *catties* nach Batavia, die offenbar für Europa bestimmt waren. Geringe Teekontingente gingen auch von Taiwan nach Siam oder Indien, wo die VOC gleichfalls Niederlassungen unterhielt.¹²

9 Z.B. E.H. Blair/J.A. Robertson (Hg.), *The Philippine Islands, 1493-1803. Explorations by Early Navigators...*, 55 Bde., Cleveland 1903-1909, XVI, S. 104, 184, XLIII, S. 164; C.R. Boxer (Hg. u. Üb.), *Seventeenth Century Macau in Contemporary Documents and Illustrations*, Hong Kong 1984, S. 30.

10 Zum chinesischen Dschunkenverkehr nach Südosten ab dem 17. Jh. sind etliche chinesische Studien vorhanden. Hier sei nur erwähnt: *Tian Rukang*, *Shiqi zhi shijiu shiji zhongye Zhongguo fanchuan zai Dongnanya zhou*, Shanghai 1957. Zu einem neueren Überblick, der sowohl die chinesische als auch die europäische Seite betrachtet, z.B. *Zhang Bincun (Chang Pin-tsun)*, *Shiliu zhi shiba shiji Huaren zai Dongnanya shuiyu de maoyi youshi*, in: *Zhang Yanxian (Hg.)*, *Zhongguo haiyang fazhan shi lunwen ji*, Bd. 3, Taipei 1988, S. 345-368.

11 G. Schlegel, *First Introduction of Tea into Holland*, in: T'oung Pao, 2. Ser., Nr. 1, 1900, S. 468-472; W.H. Ukers, *The Romance of Tea. An Outline History of Tea and Tea-drinking through Sixteen Hundred Years*, New York 1936, S. 61; C.J.A. Jörg, *Porcelain and the Dutch China Trade*, Den Haag 1982, S. 77; *Zhuang Guotu*, *Shiba shiji Zhong He haishang chaye maoyi*, in: *Hai jiao shi yanjiu* 21, 1992, S. 87-88.

12 Zu frühen niederländischen Teekäufen z.B. J.L. Blussé/M.E. van Opstall/Ts'ao Yung-ho (Hg.), *De Dagregisters van het Kasteel Zeelandia, Taiwan, 1629-1662*, 2 Bde., Den Haag 1986, besonders Bd.1, S. 291, 301, 359, 383, 391, 504; W.Ph. Coolhaas et al. (Hg.), *Generale Missiven van Gouverneurs-Generaal en Raden aan Heren VXII der Verenigde Oostindische Compagnie*, 8 Bde., Den Haag 1960-, vor allem Bd.1, S. 276, 478, Bd.2, S. 37, 206, 392, 573, 707, 730. Zu den Maßeinheiten: 1 *picol* = ca.

Inzwischen waren die Engländer in Ost- und Südostasien erschienen. Sie verkehrten vor allem in Bantem auf West-Java, wo es hauptsächlich Pfeffer gab. Aber die Chinesen, die dort lebten, handelten natürlich ebenso mit Tee. So kamen die Engländer oft mit chinesischem Tee in Berührung, was in den 1660er Jahren gelegentlich zu Transporten geringer Teemengen nach England führte. Andere Orte, aus denen die Engländer Tee bezogen, waren vor allem Surat und Madras. Obgleich die englische East India Company (EIC) im Gegensatz zur VOC und den Portugiesen keinen festen Posten vor der chinesischen Küste hatte, bemühten sich die Engländer sehr bald auch um direkte Kontakte zum Reich der Mitte. Besonders während der turbulenten Ming-Qing-Übergangszeit erschienen sie häufig vor Amoy an der Fujian-Küste. Zwischen 1676 und 1698 fanden insgesamt zwölf englische Fahrten dorthin statt, doch offenbar wurde Tee erst in den späten 1680er Jahren direkt von Amoy selbst bezogen.¹³

Während der Ming-Qing-Übergangsphase hatten sowohl die VOC als auch die Spanier auf den Philippinen das Nachsehen, denn die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Mandschu und der mächtigen Zheng-Familie, die den Seeverkehr im Raum Fujian-Taiwan nahezu völlig kontrollierte, beeinträchtigten den Warenfluß zwischen China und Südostasien. Außerdem vertrieb das Zheng-Regime die VOC aus Fort Zeelandia. Damit verloren die Holländer die bequeme Möglichkeit, Tee vor der chinesischen Küste zu laden. Batavias Versuche, dennoch mit Fujian in Kontakt zu bleiben, erwiesen sich als schwierig, mißlangen aber nicht völlig. Doch mußte sich die VOC jetzt hauptsächlich durch Chinesen und andere - darunter auch einige *vrijburgher*, die in Batavia lebten und nicht im Dienst der Kompanie standen - mit Tee beliefern lassen. Die Kontrolle im Teegeschäft lag somit überwiegend bei den Zulieferern.¹⁴

Portugiesisch-Macau überlebte zwar den folgenreichen Dynastienwechsel in China, aber die rigorose Blockadepolitik des neuen Kaiserhauses, die eigentlich gegen das Zheng-Regime auf Taiwan gerichtet war und erst ab 1668 gelockert wurde, hatte die Stadt an den Rand des Ruins getrieben. Überdies verloren die Portugiesen während dieser Zeit ihre

100 *catties* = ca. 133 englische Pfund = ca. 124 niederländische *pond* = ca. 61,25 Kilogramm.

13 Zu frühen englischen Teekäufen in Bantem und China etwa *H.B. Morse*, *The Chronicles of the East India Company Trading to China, 1635-1834*, 5 Bde., Oxford 1926-1929, Bd. 1, S. 9, 45ff.; *K.N. Chaudhuri*, *The Trading World of Asia and the English East India Company, 1660-1770*, Cambridge 1978, S. 97, 386-387, 538; *L. Dermigny*, *La Chine et l'Occident. Le commerce à Canton au XVIIIe siècle, 1719-1833*, 3 Bde., Paris 1964, Bd. 1, S. 142-144; *D.K. Bassett*, *The Trade of the English East India Company in the Far East, 1623-1684*, in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 104, 1960, S. 154-156; *H. Furber*, *Rival Empires of Trade in the Orient, 1600-1800*, Minneapolis 1976, S. 126-127. Zu Bantem sonst die Studien von *C. Guillot* - so zuletzt z.B. *Les Portugais et Bantem (1511-1682)*, in: *Revista de Cultura (Macau)*, 13/14, 1991, S. 80-95 - und *Cao Yonghe*, *Ming mo Huaren zai Zhaowang Wanda de huodong*, in: *Zhongguo haiyang fazhan shi lunwen ji*, Bd. 2, Taipei 1986, S. 219-247.

14 *P. Chaunu*, *Les Philippines et le Pacifique des Ibériques (XVIe, XVIIe, XVIIIe siècles)*. Introduction méthodologique et indices d'activité, Paris 1960, zu sinkenden Schiffszahlen im China-Manila-Verkehr. Zur Zheng-Familie und zur VOC z.B. *R.C. Croizier*, *Koxinga and Chinese Nationalism. History, Myth, and the Hero*, Cambridge/Mass. 1977; *L. Blussé*, *Strange Company. Chinese Settlers, Mestizo Women and the Dutch in VOC Batavia, Dordrecht 1986*, S. 120; *ders.*, *Tribut au China. Vier eeuwen Nederlands-Chinese betrekkingen*, Den Haag 1989, S. 65-69; *M.-S. de Vienne*, *Les chinois dans l'archipel insulindien au XVIIe siècle*, Diss. Paris 1979, S. 119; *J.E. Wills*, *Pepper, Guns, and Parleys. The Dutch East India Company and China, 1662-1681*, Cambridge/Mass. 1974, S. 25-28, 113, 134, 164, 150-151. Ein Überblick auch in *R. Ptak*, *Südchinas Häfen und der maritime Handel in Asien (ca. 1600-1750)*, in: *Orientierungen*, Neue Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen der Universität Bonn 2, 1991, S. 73-78.

Niederlassung in Makassar, der wichtigsten freien Handelszentrale in Ostindonesien, die kurz darauf, 1667, ganz in niederländische Hände fiel. Hiervon betroffen waren ebenso Engländer, Chinesen, Dänen und andere, die gleichfalls in Makassar gehandelt hatten.¹⁵ Sie mußten sich unter dem zunehmenden niederländischen Druck zum Teil schon während der frühen 1660er Jahre umorientieren und nach einem Ersatzemporium suchen. Als solches kam vor allem Bantem in Frage, das vom Fall Makassars profitierte und jetzt für einige Jahre aufblühte. Dazu trug auch bei, daß die Engländer, die dort schon zuvor Fuß gefaßt hatten, nun ihrerseits den China-Handel verstärkten, womit vor allem der Verkehr zwischen Bantem und Fujian gedieh (sofern die wirren Verhältnisse vor der chinesischen Küste den Seehandel überhaupt zuließen).

In Bantem bestand damals bereits eine moderate Nachfrage nach Tee, und die Macau-Portugiesen, die das Makassar-Debakel überwinden mußten, erblickten hierin eine Möglichkeit, ihre angeschlagene Position zu verbessern. So kauften sie bald größere Teemengen in Kanton, die sie nach Bantem lieferten. Dies ist das erste Mal, daß sich die Portugiesen nachweislich in größerem Umfang am Teehandel beteiligten - wohlgemerkt nicht, um den *Estado da India* oder gar das Mutterland zu versorgen, sondern nur in der Funktion von Lieferanten und Zwischenhändlern. Souza hat errechnet, daß diese *country traders* allein in den beiden Jahren 1676 und 1678 doppelt so viel Tee nach Bantem transportierten (12.664 *pounds avoirdupois*) wie die EIC zwischen 1669 und 1682 von China nach England einführte. Hieraus ist zu schließen - zumal offensichtlich nicht alle Lieferungen an Bantem für den Weiterkauf nach Europa gedacht waren -, daß die Portugiesen jetzt an der Verbreitung des Tees in Indonesien wesentlich mehr Anteil hatten als noch einige Jahre zuvor.¹⁶

Inzwischen begann sich das portugiesisch-niederländische Verhältnis zu entspannen, und einige Macau-Händler traten zugleich in direkten Kontakt mit Batavia. Vor allem während der Jahre zwischen 1670 und 1679 trieben sie dort Handel. Über die Portugiesen erhielt Batavia so - zusätzlich zu den Lieferungen der übrigen Importeure - geringe Mengen chinesischen Tees aus Kanton. Nach 1679 ging die Zahl der in Batavia registrierten portugiesischen Schiffsankünfte allerdings zurück. Auch die Zahl der chinesischen Schiffsankünfte sank. Letzteres hing zu einem wesentlichen Teil mit den politischen Entwicklungen in China zusammen, die noch einmal Manschus und Zheng-Anhänger aneinandergeraten ließen und für drei bis vier Jahre den Seeverkehr hemmten, ehe dann die langersehnte Lösung des Konfliktes zu einer Beruhigung der Lage führte.¹⁷

V. Chinas Öffnung und steigende Teekäufe Batavias und der EIC (1683-1717)

Die Entspannung in China trat 1683 ein, als die Qing - kurz nach der Niederwerfung des Zheng-Regimes - den Überseehandel freigaben. Jetzt konnten chinesische Dschunken wieder

15 G.B. Souza, *The Survival of Empire. Portuguese Trade and Society in China and the South China Sea, 1630-1754*, Cambridge 1986, S. 111; J.E. Wills, *Embassies and Illusions. Portuguese and Dutch Envoys to K'ang-hsi, 1666-1687*, Cambridge/Mass. 1984, S. 83ff.; R. Ptak, *Der Handel zwischen Macau und Makassar, 1640-1667*, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 139/1, 1991, S. 208-226; J. Villiers, *One of the Especiallest Flowers in our Garden. The English Factory at Makassar, 1613-1667*, in: *Archipel* 39, 1990, S. 159-178; ders., *The Rise and Fall of an East Indonesian Maritime Trading State, Makassar 1512-1669*, in: J. Kathirithamby-Wells/J. Villiers (Hg.), *The Southeast Asian Port and Polity. Rise and Demise*, Singapur 1991.

16 Souza, a.a.O., S. 121-122.

17 Blussé, *Strange Company*, S. 120; de Vienne, a.a.O., S. 119; Souza, a.a.O., S. 138-139.

ungestört nach Japan und Südostasien fahren. Ein zweites, fast zeitgleiches Ereignis überschattete jedoch die positive Entwicklung, wengleich seine Folgen begrenzt blieben: 1682 eroberten die Holländer Bantem. Damit ging dem freien Handel ein weiteres wichtiges Emporium verloren. Die Engländer wichen nun unter anderem nach Benkoolen auf Sumatra und nach Banjarmasin auf Süd-Borneo aus. Die Dänen, die noch nicht so lange in Asien tätig waren und ebenfalls in Bantem gehandelt hatten, zogen sich fast ganz nach Tranquebar in Indien zurück, und wir treffen sie erst viel später wieder im Fernen Osten an. Die Macau-Portugiesen versuchten, wie die Engländer, vor allem in Banjarmasin Fuß zu fassen, waren aber wie diese langfristig nicht sehr erfolgreich dort - im Gegensatz etwa zu Chinesen und Holländern, die ebenfalls auf Süd-Borneo verkehrten.¹⁸

Indessen hatte Macau seine losen Verbindungen zu anderen Orten nicht einschlafen lassen, und da nun zumindest in China seit 1683 "frischer Wind" wehte, bemühten sich die Portugiesen um die Intensivierung dieser Kontakte. So liefen portugiesische Schiffe jetzt auf dem Wege nach Indien häufig Niederländisch-Malakka an, das noch rund vierzig Jahre zuvor unter der Kontrolle des *Estado da India* gestanden hatte. Zwischen 1684 und 1742 brachten sie hin und wieder kleine Teemengen von bis zu 200 *picol* pro Lieferung dorthin. Unklar ist allerdings, inwieweit Malakka von anderen mit Tee versorgt wurde. Auch ist zu bedenken, daß die Portugiesen einen Teil ihres Tees nach Indien weitertransportierten, wo er dann z.B. via Goa in die Hände englischer Endabnehmer gelangen konnte.¹⁹

Wichtiger als Malakka war jedoch der Batavia-Markt, an dem neben den Macau-Portugiesen zugleich die Chinesen Interesse zeigten. Mit den geänderten Gegebenheiten in China selbst und dem inzwischen steigenden Teebedarf in Europa waren insgesamt gute Voraussetzungen gegeben für eine Steigerung der Teelieferungen nach Batavia. Die Händler in Macau und Fujian, die lange auf Entspannung in China gewartet hatten, reagierten schnell: Die Zahl der Schiffsbewegungen zwischen China und einigen südostasiatischen Häfen nahm deutlich zu, und die Teemengen, die in Batavia registriert wurden, erreichten sehr bald ein stabiles Niveau. Während der Periode 1690 bis 1719 brachten Macau-Portugiesen und Chinesen zusammen etwa 500 bis 600 *picol* Tee pro Jahr nach Batavia. Der Wert dieser Lieferungen lag bei 30.000 bis 40.000 *rsd* und hatte einen Anteil von mindestens 20 Prozent am Wert aller Waren, die Portugiesen und Chinesen in Batavia verkauften. 1714 kletterte der Anteil auf rund 37 Prozent, und bis 1719 erreichte er sogar über 90 Prozent. Dies lag unter anderem daran, daß der Wert der übrigen Waren, die aus China - direkt oder via Macau - geliefert wurden, stark schwankte und schließlich deutlich zurückging.²⁰

Tee erfreute sich inzwischen auch in England wachsender Beliebtheit, und so verwundert es nicht, daß die Engländer seit Chinas Öffnung allmählich immer mehr Tee erwarben. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts luden sie Tee sowohl in Amoy, wie schon vermerkt, als auch vor der Zhejiang-Küste. Ab Sommer 1699 erschienen englische Schiffe dann zugleich in Kanton, um dort ebenfalls Tee aufzunehmen. Um 1701 importierte England bereits 121.417 Pfund Tee (ca. 910 *picol*) aus China. Allerdings war diese Menge außergewöhnlich

18 Ebenda, S. 124-128; R. Suntharalingam, The British in Banjarmasin. An Abortive Attempt at Settlement, 1700-1707, in: Journal of Southeast Asian History 4, 1963, S. 33-50; Dermigny, a.a.O., Bd.1, S. 180-181.

19 Souza, a.a.O., S. 160-161, 164-165.

20 Ebenda, S. 144-145.

groß und nicht repräsentativ, denn in den Jahren danach sanken die Importe bis zu 460 Pfund. Sie stiegen dann aber wieder und erreichten 1713 mehr als 150.000 Pfund.²¹ In dieser Phase wurde Kanton zum wichtigsten Hafen für den englischen Teehandel, so daß die EIC ab 1716 ihre Präsenz dort ausweitete und der englische Amoy-Verkehr gegen 1715 eingestellt werden konnte.

Auch die Franzosen erschienen nun in Kanton. Berühmt wurde vor allem die Fahrt der *Amphitrite*. Zwischen 1698 und 1715 trafen 22 weitere französische Schiffe in China ein, die teils über die Pazifikroute, teils über den Indik kamen. 1719 schließlich wurde die Compagnie Royale des Indes et de la Chine gegründet, und wie bei der EIC, so spielte Tee auch hier von Anfang an eine wichtige Rolle; Tee hatte nämlich nicht nur in Frankreich Abnehmer gefunden, sondern wurde von dort aus zugleich in andere europäische Länder geschleust - oft ein illegales Geschäft, das hohe Gewinne abwarf.²²

Die VOC sandte zu dieser Zeit, also kurz nach 1700, noch keine eigenen Schiffe nach China, sondern ließ sich, wie zuvor, von Chinesen und Portugiesen beliefern. Damit waren Engländer und Franzosen - neben den Macau-Portugiesen - vorläufig die einzigen Europäer, die sich in China direkt bedienten. Dies brachte vor allem für die Engländer Vorteile und Zeitgewinne, denn der Umweg über eine Zwischenstation wie Batavia entfiel. Und je mehr Tee die Engländer kauften, desto stärker wurde ihre Stellung, desto mehr hatte Niederländisch-Batavia das Nachsehen, mußte es sich doch oft mit der zweiten Wahl, mit Ware minderer Qualität, begnügen. Es kam hinzu, daß die Chinesen den Tee in der Regel in Körben transportierten und die Teeblätter bei Ankunft in Batavia oft nicht mehr frisch waren. Die lange Zwischenlagerung tat ein übriges, um ihr Aroma zu schwächen. Sorgen dieser Art kannten die Engländer nicht; der Tee, den sie in Kanton erwarben, war fast stets in Kisten verpackt und bei Ankunft in Nordwesteuropa noch von bester Qualität.

Bereits kurz nach 1700 wurden die Vorteile, die sich aus dem englischen Direktverkehr nach Kanton ergaben, auch bei der Größe der Umsätze sichtbar. Die Engländer kauften nämlich bald mehr chinesischen Tee als die VOC, und sie sandten zugleich größere Teekontingente nach Europa. 1714, um ein Beispiel zu nennen, beschaffte Batavia 619 *picol*, die EIC importierte dagegen schon 1.602 *picol*. Mitbestimmend für diese Entwicklung waren zwei Faktoren, die vermutlich eng miteinander zusammenhingen: Zum einen zahlten die Engländer geringere Einkaufspreise als Batavia, da die Transportkosten nach Java entfielen; zum anderen gab es nur eine begrenzte Konkurrenz zwischen den Anbietern in Kanton und den Fujian-Händlern, die nach Batavia fuhren, weil erstere zum Teil aus Fujian stammten oder zumindest mit den dortigen Produzenten kooperierten. Je einheitlicher also die chinesische Seite auftrat, desto mehr konnte sie bestimmen, welchen Käufern die günstigsten Konditionen eingeräumt würden, und da es offensichtlich bequemer war, die Engländer in Kanton zu beliefern, zog man diese den Holländern häufig vor.²³

21 Chaudhuri, a.a.O., S.538-539.

22 Dermigny, a.a.O., Bd.1, S.148-154; C. Madrolle, Les premiers voyages français à la Chine. La Compagnie de Chine (1698-1719), Paris 1901; P. Pelliot, Le premier voyage de l'Amphitrite en Chine, Paris 1930; Chaudhuri, a.a.O., S. 394-396. Zu der Zeit nach 1719 auch die umfangreiche Arbeit von P. Haudrère, La Compagnie Française des Indes au XVIII^e siècle, 4 Bde., Paris 1989, besonders S. 321-325, 415, 949-953, ferner Tabellen S. 1208, 1211, 1216, 1217.

23 Chaudhuri, a.a.O., S. 538-539; Souza, a.a.O., S. 147; Blussé, Strange Company, S. 130-131; J. de Hullu, Over den Chinaschen handel der Oost-Indische Compagnie in de eerste dertig jaar van de 18e

Andererseits ist zu bedenken, daß mit verschiedenen Teesorten gehandelt wurde. So konzentrierten sich die Portugiesen und Engländer, die in Kanton einkauften, schon sehr früh auf grünen Tee (besonders Singlo), während die VOC durch den Dschunkenverkehr eher schwarzen Tee (Bohea) bezog. Doch wissen wir nicht genau, wie die Produzenten und Anbieter das Geschäft mit unterschiedlichen Sorten handhabten und inwieweit diese Sorten austauschbar waren - wenigstens sind für die Zeit um 1700 oder 1710 hierfür nicht sehr viele Angaben zu finden. Zu vermuten ist nur, daß die chinesische Seite damals nicht immer so geschlossen auftrat, wie wir dies von späteren Perioden her kennen. Falls zutreffend, so war also ein gewisser Spielraum für alle Beteiligten gegeben und die Position Batavias durch die Entwicklung in Kanton zunächst nur geringfügig geschwächt.

VI. Kurzes Qing-Handelsverbot und die Portugiesen als Nutznießer (1717-1721)

Wie auch immer - die hohen Teepreise, besonders aber die Tatsache, daß inzwischen, angezogen durch die günstige lokale Konjunktur, zu viele Einwanderer auf chinesischen Dschunken nach Batavia kamen, verärgerte die VOC. Ungeachtet der Lage in Kanton entschloß sich Batavia daher zu drastischen Maßnahmen und verhängte im Jahre 1717 Strafen gegen jene, die den illegalen Menschenstrom steuerten. Außerdem wurden die Teepreise für grünen und schwarzen Tee eingefroren. Die Chinesen akzeptierten die neuen Bedingungen nach heftigen Protesten, drohten aber damit, in Zukunft nicht mehr nach Batavia zu kommen.

Parallel dazu erließ die Qing-Regierung ein erneutes Handelsverbot, das sich gegen die eigene Schifffahrt richtete und nur in indirektem Zusammenhang mit den Geschehnissen in Batavia stand. Die Behörden in China wähten nämlich eine große Zahl von Piraten und Schmugglern vor der chinesischen Küste und hatten Angst, daß diese durch den Zulauf weiterer Randgruppen verstärkt werden könnten. Dagegen sollte durch eine rigorose Unterbindung des chinesischen Dschunkenverkehrs vorgebeugt werden. All dies führte dazu, daß zwischen 1718 und 1721 kein chinesisches Schiff mehr von der chinesischen Küste nach Batavia fuhr, womit natürlich auch die direkten chinesischen Teelieferungen für eine gewisse Zeit entfielen.²⁴

Nicht genug der Komplikationen. In der Zwischenzeit hatte sich ein weiterer Neuankömmling in Kanton angemeldet: Aus Ostende waren Kaufleute eingetroffen, über die Österreich seine schützende Hand hielt, und das bedeutete Konkurrenz für die VOC in den Niederlanden. Die Ostender hatten 1719 erstmals Tee in China erworben - stolze 170.000 *pond* (ca. 1.370 *picol*) - und mit nur einem Schiff nach Europa gebracht; das war weit mehr als die VOC im gleichen Zeitraum über Batavia beschaffen konnte. Schlimmer noch: Die Ostender kauften in Kanton kostengünstiger ein als die Konkurrenz aus England und Frankreich, sie boten Bohea-Tee häufig billiger an, sie arbeiteten teilweise mit niederländischem Kapital, sie erzielten höhere Profite als die VOC, und sie verstanden es obendrein, ihre Lieferungen 1720 und 1721 deutlich zu steigern. Amsterdam war empört. Nach Degryses Berechnung entfielen 1720 sogar rund 67 Prozent aller Teeimporte Londons, Amsterdams und Ostendes auf Ostende selbst, da die Ostender in diesem Jahr mit vier vollbeladenen

eeuw, in: *Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië* 73, 1917, S. 102.

²⁴ K. *Glamann*, *Dutch-Asiatic Trade, 1620-1740*, Kopenhagen 1958, S. 216-217; *Jörg*, a.a.O., S. 20; *Blussé*, *Strange Company*, S. 131-132; *Souza*, a.a.O., S. 140, 142, 146; *Ng Chin-Keong*, a.a.O., S. 186-187.

Schiffen aus Kanton zurückkehrten. Das konnte die VOC nicht hinnehmen. Sie setzte deshalb alles daran, die Ostender auszuschalten. Batavia wurde in der Folge angewiesen, so viel Tee aufzukaufen wie möglich; man glaubte, damit die Preise in Kanton hochtreiben, in den Niederlanden aber durch gesteigerte Lieferungen drücken und so den Ostendern das Geschäft verderben zu können.²⁵

Nutznießer dieser Lage waren die Macau-Portugiesen, die jetzt aufgrund des Auslaufverbots für chinesische Dschunken und des plötzlichen Nachfrageanstiegs in Batavia ihre Teekäufe in Kanton rasch steigerten und das "Teeloch" in der VOC-Zentrale stopften. Zwischen 1718 und 1721 erschienen durchschnittlich mehr als sechs Macau-Fahrzeuge in Batavia, außerdem etliche aus anderen Teilen des *Estado da India*. Bis 1721 kletterten die portugiesischen Teelieferungen auf beachtliche 2.753 *picol*. Im übrigen erwiesen sich die Portugiesen als besonders geschäftstüchtig, denn nun diktierten sie an Stelle der Holländer die Preise, die folglich höher lagen als die ebenso willkürlich verordneten des Jahres 1717; für die VOC war dies allerdings sekundär, da es ihr nur um die Ausschaltung der Ostender ging.

Trotz allem währte Macaus Freude nur kurz. China lockerte das Handelsverbot schon 1722, und so erschienen in diesem Jahr auch wieder die ersten festlandschinesischen Dschunken in Batavia, die natürlich, wie früher, Tee brachten. Wenig später erfolgte die offizielle Freigabe des Dschunkenhandels. Einer gesteigerten Teeausfuhr stand nun nichts im Wege, und die Preise in Batavia gaben allmählich nach - zum Verdruß der Portugiesen.²⁶

Eine andere Neuerung betraf die Einrichtung der *Co-Hong*. Hinter dieser Institution verbarg sich eine Vereinigung von mehreren einflußreichen chinesischen Kaufleuten, die ähnliche kommerzielle Interessen verfolgten, unter anderem mit Tee handelten und sich im Hinblick auf den immer wichtiger werdenden Kanton-Handel organisiert hatten - zum Teil nach dem Vorbild früherer Handelsgilden. Im Rahmen der *Co-Hong*-Bestimmungen, die 1720 ergingen, konnten diese Kaufleute die Qualität der angebotenen Waren überwachen und die Verkaufspreise festsetzen. Das bedeutete, daß die europäischen Teehändler in Kanton jetzt gleichsam einem Monopolanbieter gegenüberstanden und ihr Verhandlungsspielraum schrumpfte. Allerdings wissen wir nicht genau, welchen Stellenwert der Teemarkt Kantons im Gesamtgefüge aller chinesischen Teemärkte hatte, noch, wie hoch die Exporte, gemessen an der Nachfrage in und um Kanton, überhaupt ausfielen. Vermutlich bestand eine

25 Zur Ostende-Kompanie z.B. *K. Degryse*, De Oostendse Chinahandel (1718-1735), in: *Revue Belge de Philologie et d'Histoire* 52, 1974, besonders S. 319-322, 340-341, 347; *M. Huysman*, La Belgique commerciale sous l'empereur Charles VI. La Compagnie d'Ostende. Étude historique de politique commerciale et coloniale, Brüssel 1902; *L. Mertens*, La Compagnie d'Ostende, in: *Bulletin de la Société Royale de Géographie* 6, 1881, S. 381-419; *Glamann*, Dutch-Asiatic Trade, S. 223-226, 236; *de Hullu*, Over den Chinaschen handel, S. 132-135; *Dermigny*, a.a.O., Bd.1, besonders S. 170-173; *Jörg*, a.a.O., S. 20; *J. Parmentier*, The Private East India Ventures from Ostend: The Maritime and Commercial Aspects, 1715-1722, in: *International Journal of Maritime History* 5.2, 1993, S. 75-102. N.b.: Die statistischen Angaben zum Ostende-Handel weichen in den einzelnen Sekundärwerken voneinander ab.

26 *Glamann*, Dutch-Asiatic Trade, S. 217-218; *C.R. Boxer*, Fidalgos in the Far East, Hong Kong 1968, S. 211; *L. Blussé*, Chinese Trade to Batavia in the Days of the V.O.C., in: *Archipel* 18, 1979, S. 208-209; *Souza*, a.a.O., S. 138, 142, 143, 146-147. Zum Verbot von 1719 z.B. *M. Teixeira*, Macau no séc. XVIII, Macau 1984, S. 185ff.; *A. Coates*, Macao and the British, 1637-1842. Prelude to Hong Kong, Hong Kong 1988, S. 41-43; *Zhuang Guotu*, Qing chu (1683-1727) di haishang maoyi zhengce he Nanyang jin hang ling, in: *Hai jiao shi yanjiu* 11, 1987, S. 25-31. Wichtige chinesische Texte zum Macau-Handel im frühen 18. Jahrhundert auch in *Deng Kaisong/Huang Qichen*, Aomen gangshi ziliao huibian (1553-1986), Kanton 1991, S. 127ff.

hohe Nachfrage innerhalb der Provinz Guangdong - wie auch innerhalb Fujians -, was die Seite der Anbieter sicher stärkte. Andererseits ist ebenso davon auszugehen, daß einige der *Co-Hong*-Händler eben doch hochgradig auf das Exportgeschäft angewiesen waren.²⁷

VII. Zunehmende englisch-niederländische Konkurrenz und niederländischer Direkthandel mit Kanton (1722-1734)

Aber zurück zum Ostende-"Problem". Mit den gesteigerten Teelieferungen der Portugiesen und dem Wiedererscheinen der Amoy-, Zhejiang- und Guangdong-Dschunken in Batavia war für die VOC noch nicht alles gewonnen. Wirtschaftliche Maßnahmen allein genügten offenbar nicht, um die Ostender, die sich 1722 sogar zu einer Handelskompanie zusammengeschlossen hatten, auszuschalten. Die VOC begann daher im Verein mit Engländern und anderen eine diplomatische Offensive, die auch bald zum Erfolg führte: Österreich wurde so stark unter Druck gesetzt, daß es sich 1727 dazu verpflichtete, den Fernostverkehr der Kompanie für sieben Jahre einzustellen. Zwar gab es seitens der Ostender und anderer Überlegungen, neue Handelsunternehmen in Skandinavien oder Hamburg zu gründen - was die "etablierten" Kompanien natürlich mit Mißtrauen beobachteten -, doch mit der berühmten *Apollo* (1730) und der weniger bekannten *Duc de Lorraine* (1732) erreichten vorerst die letzten Schiffe der potentiellen Konkurrenz Kanton. 1732 wurde die Ostende-Kompanie aufgegeben.

Während die VOC gegen die Ostende-Kompanie vorging, bemühten sich die Engländer darum, ihre eigene Position in China zu stärken. Sie steigerten ihre Teekäufe in Kanton und sandten 1721 und 1722 etwa dreimal soviel Tee nach Europa wie die VOC. In den Jahren danach, mitbedingt durch fluktuierende Preise und das Verhalten der Konkurrenten in China und Europa, schwankten die englischen Lieferungen allerdings stark. So gingen die EIC-Sendungen nach Europa 1728 auf unter 2.000 *picol* zurück, um dann aber zwischen 1729 und 1731 wieder hochzuschwellen - auf weit über 10.000 *picol*. Das bedeutete, daß die Engländer, die zuvor gegen die Ostender Stellung bezogen hatten, jetzt selbst zu einem gefährlichen Konkurrenten für die Niederländer wurden.²⁸

Inzwischen überlegte die VOC, wie sie ihre Abhängigkeit von chinesischen und portugiesischen Teelieferungen reduzieren und die eigene Wettbewerbsfähigkeit im Teegeschäft verbessern könnte. Die Anpflanzung von Tee auf Java war eine Möglichkeit, um das Preis- und Versorgungsproblem zu lösen, aber die Plantagenbesitzer ließen sich nicht dazu überreden, Tee anzubauen. Erst im 19. Jahrhundert gelang es, Tee in größeren Mengen auf Java zu produzieren.²⁹

Eine andere Möglichkeit, der VOC zu einer günstigeren Position zu verhelfen, betraf die Verbindung zwischen Europa und China: Man erwog - gleichsam dem Beispiel der Ostender folgend -, in direkten Kontakt mit Kanton zu treten, also VOC-Schiffe zum Teekauf nach China zu senden. Doch hier zögerte Batavia: Der Direktkauf in Kanton erforderte Silber, und Silber war teuer; die Teebeschaffung via Batavia - im Tausch gegen tropische Erzeug-

27 Zu den *hong* z.B. *Dermigny*, a.a.O., I, besonders S. 231-255, 325-341; *Chaudhuri*, a.a.O., S. 399-400; *Liang Jabin*, Guangdong shisan hang kao, Shanghai 1937.

28 *Chaudhuri*, a.a.O., S. 390-392, 538-539; *Degrype*, a.a.O., S. 321, 346; *Huisman*, a.a.O., S. 379ff.

29 *Glamann*, Dutch-Asiatic Trade, S. 220; *D. Lombard*, Le carrefour javanais. Essai d'histoire globale, 3 Bde., Paris 1990, Bd.2, S. 225; Encyclopaedie van Nederlandsch-Indië, 4 Bde. u. 4 Suppl.-Bde., Den Haag 1917-1939, Bd.4, S. 326 (Stichwort "thee").

nisse wie Pfeffer, die es kostengünstig in Indonesien gab - schien billiger. So stimmte Batavia den Anregungen, die aus den Niederlanden kamen, keineswegs freudig zu. Die VOC in Europa versuchte es daher im Alleingang und schickte 1728 die *Coxhorn* nach Kanton. Zwischen 1729 und 1733 folgten weitere Schiffe, die entweder von der Amsterdamer Kammer der VOC oder von Zeeland entsandt wurden. Dabei erhielt die VOC jedesmal große Teemengen für den europäischen Markt - sehr zum Ärger der Engländer natürlich, die sich sogleich darum bemühten, mit Hilfe des französischen Repräsentanten in Kanton weitere holländische Direktkäufe zu verhindern, was ihnen allerdings mißlang.

Anfänglich befriedigend, so hatte der niederländische Direktverkehr nach Kanton aber auch Schattenseiten. Die Kosten fielen zu hoch aus, wie von Batavia vorausgesehen, denn für jede Fahrt mußte in den Niederlanden Silber bereitgestellt werden. Batavia fürchtete zudem um den Dschunkenverkehr. All dies führte zu langen Debatten, bei denen sich die Gegner des direkten Europa-China-Teehandels schließlich durchsetzten, so daß Amsterdam die Direktfahrten 1734 wieder einstellte. Statt dessen einigte man sich nun auf eine "Kompromißlösung": Künftig sollten zwei Schiffe mit etwas Silber und verschiedenen anderen Gütern von Europa nach Batavia geschickt werden; die europäischen Produkte waren in Batavia gegen solche zu tauschen, die China benötigte; die endgültige Ladung, bestehend aus Silber und anderen in China begehrten Dingen, sollte dann nach Ankunft in Kanton zum Erwerb chinesischer Waren benutzt werden. Dieses System wurde, wie wir noch sehen werden, für etliche Jahre durchgehalten.³⁰

Die "Kompromißlösung", die sich die Holländer ausgedacht hatten, ist insofern von allgemeinem Interesse, als sie auf ein Dilemma hinweist, das den Europäern immer wieder Kopfzerbrechen bereitete: China benötigte kaum europäische Güter; es bevorzugte noch immer Silber und bestimmte südostasiatische Produkte. Wer mit China handeln wollte, mußte folglich einen Weg ersinnen, diese Waren zu möglichst niedrigen Preisen zu beschaffen - Tee, Porzellan und andere Dinge waren sonst nicht erhältlich. Die Portugiesen hatten früher kostengünstig erworbenes japanisches Silber, teils auch Elfenbein, Sandelholz und andere Dinge, offeriert, um in Kanton Seide zu kaufen; die VOC versuchte es nun mit Gewürzen und anderen exotischen Erzeugnissen, aber als wirklich innovativ kann keine der beiden "Strategien" bezeichnet werden; erst die Engländer kamen viel später auf eine ebenso geniale wie tragische Neuerung: Sie boten gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr indisches Opium an, stimulierten Chinas Nachfrage nach diesem Produkt und bekamen schließlich dafür, was sie wollten.

VIII. Das Ende des Teehandels zwischen Batavia und China und der beginnende Teeboom in Kanton

Daß Tee ab 1735 auf niederländischen Schiffen direkt von Kanton nach Europa gelangte und zugleich auf chinesischen Dschunken nach Batavia - bzw. von dort ebenfalls weiter nach Holland -, hatte Vor- und Nachteile. Die VOC behielt ein Bein in China, sie konnte die Teeschaffung weiterhin überwachen, den steigenden Qualitätsansprüchen der Endabneh-

³⁰ *De Hullu*, Over den Chinaschen handel, S.71-115; *M. Vigelius*, De stichting van de factorij der Oost Indische Compagnie te Canton, in: *Tijdschrift voor Geschiedenis* 48, 1933, S. 168-179; *Glamann*, Dutch-Asiatic Trade, S. 230-240; *Jörg*, a.a.O., S. 21-27, 207-208; *Blussé*, Strange Company, S. 135; *Chaudhuri*, a.a.O., S. 398-399.

mer leichter entsprechen und Haltbarkeit, Frische und Verpackung des Tees besser kontrollieren. Die Nachfrage in Europa stieg, und die Teekäufe der Niederlande und Batavias zogen entsprechend an.³¹

War diese Entwicklung erfreulich, so störte es, daß die europäischen Teepreise gelegentlich nachgaben. Die europäische Konkurrenz hatte sich verschärft, es kam oft zuviel Tee nach Europa, Angebot und Nachfrage verschoben sich. Die Einkaufspreise in China gingen zwar gleichfalls zurück - wohl weil die chinesischen Produzenten auf die wachsende europäische Nachfrage mit deutlichen Produktionssteigerungen reagierten -, aber eben nicht immer; in manchen Jahren stiegen sie gar, wobei die einzelnen Teesorten sehr unterschiedlich gehandelt wurden. Die Gewinne variierten folglich von einem Jahr zum anderen.³²

Zum ständigen Auf und Ab von Preisen, Mengen und Gewinnen trug auch bei, daß mit Tee geschmuggelt wurde - sowohl auf der Route via Batavia als auch auf der Direktroute nach Europa. Die VOC kannte dieses Problem, bekam es jedoch nie ganz in den Griff.³³

Den chinesischen Lieferanten, die Tee nach Java brachten, blieben diese Entwicklungen nicht verborgen. War der Schmuggel im Prinzip verkraftbar, so störten die Preisschwankungen, und es irritierte die regulären Händler ebenso, daß anderenorts inzwischen oft mehr geboten wurde als in Batavia. Bei Berücksichtigung der Transportkosten mußte damit sehr bald der Punkt erreicht sein, an dem sich eine Ausweitung der chinesischen Teelieferungen nach Java nicht mehr lohnte. Dem Teehandel zwischen Batavia und Europa waren also Grenzen gesetzt - nicht zuletzt dadurch, daß die VOC und die anderen europäischen Kompanien Tee direkt von Kanton verschickten. Vielleicht trug dies auch dazu bei, daß die chinesischen Dschunkenkapitäne während der 1730er Jahre wieder verstärkt dazu übergingen, Menschen nach Batavia zu schleusen - illegale Einwanderer, die für die Überfahrt viel Geld zahlten. Möglich also, daß die Alternative für viele lautete: Tee oder Menschen, wobei nüchterne Kalkulationen häufig für letztere sprachen.

Doch werfen wir einen Blick auf die europäische Konkurrenz, die sich um die Mitte der 1730er Jahre deutlich ausweitete. Neben Briten und Franzosen, die ihre Teekäufe stetig steigerten, erschienen nun auch Schweden und Dänen. Die Schweden steuerten ihre Asienfahrten von Göteborg aus und sandten ab 1732 Schiffe nach Indien und China. Bis 1740 trafen neun schwedische Fahrzeuge in Kanton ein. Um 1738 bezogen die Schweden rund halb so viel Tee wie die EIC - Tee, der dann nach Göteborg ging und von dort aus weiterverteilt wurde. Die Dänen, die schon lange in Asien Handel trieben - aber mit Unterbrechungen und oft über Jahre fast ausschließlich auf Tranquebar und die Bengalen-See beschränkt -, hatten im April 1732 eine neue Kompanie gegründet und sandten bis 1745 achtzehn Schiffe nach Kanton. Sie kauften dort in etwa ebensoviel Tee wie die Schweden, aber weniger als die Niederländer und Franzosen.³⁴

31 Jörg, a.a.O., S. 27-35, 209-210, 217-220; *Blussé*, *Strange Company*, S. 137; *Souza*, a.a.O., S. 147. Zum Problem der Verpackung auch allgemein *Evans*, a.a.O., besonders S.80-82.

32 Zu Preisen z.B. *Dermigny*, a.a.O., II, S. 546-547; *Jörg*, a.a.O., S. 81; *Glamann*, *Dutch-Asiatic Trade*, besonders S.228ff.

33 Die VOC versuchte bereits um 1685 den Schmuggel einzudämmen, blieb aber wohl ziemlich erfolglos. Dazu z.B. *Blussé*, *Strange Company*, S. 124.

34 Zu Schweden und Dänen z.B. *C. Koninckx*, *The First and Second Charters of the Swedish East India Company (1731-1766). A Contribution to the Maritime, Economic and Social History of North-Western Europe in its Relationships with the Far East, Kortrijk o.J.*, besonders S. 206-216, 451-453, 470-471, 479-482; *S.T. Kjellberg*, *Svenska Ostindiska Kompagnierna, 1731-1813*. Kryddor - te - porslin - siden

Eine Neuerung bildete auch der englische *country trade*, also der außerhalb der EIC stattfindende Privathandel englischer Kaufleute, der sich ab 1730 allmählich in Kanton bemerkbar machte und die Konkurrenz zusätzlich verschärfte. Sowohl die regulären EIC-Schiffe als auch die englischen *country traders* verkehrten nun zugleich immer häufiger in Südostasien, um dort - ebenso wie die VOC - genau die Waren zu beschaffen, die man in China zum Teekauf benötigte.

Obgleich die VOC erkannte, daß der freie Privathandel die Profite in Kanton empfindlich schmälerte, versäumten es die Holländer doch, ihre eigenen Gesetze und Bestimmungen in der Weise zu lockern, daß sich auch ein freier niederländischer *country trade* von und nach Kanton entwickeln konnte. Die VOC beharrte statt dessen auf ihren Monopolansprüchen und versuchte den chinesischen Dschunkenverkehr in Indonesien durch den Erlaß von Bestimmungen ganz an Batavia zu binden. Aber oft waren die englischen *country traders* und die EIC-Händler effizienter - und wohl vor allem billiger in ihren Angeboten -, so daß sich die chinesischen Dschunkenkapitäne einfach über die VOC-Anordnungen hinwegsetzten und andere Häfen anliefen. Häfen, die sich bald zunehmender Beliebtheit erfreuten, waren z.B. Johore oder Banjarmasin. Hier besorgten die Chinesen vor allem Pfeffer - Pfeffer, der zuvor in großen Mengen über Batavia nach China befördert worden war.³⁵

Schwerer als diese Entwicklungen wog das schleichende Immigrantenproblem. Die Fahrt nach Batavia blieb attraktiv, denn die Auswanderer zahlten, und sie zahlten nicht schlecht. Bald brachten die chinesischen Dschunken so viele Menschen, daß sich das Klima zwischen der VOC und den Batavia-Chinesen zunehmend verschlechterte. Die Spannungen führten 1740 zu blutigen Auseinandersetzungen, bei denen viele Chinesen ihr Leben verloren. Dieses Ereignis riß eine tiefe Kluft auf, und die Zahl der in Batavia einlaufenden Dschunken ging nun drastisch zurück. Für die Chinesen hatte Batavia als Teemarkt ausgespielt. Die niederländische Seite hatte sich als feindlich erwiesen, und die Preise, die sie zahlte, befriedigten nicht. Das Ende des Batavia-Teehandels war vorgezeichnet.

Die VOC versuchte den Rückgang des Dschunkenverkehrs aufzufangen - vor allem durch institutionelle Verbesserungen, die z.B. die Zölle betrafen -, aber diesen eher halbherzigen Bestrebungen war wenig Erfolg beschieden. Die Zahl der eingehenden Dschunken blieb unten, und ab etwa 1745 bezog die VOC fast keinen Tee mehr über Batavia. Auch die Pfeffermengen, die von dort nach China gingen, erreichten nicht mehr das frühere Niveau.

Dessenungeachtet liefen die direkten Teekäufe der VOC in Kanton weiter. Wie zuvor, so fuhren also auch jetzt VOC-Schiffe zunächst nach Batavia, von dort nach China und dann zurück nach Europa. Die Teeversorgung der Niederlande blieb somit von den Ereignissen in

Malmö 1974, besonders S. 211-224, mehrere Aufsätze in B. Johansson (Hg.), *The Golden Age of China Trade. Essays on the East India Companies' Trade with China in the 18th Century and the Swedish East Indiaman Götheborg*, Hong Kong 1992; *Dermigny*, a.a.O., I, S. 173-184, II, S. 521; E. Olán, *Ostindiska Compagniets saga. Historien om Sveriges märkligaste handelsföretag*, Göteborg 1923, besonders S. 32-35, 60-80, 115-116; K. Larsen, *Den Danske Kinafart*, Kopenhagen 1932, besonders S. 12-25; *Furber*, a.a.O., S. 213-223; K. *Glamann*, *The Danish Asiatic Company, 1732-1772*, in: *Scandinavian Economic History Review* 8, 1960, S. 109-149; *Akira Matsuura*, Qing dai Guangzhou chaye chukou maoyi he Ruidian Dongyindu Gongsi, in: *Ye Xian'en (Hg.)*, Qingdai quyu shehui jingji yanjiu, 2 Bde., Peking 1992, Bd. 2, S. 1193-1205; *Zhuang Guotu*, Shiba shiji Zhongguo yu Xi Ou de chaye maoyi, in: *Zhongguo shehui jingjishi yanjiu* 3, 1992, S. 73-76. Achtung: z. T. stark variierende Mengenangaben bei skandinavischen Teetransporten nach Europa.

35 *Blussé*, *Strange Company*, S. 147ff.; *Furber*, a.a.O., S. 279 (zum englischen *country trade*).

Batavia weitgehend unberührt, während Batavia ins Abseits geriet. Da auch die Portugiesen um diese Zeit wenig Tee in südostasiatischen Häfen absetzten und die chinesischen Lieferungen an überseechinesische Siedlungen außerhalb Javas schlecht dokumentiert sind, können wir die Chronologie des Teehandels zwischen China und Südostasien hier abrechnen. Zu ergänzen ist nur noch, daß Batavia 1756 einen weiteren "Seitenhieb" hinnehmen mußte: In Amsterdam wurde eine besondere Kommission gebildet, die den direkten China-Verkehr wieder einführte, bei dem Batavia, wie vor 1734, nun abermals auf der Hinfahrt nach China ausgespart blieb.³⁶

IX. Schluß

Mit dem Ende des über Batavia laufenden Teehandels und dem Niedergang des Dschunkenverkehrs nach Batavia kündigte sich eine deutliche Wende im europäischen Fernostgeschäft an. Die Holländer fielen allmählich zurück. Die Chinesen gerieten in eine passive Rolle; sie boten Tee in Kanton an, hatten aber wenig Anlaß, sich weiterhin mit eigenen Schiffen am euro-asiatischen Teegeschäft zu beteiligen. Die Macau-Portugiesen saßen zwar an der Quelle, doch es fehlte ihnen an Kapital und Einfluß, um die Nähe Kantons für sich auszunutzen, außerdem verloren sie zwischen 1728 und 1745 ungewöhnlich viele Fahrzeuge. Die erfolgreichen "Teejahre" zwischen 1717 und 1721 blieben also eine Ausnahme; Macau exportierte zwar ständig kleine Teemengen, z.B. nach Vietnam, aber die relative Position der Portugiesen in diesem Handelszweig erreichte nicht mehr die Bedeutung, die sie in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gehabt hatte.³⁷ Das Geschäft mit Tee ging damit mehr und mehr in die Hände der Engländer über, die langfristig das Rennen machen sollten und überhaupt den Kanton-Markt in jeder Weise zu dominieren begannen.

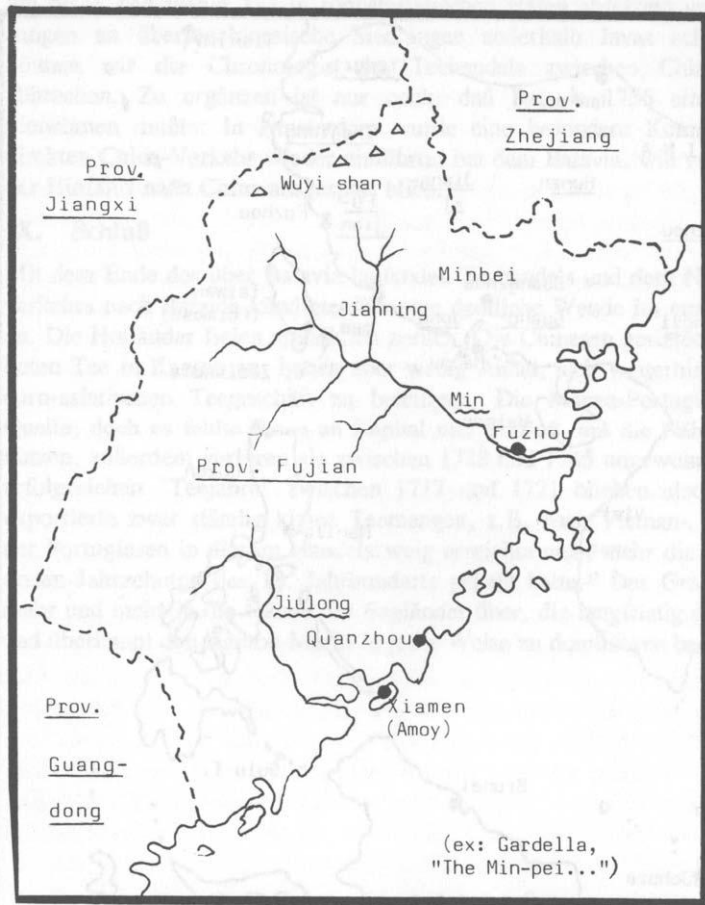
³⁶ Jörg, a.a.O., S. 27ff.; *Blussé*, Strange Company, S. 94-95, 137, 140, 146; *J. de Hullu*, De instelling van de commissie voor den handel der Oost-Indische Compagnie op China in 1756, in: *Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië* 79, 1923, S. 523-545; *J.T. Vermeulen*, De Chineezten te Batavia en de troebelen van 1740, *Proefschr.* Leiden 1938; *A.R.T. Kemasang*, Overseas Chinese in Java and their Liquidation in 1740, in: *Tonan Ajia kenkyu (Southeast Asian Studies)* 19/2, 1981, S. 123-146; *Souza*, a.a.O., S. 140-147, 152-153.

³⁷ *P.-Y. Manguin*, Les Nguyen, Macau et le Portugal: aspects politiques et commerciaux d'une relation privilégiée en Mer de Chine, 1773-1802, Paris 1984, S. 32-33, 106, 124, 127, 128; *M. Teixeira*, Macau e a sua diocese. Bd.15: Relações comerciais de Macau com o Vietnam, Macau 1977, S. 42-44.

Karte 1:



Karte 2:



Diskussion

Von Reinhard Spree (München)

I. Begriffe und Konzept

Neben dem Strukturwandel sind Wachstum und Konjunktur die wichtigsten Erscheinungsformen gesamtwirtschaftlicher Entwicklung und zugleich die zentralen Gesichtspunkte makroökonomischer Analysen. Dabei versteht man unter dem Wachstum einer Volkswirtschaft in der Regel die langfristige Zu- oder Abnahme des Wirtschaftspotentials, unter Konjunktur das mehr oder weniger starke Zurückbleiben des tatsächlichen Produktionsergebnisses hinter dem jeweils möglichen Maximum.

Empirisch kommt das Wachstum u. a. zum Ausdruck im langfristigen Trend der tatsächlichen Produktionsleistung (Sozialprodukt), die Konjunktur in den Schwankungen einer Meßziffer des Auslastungsgrades (des Produktionspotentials oder anderer Kapazitätsgrößen, z. B. des Kapitalstocks) oder in den Abweichungen des Produktionsergebnisses von einem als angemessen gedachten und statistisch angepaßten Trend.¹ Das verweist auf die Schwierigkeit, Wachstum unabhängig von Konjunktur empirisch zu ermitteln: Alle wichtigen Indikatoren messen stets beide Phänomene gleichzeitig in einer Größe. Die Unterscheidung zwischen Wachstum und Konjunktur ist nur mit Hilfe problematischer statistischer Verfahren möglich.² Insofern sind alle empirischen Aussagen von den angewandten Methoden der Messung und Trennung beider Komponenten beeinflußt. Im folgenden wird gedanklich von der Konjunktur abstrahiert. Bei den historischen Beispielen sollte die genannte Problematik als leichter Vorbehalt mitgedacht werden. Allerdings dürften die globalen Tendenzen, von denen im wesentlichen die Rede sein wird, tatsächlich nicht nennenswert von Konjunkturlinien verzerrt sein.

Von Wachstum sollte wirtschaftliche Entwicklung begrifflich klar abgegrenzt werden - obwohl das in der Praxis selten beachtet wird. Während sich Wachstum ausschließlich auf quantitative Relationen und Veränderungen bezieht, werden mit Entwicklung komplexe Prozesse sozialen und wirtschaftlichen Wandels bezeichnet. Diese kulminieren in einer langfristigen Ökonomisierung der Ressourcenverwendung als Kern wirtschaftlicher Entwicklung. Dazu gehören fortschreitende Arbeitsteilung und Spezialisierung, rationale Standortwahl, Abbau von Kapazitätsreserven, Überwindung von Wanderungs- und Handelshemmnissen, zunehmende Marktentfaltung und -integration, Entwicklung von wachstumsfördernden Property Rights, d. h. vor allem: institutioneller und Mentalitätswandel. Knut Borchardt spricht in diesem Zusammenhang geradezu von der Notwendigkeit einer wirtschaftlichen

* Für hilfreiche Kritik danke ich Gerold Ambrosius, Dietmar Petzina, Toni Pierenkemper, Werner Plumpe und besonders Albrecht Ritschl.

1 Die in der Praxis häufig anzutreffende Messung der Konjunktur mit Hilfe jährlicher Zuwachsraten einer Zeitreihe, z. B. des Sozialprodukts, entspricht übrigens der Ermittlung von Trendabweichungen, wobei in diesem Fall ein exponentieller Trendverlauf impliziert wird.

2 Vgl. einen Überblick über die Methodenprobleme bei R. Spree, Lange Wellen wirtschaftlicher Entwicklung in der Neuzeit, Köln 1991, S. 41-59 (Historical Social Research, Supplement No. 4).

"Organisationsrevolution" als Voraussetzung für anhaltendes Wirtschaftswachstum, besonders pro Kopf der Bevölkerung.³

Borchardt führt beispielsweise das Zurückbleiben der deutschen Wirtschaftsentwicklung während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber England, Belgien und Frankreich auf eine mangelnde Teilnahme an dem in Westeuropa schon seit längerem stattfindenden Ökonomisierungsprozeß zurück. Die deutsche Wirtschaft litt somit vor allem unter einer ineffizienten Nutzung der vorhandenen Ressourcen.

Erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung dürfte in der Regel positives Wachstum zur Folge haben, doch sind beide Begriffe erkennbar keineswegs deckungsgleich. Wachstum ist nicht nur ein in der oben genannten Weise sehr eingegrenzter Begriff, vielmehr bilden in empirischen und theoretischen Wachstumsanalysen auch nur bestimmte Aspekte der Wirtschaft den einschlägigen Untersuchungsgegenstand. Der größte Teil der unter Entwicklungsgesichtspunkten bedeutsamen sozialen und wirtschaftlichen, ggf. auch politischen Faktoren und Prozesse steht in der Perspektive von Wirtschaftswachstum gar nicht zur Debatte. Das bedeutet, die Untersuchung von Wirtschaftswachstum hat eine ausgeprägte konzeptionelle Tradition. Auch die empirische Beschreibung von Wachstumsverläufen ist fast zwangsläufig dieser Konzeption verpflichtet, da die zentralen Variablen, Produktionspotential oder Produktionsergebnis (Sozialprodukt), nur mit Hilfe eines Erhebungsprogramms, der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR), gewonnen werden können, das selbst wieder einen bestimmten theoretischen Hintergrund besitzt. Schätzungen entsprechender Daten sind stets erst für die Periode vom frühen 19. Jahrhundert an vorgenommen worden.⁴ Deshalb beschränken sich makroökonomische Wachstumsuntersuchungen fast ganz auf das 19. und 20. Jahrhundert.

Das dabei unterstellte Konzept läßt sich wie folgt umreißen: Die Ressourcen einer Volkswirtschaft werden zu den drei materiellen Produktionsfaktoren Boden, Arbeit und Kapital zusammengefaßt. Hinzu kommt ein bestimmtes Wissen, das es erlaubt, durch technische Kombination der Produktionsfaktoren in einem bestimmten Mengenverhältnis das jeweilige Sozialprodukt zu erzeugen. Das Sozialprodukt wächst primär aufgrund vermehrten Einsatzes der drei Faktoren. Allerdings übersteigt der Zuwachs des Produktes meist den quantitativen Mehreinsatz an Produktionsfaktoren, was als Ausdruck für gestiegene Faktorproduktivität (gewachsene Effizienz des Kombinationsprozesses infolge technisch-organisatorischen Fortschrittes) betrachtet wird. Das ist - stark verkürzt - das "orthodoxe"⁵ oder neoklassische Konzept der makroökonomischen Wachstumsforschung.

Das "orthodoxe" Konzept wird auch in der folgenden Darstellung im Vordergrund stehen. Der Grund dafür ist nicht zuletzt darin zu sehen, daß zunächst in Kapitel 2 ein Überblick über die tatsächlichen Wachstumsverläufe seit dem 19. Jahrhundert geboten werden soll,

3 K. Borchardt, Die Industrielle Revolution in Deutschland, München 1972, S. 37 f.

4 Das Standardwerk zur historisch orientierten VGR ist W.G. Hoffmann u.a., Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1965. Zur Kritik an der VGR unten Kapitel 5. Vgl. im übrigen den hochinteressanten Versuch einer Schätzung des Wirtschaftswachstums in Deutschland im frühen 19. Jahrhundert ohne Benutzung der VGR bei K.H. Kaufhold, Wirtschaftswachstum, Technologie und Arbeitszeit. Ausgangssituation im 18. Jahrhundert und Entwicklung bis ca. 1835, in: Wirtschaftswachstum, Technologie und Arbeitszeit im internationalen Vergleich, Wiesbaden 1983 (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 24), S. 17-54.

5 M.F. Scott, A New View of Economic Growth. Four Lectures, Washington, D. C. 1991 (World Bank Discussion Papers, No. 131), S. 1.

und zwar im internationalen Vergleich. Die Studien, auf die dabei zurückzugreifen ist, stützen sich fast ausschließlich auf einen neoklassischen Ansatz. Dies Konzept und seine wichtigsten Alternativen werden in Kapitel 3 etwas ausführlicher charakterisiert. In Kapitel 4 wird gefragt, wie sich diese Konzepte in der Forschungspraxis der Wirtschaftshistoriker bewährt haben. Und im Kapitel 5 werden einige offene Fragen und Probleme resümiert.

II. Wirtschaftswachstum im 19. und 20. Jahrhundert

In allen industrialisierten Volkswirtschaften ist während der letzten zwei Jahrhunderte das Produktionspotential stark gewachsen. Da die Potentialzunahme für so lange Zeiträume bisher jedoch nicht exakt bestimmt wurde, muß man sich zur Veranschaulichung der empirischen Verläufe mit Kennziffern für das realisierte Produkt zufrieden geben. Einen guten langfristigen Überblick über die wichtigsten Wachstumsindikatoren für mehrere westliche Industrieländer bietet Maddison, dessen Arbeit die Zahlen der folgenden Tabellen entnommen sind.⁶

Tabelle 1: Durchschnittliche Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts, verschiedene Teilperioden (1870-1984) (in Prozent)

	1870-1913	1913-1950	1950-1973	1973-1984
Deutschland	2.8	1.3	5.9	1.7
England	1.9	1.3	3.0	1.1
Frankreich	1.7	1.1	5.1	2.2
Japan	2.5	2.2	9.4	3.8
Niederlande	2.1	2.4	4.7	1.6
USA	4.2	2.8	3.7	2.3

Quelle: Maddison, A., Growth, S. 650

Obwohl die in Tabelle 1 abgebildete Sozialproduktgröße, das Bruttoinlandsprodukt, in allen betrachteten Volkswirtschaften sehr stark gewachsen ist, hatte das Wachstum in den verschiedenen Teilperioden offensichtlich unterschiedliche Größenordnungen. Es war überall am stärksten in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg und schwächte sich in den letzten beiden Jahrzehnten seit ca. 1973 ab, teilweise unter die Werte, die vor dem Ersten Weltkrieg realisiert wurden. Das geringste Wachstum fand zwischen den Kriegen statt. Natürlich werden mit so groben Durchschnittsbildungen die Verläufe im einzelnen nicht sichtbar. So gehen z.B. die geradezu dramatischen Entwicklungen während der Zwischenkriegszeit verloren. Hier deutet sich ein wichtiges Problem an, nämlich die sinnvolle Abgrenzung zwischen kurzer und mittlerer Frist (Konjunktur) sowie langfristigen Prozessen (Wachstum).⁷

6 A. Maddison, Growth and Slowdown in Advanced Capitalist Economies: Techniques of Quantitative Assessment, in: Journal of Economic Literature 25, 1987, S. 649-698.

7 Ein weiteres Problem besteht im Maßstab selbst. Die international für derartige Darstellungen gebräuchliche durchschnittliche Wachstumsrate hängt ausschließlich von der Größenordnung des jeweils ersten und letzten in die Berechnung einbezogenen Variablenwerts ab, im Fall der Zwischenkriegszeit bei Maddison also von den Werten des Bruttoinlandsprodukts für 1913 und 1950. Die Anstiegswerte eines linearen Trends wären hier der erheblich angemesseneren Maßstab, da die Lage des Trends auch die zwischenzeitlich stattgefundenen Wachstumsverluste (Hyperinflation, Weltwirtschaftskrise usw.) berücksichtigt.

Ein weiteres Merkmal des Wachstumsprozesses der letzten 120 Jahre war, daß die USA bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs die höchsten Wachstumsraten hatten. In den ersten Nachkriegsjahrzehnten erreichten vor allem Japan und einige westeuropäische Volkswirtschaften (außer England) historisch einmalig hohe Wachstumsraten und übertrafen dabei die USA deutlich. Das wird häufig als ein Aufholeffekt bezeichnet. In der Abschwächungsphase der letzten beiden Jahrzehnte haben deshalb die Wachstumsraten in den betrachteten Ländern ein vergleichbares Niveau.

In deskriptiven Wachstumsstudien, wie die hier vorgestellte von Maddison, wird das globale Wachstum des Sozialprodukts typischerweise in einzelne Komponenten zerlegt. Deren Veränderungen ergeben ein differenzierteres Bild des Wachstumsprozesses. Zugleich soll der Prozeß auf diese Weise plausibel gemacht werden, d.h., den Komponenten und den zwischen ihnen bestehenden Relationen wird ein Erklärungspotential zugebilligt. Welche Komponenten in Betracht kommen, folgt aus dem oben skizzierten Konzept. Die wichtigsten sind der vermehrte Einsatz von Arbeit und Kapital im Produktionsprozeß. Die entsprechenden Werte für die bisher betrachteten Volkswirtschaften sind in Tabelle 2 zusammengestellt, wobei der Untersuchungszeitraum auf das 20. Jahrhundert begrenzt wurde.

Tabelle 2: Durchschnittliche Wachstumsraten des Arbeits- und Kapitalinputs, verschiedene Teilperioden (1913-1984) (in Prozent)

	1913-1950	1950-1973	1973-1984
		Beschäftigte	
Deutschland	0.55	1.04	-0.61
England	0.51	0.48	-0.37
Frankreich	-0.24	0.48	0.02
Japan	0.85	1.70	0.84
Niederlande	1.20	1.08	0.62
USA	1.26	1.60	1.77
		Anlagekapital	
Deutschland	0.40	5.02	3.25
England	1.65	3.04	2.24
Frankreich	0.39	2.80	2.27
Japan	0.12	6.15	6.44
Niederlande	1.94	2.63	2.64
USA	1.82	3.29	2.56

Quelle: Maddison, A., Growth, S. 678

Man sieht, daß die Beschäftigtenzahl in der Zwischenkriegszeit und in den ersten Nachkriegsjahrzehnten langfristig zugenommen hat, am stärksten in den USA, so daß ein Teil des Wachstums zweifellos auf vermehrten Arbeitseinsatz zurückzuführen ist. Das Bruttoinlandsprodukt wuchs jedoch regelmäßig stärker als der Arbeitseinsatz, so daß sich die Arbeitsproduktivität erhöhte, wie in Tabelle 3 ausgewiesen.

Tabelle 3: Durchschnittliche Wachstumsraten der Arbeitsproduktivität (pro Stunde), Teilperioden (1870-1984) (in Prozent)

	1870-1913	1913-1950	1950-1973	1973-1984
Deutschland	1.9	1.0	6.0	3.0
England	1.2	1.6	3.2	2.4
Frankreich	1.7	2.0	5.1	3.4
Japan	1.8	1.7	7.7	3.2
Niederlande	1.2	1.7	4.4	1.9
USA	2.0	2.4	2.5	1.0

Quelle: Maddison, A., Growth, S. 650

Besonders stark war der durchschnittliche Zuwachs der Arbeitsproduktivität in den ersten Nachkriegsjahrzehnten. Aber auch in den Perioden, in denen einzelne Länder einen Beschäftigungsrückgang realisierten, kam es zu einem positiven Wachstum des Sozialprodukts statt. Eine Stütze fand dies zweifellos in dem Zuwachs des Anlagekapitals, das in allen Ländern und Teilperioden durchschnittlich wuchs, besonders stark wiederum in den ersten Nachkriegsjahrzehnten, auffallend schwach in der Zwischenkriegszeit. Daß der zusätzliche Kapitaleinsatz meist den zusätzlichen Arbeitseinsatz übertraf, bedeutet, daß jeder Arbeitsplatz mit immer umfänglicherem Kapital (Gebäude, Maschinen, Werkzeuge) ausgestattet wurde. Anders ausgedrückt: Die Kapitalintensität der volkswirtschaftlichen Produktion nahm zu, wie Tabelle 4 zeigt.

Tabelle 4: Durchschnittliche Wachstumsraten der Kapitalintensität, verschiedene Teilperioden (1913-1984) (in Prozent)

	1913-1950	1950-1973	1973-1984
Deutschland	-0.15	3.98	3.86
England	1.14	2.56	2.61
Frankreich	0.63	2.32	2.25
Japan	-0.73	4.45	5.60
Niederlande	0.74	1.55	2.02
USA	0.56	1.69	0.79

Quelle: Tabelle 2, eigene Berechnung

In Deutschland und in Japan nahm die Kapitalintensität während der Zwischenkriegszeit ab. Sonst stieg sie in allen Volkswirtschaften während des 20. Jahrhunderts langfristig ständig an. In der Nachkriegszeit waren Deutschland und Japan in dieser Hinsicht Vorreiter, dagegen wuchs die Kapitalintensität nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA vergleichsweise schwach. Die Unterschiede der Arbeitsproduktivitätszunahme können zu einem großen Teil auf die unterschiedliche Entwicklung der Kapitalintensität zurückgeführt werden: Deutschland und Japan holten stark auf, die USA blieben relativ zurück und verloren ihren Produktivitätsvorsprung.⁸

⁸ Daß diese Aussage nur für die gesamtwirtschaftliche Arbeitsproduktivität gilt, wurde kürzlich in vergleichenden Studien deutlich, die sich auf die Produktivitätsentwicklung in Industrie und Gewerbe konzentrierten. Auch hier holten die betrachteten europäischen Volkswirtschaften (Deutschland, England,

III. Wachstumstheorien

Wachstumstheorien sind in der Regel an einem gesamtwirtschaftlichen Gleichgewicht orientiert. Kurz- und mittelfristig sind Abweichungen vom Gleichgewicht (Unterauslastung der Produktionsfaktoren usw.) denkbar, ja, sogar wahrscheinlich, deren theoretische Bearbeitung man der Konjunktur- und Beschäftigungstheorie überläßt. Auf lange Sicht jedoch, davon sind zumindest neoklassische Theoretiker überzeugt, tendiert jede kapitalistische, über Märkte organisierte Wirtschaft zu einem Gleichgewicht bei Vollbeschäftigung. Meist geht es um ein Erwartungsgleichgewicht, das vorliegt, wenn die Akteure im Wirtschaftsablauf keine Überraschungen oder Enttäuschungen erleben und somit ihre einmal getroffenen Entscheidungen (Festlegungen) nicht nachträglich zu korrigieren brauchen. Viele Wachstumstheorien versuchen einen Wachstumspfad zu beschreiben, der diesen Bedingungen genügt. Für einen Haupttyp derartiger Modelle ist das Gleichgewicht dann gegeben, wenn im Verlauf des Wachstums die durch Investitionen geschaffenen Kapazitäten und die daraus resultierende Mehrproduktion immer auf eine ausreichende und befriedigende Nachfrage treffen. Unter den in den Modellen genauer beschriebenen Bedingungen gibt es nur jeweils eine ganz bestimmte Wachstumsrate, deren Realisierung störungsfreies, also gleichgewichtiges Wachstum garantiert.⁹ Allerdings gelten die von den Modellen beschriebenen Wachstumspfade "nur im Rahmen der durch die Modelle angegebenen Erwartungsstruktur. Die Aussagen über gleichgewichtiges Wachstum sind also immer modellgebunden."¹⁰

Schon frühzeitig haben sich in den 1940er und 1950er Jahren alternative Theoriekonzepte herausgebildet, die nicht von einem Modellgleichgewicht ausgehen, sondern von der strukturellen Ausgewogenheit oder auch Unausgewogenheit der Wirtschaftsentwicklung. Obwohl aus der Diskussion um diese Theorien viele interessante Teilhypothesen für die wirtschaftshistorische Forschung abgeleitet werden können, soll hier nicht ausführlicher auf sie eingegangen werden. Denn es handelt sich bei genauerem Hinsehen nicht um Wachstumstheorien, sondern um solche der wirtschaftlichen Entwicklung.

Für den Empiriker, also auch für den Wirtschaftshistoriker, erscheint in dieser schwierigen Situation hinsichtlich des Theorieangebots eine Empfehlung von Rohwer interessant, man müsse sich zum Zweck konkreter "Ungleichgewichtsanalysen (...) mit einer situationsspezifischen Plausibilitätsprüfung verschiedener Erklärungsansätze im Rahmen eines einheitlichen, umfassenden Determinantensystems behelfen."¹¹ Ein solches Determinantensystem sollte Angebots- und Nachfragebedingungen sowie "Determinanten der grund-

Frankreich und die Niederlande) nach dem Zweiten Weltkrieg gegenüber den USA deutlich auf; doch bleiben die USA hinsichtlich der Arbeitsproduktivität im Gewerbe führend. Vgl. *S.N. Broadberry/N.F.R. Crafts*, European Productivity in the Twentieth Century: Introduction, in: *Oxford Bulletin of Economics and Statistics* 52, 1990, S. 331-341, und bes. *B. v. Ark*, Comparative Levels of Manufacturing Productivity in Postwar Europe: Measurement and Comparisons, in: ebenda, S. 343-374.

9 *E. Preiser*, Nationalökonomie heute. Eine Einführung in die Volkswirtschaftslehre, München ¹³1982, S. 120 ff.

10 *L. Hoffmann*, Entwicklungstheorien des ausgewogenen und un ausgewogenen Wachstums: Eine Gegenüberstellung, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 121, 1965, S. 523-574, hier S. 524. Zur Relativierung dieser Aussage vgl. unten Kapitel 5.

11 *Rohwer*, Konjunktur und Wachstum. Theorie und Empirie der Produktionsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950, Berlin 1988, S. 15-33, 297, hier S. 15.

sätzlichen Angebotsbereitschaft" berücksichtigen. An diesem Vorschlag orientiert sich der folgende knappe Überblick über relevante Angebote im Bereich der Wachstumstheorie.¹²

1. Angebotsorientierte Ansätze

Standardlehrbücher der Volkswirtschaftslehre aus den USA gehen stillschweigend von derartigen Vorüberlegungen aus und stellen an den Anfang der Ausführungen zum Wirtschaftswachstum ein Modell der Angebotsbedingungen.¹³ Es enthält die Grundzüge desjenigen wachstumstheoretischen Ansatzes, der während der letzten drei Jahrzehnte in der empirisch orientierten Forschung dominant war. Dieser angebotsorientierte Ansatz bezieht sich hinsichtlich seiner Prämissen (z.B. vollkommene Konkurrenz auf den Märkten, vollkommene Information der Wirtschaftssubjekte, unendlich große Reaktionsgeschwindigkeit usw.) auf die neoklassische Theorie. Er interessiert sich primär für die Bedingungen und Antriebskräfte der Produktion und unterstellt, daß die produzierten Güter und Dienste langfristig ihre Nachfrage finden oder sogar schaffen werden.

Im Mittelpunkt des angebotsorientierten Ansatzes steht die makroökonomische Produktionsfunktion, die angibt, mit welchen alternativen Mengenkombinationen von Leistungsabgaben ganz bestimmter Produktionsfaktoren ein nach Qualität spezifizierter Output (Handlungserfolg) maximiert werden kann. Technologische und ökonomische Bedingungen der Produktion werden so miteinander verknüpft, daß sie nur noch schwer zu unterscheiden sind. Im Modell gerinnen sie zur sogenannten "abstrakten Technologie", die in den formalen Eigenschaften der Produktionsfunktion zum Ausdruck kommt.¹⁴ Dabei geht es vor allem um folgende Charakteristika: den Grad der technisch bedingten Ertragszuwächse (Skalenelastizität; sie gibt an, ob bei proportionaler Vermehrung der Inputmengen der Output ebenfalls proportional oder über- bzw. unterproportional wächst); die Kapitalintensität (Faktoreinsatzverhältnis); den Grad der Substitutionsmöglichkeiten bei unveränderter Technik (Umfang und Richtung der Substitution der Faktoren gegeneinander werden durch die Grenzrate der Substitution gemessen; die Substitutionselastizität wiederum gibt die relative Änderung des Faktoreinsatzverhältnisses in Abhängigkeit von einer relativen Änderung des Verhältnisses der Grenzproduktivitäten der Faktoren an); die Effizienz der jeweils gegebenen Technik. Für die neoklassische Betrachtung ist die Unterscheidung zwischen Substitution (= Bewegung entlang der gegebenen Produktionsfunktion) und technischem Fortschritt (= Veränderung der Effizienz, damit der "abstrakten Technologie" in bestimmten Punkten; Aufstellung einer neuen Produktionsfunktion) wichtig.

Weitere spezifische Annahmen bezüglich der Eigenschaften der Produktionsfunktion sind:

1. Die partiellen Grenzproduktivitäten der Faktoren sind positiv, d.h., die einseitige Vermehrung eines Inputfaktors bei Konstanz des anderen hat zunächst einen positiven Outputeffekt.
2. Die partiellen Grenzproduktivitäten nehmen ab, wenn die Einsatzmengen über

¹² Einen ähnlichen Eklektizismus praktiziert Bombach in einer Analyse des langfristigen Wachstums in der Bundesrepublik Deutschland, indem er neun alternative Erklärungsansätze diskutiert. Fast allen billigt er ein gewisses partielles Erklärungspotential zu, aber keiner kann ihn als einzeln überzeugen. Vgl. G. Bombach, Post-War Economic Growth Revisited, (Prof. Dr. F. DeVries Lectures in Economics, Bd. 6), Amsterdam 1985.

¹³ S. Fischer u. a., Economics, New York 1988, S. 656 ff.

¹⁴ M. Brown, On the Theory and Measurement of Technological Change, Cambridge 1966, S. 12.

einen relevanten Bereich hinaus partiell vermehrt werden, d.h., dann gilt das Ertragsgesetz. 3. Folglich ist die Grenzrate der Substitution im relevanten Bereich negativ.

Diese (und andere) Charakteristika der "abstrakten Technologie" sind in der Literatur hinreichend beschrieben worden.¹⁵ Sie wurden hier ausschnittsweise referiert, um zu verdeutlichen, daß die Produktionsfunktion ein äußerst voraussetzungsreiches theoretisches Konstrukt ist - so plausibel und so einfach zu handhaben die aus ihr abgeleiteten Meßkonzepte für die empirische Forschung auch oft wirken mögen. Wichtige Grundannahmen werden für praktische Anwendungsfälle in der Regel nie überprüft, sondern schlicht als gegeben unterstellt, obwohl sie häufig gar nicht erfüllt werden können.

Im übrigen haben die angebotsorientierten Ansätze während der letzten Jahre Revisionen und Erweiterungen erfahren, die unter dem Begriff "Neue Wachstumstheorie" diskutiert werden. Im Zentrum steht die Forderung, von der Produktionstheorie im engeren Sinne abzugehen (auch, wie einige Kritiker fordern, von den Meßkonzepten der Inputs, besonders der Investitionen, damit des Kapitalstocks, die in entscheidenden Punkten für fehlerhaft gehalten werden¹⁶) und statt dessen die Innovationstätigkeit und die Investitionen in den Mittelpunkt zu stellen, aber auch die produktiven Leistungen vermehrten oder verbesserten Wissens. Vor allem wird ein besseres Verständnis der Determinanten des technischen Fortschritts gefordert. Die Wachstumschancen scheinen weniger an die Verfügbarkeit relativ statisch behandelte Inputs gebunden zu sein. Wichtiger sind immaterielle Kapitalgüter (Wissen, Risiko- und Leistungsbereitschaft, Ideen usw.) sowie die Institutionen (bes. die Politik, das Steuersystem, die Property Rights), die deren produktiven Einsatz fördern oder hemmen.¹⁷

Die entscheidende Revision betrifft jedoch den Wachstumsprozeß selbst: Er wird als nichtstationärer Zufallsprozeß begriffen. Das jährliche Wachstum wird von einem prognostizierten Durchschnittswert "um einen zufälligen, unvorhersehbaren Betrag abweichen. Das in einem Jahr realisierte Produktionsergebnis ist ein Zufallswert. Da es Ausgangspunkt für die Veränderung im darauffolgenden Jahr ist (...), haben die Zufallsschwankungen einen dauerhaften und nicht nur einen vorübergehenden Einfluß".¹⁸ Die gedankliche Isolierung der zufälligen oder auch systematischen kurzfristigen Abweichungen von einem stabilen (deterministischen) Trend des Wachstumsprozesses und deren Zuweisung an die Konjunkturtheorie wird somit sinnlos. Der Wachstumsprozeß selbst ist permanenten Zufallsschocks ausgesetzt. Seine Modellierung als "competitive equilibrium stochastic process for variants

¹⁵ Vgl. neben *Brown*, *On the Theory*, auch *B. Gahlen*, Die Überprüfung produktionstheoretischer Hypothesen für Deutschland (1850-1913), Tübingen 1968.

¹⁶ Vgl. zu den Meßfehlern - in Ergänzung zu der in Kapitel 5 zitierten Kritik an der VGR - bes. *E.C. Prescott*, *Theory Ahead of Business Cycle Measurement*, in: Federal Reserve Bank of Minneapolis Quarterly Review 10, 1986, S. 19 f.

¹⁷ Vgl. *Prescott*, *Theory Ahead*, S. 21; *P.M. Romer*, *Increasing Returns and Long-Run Growth*, in: *Journal of Political Economy* 94, 1986, S. 1002-1037; *R.E. Lucas Jr.*, *On the Mechanics of Economic Development*, in: *Journal of Monetary Economics* 22, 1988, S. 3-42; *P.M. Romer*, *Endogenous Technological Change*, in: *Journal of Political Economy* 98, 1990, S. 71-102; *R.G. King/S. Rebelo*, *Public Policy and Economic Growth: Developing Neoclassical Implications*, in: *Journal of Political Economy* 98, 1990, S. 126-150; *B. Gahlen u.a. (Hg.)*, *Wachstumstheorie und Wachstumspolitik. Ein neuer Anlauf*, Tübingen 1991.

¹⁸ *R. Metz*, *Über die stochastische Struktur langfristiger Wachstumsschwankungen*, in: *ifo Studien* 38, 1992, S. 171-197, hier S. 181.

of the constant elasticity, stochastic growth model"¹⁹ wird inzwischen als Paradigma der makroökonomischen Analyse betrachtet.

Erwähnt sei eine spezielle Variante angebotsorientierten Denkens, die sogenannte Rekonstruktionsthese. Sie unterstellt einen langfristigen Wachstumspfad jeder Volkswirtschaft (Potentialwachstum), der determiniert sei durch das als unabhängige Variable gedachte Qualifikationspotential der Arbeit. Dieses garantiere auch in Zeiten stark gedämpften oder sogar negativen Wachstums (z.B. infolge von starken Wirtschaftskrisen oder Kriegszerstörungen) eine hohe Produktivitätsreserve, die durch nachholende Investitionen in den Kapitalstock bei sich verbessernden Rahmenbedingungen mobilisiert würden. Wenn die Struktur des Kapitalstocks der Qualifikationsstruktur der Arbeit wieder angepaßt worden sei, schwenke das Wirtschaftswachstum auf den langfristigen Pfad ein.²⁰ Dieser Ansatz ist in der historischen Forschung ausführlich diskutiert und praktisch umgesetzt worden, so daß hier ein Verweis genügen möge.²¹

2. Nachfrageorientierte Ansätze

Langfristig weniger einflußreich als die angebotsorientierten waren bisher die nachfrageorientierten Ansätze, die in den 1940er und 1950er Jahren eine größere Rolle in der empirischen Wachstumsforschung spielten. Sie sind meist modelltheoretisch weniger elaboriert, beinhalten jedoch oft eine Fülle von Teilhypothesen, die den Wirtschaftshistoriker anzuleiten vermögen. Teilweise muß man sie auch den oben erwähnten Theorien unausgewogenen Wachstums (richtiger: unausgewogener Entwicklung) zurechnen. Meist wird in diesen Modellen von der Hypothese ausgegangen, daß die ökonomischen Ressourcen dauerhaft unterbeschäftigt sind. Man geht somit gerade von jener neoklassischen Grundannahme ab, wonach Angebots- und nicht Nachfragefaktoren das Wachstum der Volkswirtschaft langfristig bestimmen. Wird in dieser Situation eine exogene (z. B. aus dem Ausland stammende) Nachfrage nach Gütern oder Dienstleistungen wirksam, kommt Wachstum in Gang, und zwar in Form einer Kettenreaktion: Die Branche, die die nachgefragten Outputs produziert, wächst und übt einen mehr oder weniger starken Sog auf andere, vor allem vorgelagerte Branchen aus. Besonders klar ausgebaut hat Hirschman dies Modell, wobei er die Beziehungen zwischen den verschiedenen Branchen als verschiedene Typen von Koppelungseffekten präziserte, die durch Investitionen und deren Nachfrage-, Angebots- und Demonstrationseffekte ausgelöst werden.²² Diese lassen sich messen, so daß man nicht bei dem vagen Bild der Kettenreaktion stehenbleiben muß.

Nachfrageorientierte Wachstumsuntersuchungen betonen stark die Größe und Zusammensetzung der exogenen Nachfrage im Verhältnis zur Struktur der inländischen Wirtschaft. Die

¹⁹ Prescott, *Theory Ahead*, S. 9.

²⁰ F. Janossy, *Das Ende der Wirtschaftswunder. Erscheinung und Wesen der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung*, Frankfurt a. M. 1969.

²¹ W. Abelshauser/D. Petzina, *Krise und Rekonstruktion. Zur Interpretation der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands im 20. Jahrhundert*, in: W.H. Schröder/R. Spree (Hg.), *Historische Konjunkturforschung*, Stuttgart 1981, S.75-114; R.H. Dumke, *Reassessing the "Wirtschaftswunder": Reconstruction and Postwar Growth in West Germany in an International Context*, in: *Oxford Bulletin of Economics and Statistics* 52, 1990, S. 451-493.

²² Forward linkages = Effekte der Outputverwendung; backward linkages = Effekte der Inputbeschaffung; lateral linkages = Komplementär-, Demonstrations- und Anschlußeffekte. Vgl. A.O. Hirschman, *Die Strategie der wirtschaftlichen Entwicklung*, Stuttgart 1967, S. 33-69, 92-101.

Quintessenz dieses Analysetyps sind exportorientierte Modelle, die die überragende Bedeutung der Exportnachfrage für das Inlandswachstum herausstellen.²³ Exporte erscheinen vor allem als wesentliche Quelle für autonome Nachfrage, und da empirisch nachgewiesen werden konnte, daß Exportvariationen regelmäßig 2 - 3 Jahre vor gleichgerichteten Variationen der Investitionsnachfrage stattfanden, generalisierten einige Autoren diese Korrelation und machten daraus eine Art Theorie exportinduzierten Wachstums.²⁴ Kritiker dieser Sichtweise sind allerdings der Ansicht, daß der Anteil der Exporte am Sozialprodukt wahrscheinlich nie groß genug war, um allein längerfristiges gesamtwirtschaftliches Wachstum auszulösen. Sie halten die Effekte der interregionalen Spezialisierung und des Austauschs für wichtiger, damit die sozusagen hausgemachten Antriebskräfte der inländischen Wirtschaftsentwicklung, zu denen allerdings kurzfristige Anstöße in Form von Auslandsnachfrage stimulierend beitragen können.²⁵

3. Der Lange-Wellen-Ansatz

Dem nachfrageorientierten Wachstumsmodell von Easterlin²⁶ liegt die Vorstellung zugrunde, daß exogene Nachfrageimpulse auf eine durch mangelnde Kapazitätsauslastung geprägte Wirtschaft stoßen. Sie lösen über Beschäftigungs- und Einkommenseffekte weitere Nachfragewellen aus, schließlich auch solche der Investitionsnachfrage. Der entstehende Beschäftigungssog löst Binnen- und Zuwanderungen von Arbeitskräften aus. Die Einkommensverbesserungen führen zu vermehrten Familien- und Haushaltsgründungen. Daraus resultieren wieder starke Impulse der Nachfrage auf dem Wohnungsbausektor, aber auch Impulse in Richtung auf den Ausbau der (städtischen) Infrastruktur. Durch die spezifische Wirkungsweise dieser Komponenten seines Modells, insbesondere im Hinblick auf ihre Entfaltung in der Zeit, will Easterlin allerdings kein langfristiges, mehr oder weniger kontinuierliches Wachstum erklären. Vielmehr macht sein Modell Lange Wellen vom Kuznets-Typ plausibel, also ein sich über 10-15 Jahre hin beschleunigendes und dann notwendigerweise wieder für 5-10 Jahre verlangsamendes gesamtwirtschaftliches Wachstum. Easterlin behauptet zudem nicht, daß sich die externen Nachfrageschübe zwingend und zudem in einem gleichmäßigen Rhythmus wiederholen müssen. Es handelt sich also um theoretisch angeleitete Wirtschaftsgeschichte, nicht um die Konstruktion eines (zeitlosen) theoretischen Modells.

Damit ist jedoch der Komplex der Theorien angesprochen, die die Durchsetzung von Wirtschaftswachstum als Sequenz von regelmäßigen und gleichförmigen oder auch unregelmäßigen bzw. heterogenen Phasen zunehmender und wieder abnehmender oder sogar negativer Zuwächse makroökonomischer Variablen konzipieren. Da ein kritischer Überblick

23 D.C. North, *The Economic Growth of the United States, 1790-1860*, Englewood Cliffs 1961; J. Shepherd/G. Walton, *Shipping, Maritime Trade, and the Economic Development of Colonial North America*, Cambridge 1972.

24 Vgl. Bombach, *Post-War Economic Growth*, S. 56 ff.

25 D. Lindstrom, *Macroeconomic Growth: The United States in the Nineteenth Century*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 13, 1983, S. 679-705, hier S. 693 ff..

26 Vgl. R.A. Easterlin, *Economic-Demographic Interactions and Long Swings in Economic Growth*, in: *American Economic Review* 56, 1966, S. 1063-1104, bes. S. 1069 ff; ergänzend *ders.*, *Population, Labor Force, and Long Swings in Economic Growth*, New York 1968.

über diese Theorien Langer Wellen kürzlich vorgelegt wurde, soll es hier bei einem entsprechenden Verweis bleiben.²⁷

4. Der Property-Rights-Ansatz²⁸

Der Property-Rights-Ansatz ist während der 1960er Jahre, vornehmlich in den USA, entstanden. In ihm verband sich eine Vielzahl durchaus disparater Konzepte und Forschungsrichtungen, was zu einer erheblichen terminologischen Unsicherheit führte. Man kann die Property Rights sehr weit fassen und hat dann den gesamten Komplex von denkbaren Faktoren im Blick, die wirtschaftliche Entwicklung beeinflussen. Im Kern handelt es sich um die Faktoren, die dazu beitragen, daß Kapital unter riskanten Umständen in produktiven Anlagen investiert wird. So werden Property Rights sowohl als Eigentumsrechte im engeren Sinne wie als Verfügungs- und Handlungsrechte, aber auch als schwer zu operationalisierende institutionelle Restriktionen oder als sozial akzeptierte Handlungsmöglichkeiten bezeichnet.²⁹ Sie umschreiben gesellschaftlich anerkannte, aber eben stets auch gesellschaftlich begrenzte Handlungsspielräume.

Das verbindende Element zwischen den verschiedenen Konzepten ist die Bezugnahme auf die neoklassische Wirtschaftstheorie. Mit ihr hat der Property-Rights-Ansatz den methodologischen Individualismus gemein. Das Erkenntnisinteresse des Property-Rights-Ansatzes zielt allerdings durchaus auf kollektive, meist repräsentativ gedachte, nicht etwa nur auf einzelne Wirtschaftseinheiten. Jedoch gibt es für ihn kein Verhalten von, sondern eines in Organisationen. Mit der neoklassischen Theorie teilt der Property-Rights-Ansatz zudem die Prämisse, daß jedes Individuum bei der Verwendung seiner knappen Ressourcen (materieller wie immaterieller Art) Nutzenmaximierung anstrebt. Daraus folgt, daß Handlungsrechte dann verändert werden, wenn ein Gewinn von der Änderung zu erwarten ist. Die Änderungskosten müssen geringer sein als die erwarteten Vorteile. Der Ansatz soll vor allem gestatten, systematische Wechselbeziehungen zwischen gesellschaftlichen Institutionen und dem Wirtschaftserfolg (Ressourcen-Allokation, Wachstum, Verteilung etc.) von einem ökonomischen Denkansatz her zu untersuchen.³⁰

Der Property-Rights-Ansatz geht von einer strikt subjektivistischen, kontrakt-theoretischen Perspektive aus. Demnach sind die sozialen Beziehungen durch freiwilligen Austausch in einer institutionellen Umgebung geprägt, die auf wohl definierten Rechten beruht und in die der Staat oder andere Machtgruppen nicht derart eingreifen, daß die Transaktionsergebnisse determiniert würden. Andererseits beruhen die Institutionen auf der - möglicherweise stillschweigenden - Zustimmung der Wirtschaftssubjekte. Die Institutionen sind

27 R. Spree, Lange Wellen wirtschaftlicher Entwicklung in der Neuzeit, (Historical Social Research - Historische Sozialforschung, Supplement No. 4), Köln 1991.

28 Vgl. als einen neuen Überblick zu diesem Ansatz und zu seiner Rezeption in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung C. Wischermann, Der Property-Rights-Ansatz und die "neue" Wirtschaftsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 19, 1993, S. 239-258.

29 G. Gåffen, Entwicklung und Stand der Theorie der Property Rights: Eine kritische Bestandsaufnahme, in: M. Neumann (Hg.), Ansprüche, Eigentums- und Verfügungsrechte, (Schriften des Vereins für Socialpolitik, N.F., Bd. 140), Berlin 1984, S. 43-62, hier S. 43; G. Hesse, Der Property-Rights-Ansatz. Eine ökonomische Theorie der Veränderung des Rechts?, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 195, 1980, S. 481-495, hier S. 482.

30 K. Borchardt, Der "Property-Rights-Ansatz" in der Wirtschaftsgeschichte - Zeichen für eine systematische Neuorientierung des Faches?, in: J. Kocka. (Hg.), Theorien in der Praxis des Historikers, (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 3), Göttingen 1977, S. 142.

demnach das Ergebnis gesellschaftlicher Interaktionen, für die die Regeln des Marktmodells gelten. Wenn man die genannten einschränkenden Prämissen des Property-Rights-Ansatzes akzeptiert und sie nicht unter der Hand - um einer falsch verstandenen größeren Wirklichkeitsnähe willen - aufweicht, wird er zu dem, was seine Propagandisten in ihm sehen, eine ökonomische Theorie des institutionellen Wandels.

Nach übereinstimmender Meinung von Kennern lenkt der Property-Rights-Ansatz die Aufmerksamkeit der Wirtschaftsgeschichte auf bedeutsame Aspekte des Zusammenhang von Wirtschaft (als Marktprozeß) und institutionellem Wandel. Er bietet für institutionellen Wandel und seine wirtschaftlichen Folgen, besonders für die Effizienzsteigerung der Marktleistungen, eine ökonomische Begründung an.³¹ Da diese Effizienzsteigerungen eine zentrale Triebkraft wirtschaftlichen Wachstums sind, ist der Ansatz offenbar sehr geeignet, bestimmte Formen von Wachstumsursachen oder -bedingungen zu analysieren, und zwar vor allem die "Determinanten der grundsätzlichen Angebotsbereitschaft". Dabei rückt der Property-Rights-Ansatz die Transaktionskosten sowie deren Veränderungen in den Vordergrund.

IV. Wachstumstheoretische Konzepte in der Praxis des Historikers

Nach dieser Übersicht über wachstumstheoretische Ansätze sollen die möglichen Erträge und Probleme diskutiert werden, die bei der Umsetzung solcher Ansätze in der wirtschaftshistorischen Forschung sichtbar werden.

1. Angebotsorientierte Ansätze

Unter diesem Vorzeichen haben Ökonomen eine große Zahl von Wachstumsuntersuchungen durchgeführt, ohne ein spezifisch historisches Erkenntnisinteresse zu verfolgen. Historische Daten boten vielmehr die willkommene Gelegenheit, Hypothesen zu testen, Instrumente zu erproben und Methoden weiterzuentwickeln. Dazu gehören zahlreiche Arbeiten, die im Umkreis von W. G. Hoffmann entstanden sind und die hier im folgenden nicht berücksichtigt werden - auch wenn sie teilweise für die Wirtschaftsgeschichte durchaus brauchbare Ergebnisse geliefert haben.³²

In der Wirtschaftsgeschichte haben dagegen angebotsorientierte Ansätze eine wichtige Rolle beim Versuch der Erklärung des US-amerikanischen Wachstums während des 19. Jahrhunderts gespielt. Besonders eindrucksvoll erwiesen sich hier die Analysen von Paul A. David.³³ Er geht von einer (gedachten) gesamtwirtschaftlichen Produktionsfunktion aus, welche die Höhe des Sozialprodukts auf die Menge und das Einsatzverhältnis von Kapitalgütern, Arbeitskraft und Boden zurückführt. Unter den Bedingungen der oben erläuterten

31 U. Witt, How Transaction Rights Are Shaped to Channel Innovativeness, in: Journal of Institutional and Theoretical Economics - Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 143, 1987, S. 180-195.

32 Vgl. vor allem W. G. Hoffmann (Hg.), Untersuchungen zum Wachstum der deutschen Wirtschaft 1850 bis 1968, Tübingen 1971; ders., Long-term Growth and Capital Formation in Germany, in: F. A. Lutz u. a. (Hg.), The Theory of Capital, New York 1961, S. 118-140; H. Hesse/B. Gahlen, Das Wachstum des Nettoinlandprodukts in Deutschland, 1850-1913, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 121, 1965, S. 452-497.

33 P. A. David, Invention and Accumulation in America's Economic Growth: A Nineteenth-Century Parable, in: K. Brunner/A. H. Meltzer (Hg.), International Organization, National Policies and Economic Development, Amsterdam 1977, S. 179-240.

"neoklassische Technologie"³⁴ lassen sich die beobachteten Zuwächse des Sozialprodukts anteilig auf das Wachstum von Kapital-, Arbeits- und Bodeninput sowie auf eine Restgröße zurückführen, die Technischer Fortschritt oder Totale Faktorproduktivität genannt wird.³⁵

Das erklärungsbedürftige Phänomen ist für David die Beschleunigung des Wachstums des realen Bruttosozialprodukts der USA pro Kopf während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von 1800-1855 wuchs es mit durchschnittlich 1.1 Prozent pro Jahr, von 1855-1905 dagegen mit 1.6 Prozent pro Jahr; das entspricht der Wachstumsrate der US-Wirtschaft im 20. Jahrhundert. Als Hauptantriebskraft erscheint nicht die totale Faktorproduktivität, sondern die Zunahme der Kapitalintensität. Während der eigentlichen Übergangsphase, der "Grand Traverse of the nineteenth century" (1835-1890), lassen sich etwa zwei Drittel der Wachstumsrate der Arbeitsproduktivität (0.83 Prozent pro Jahr) der Steigerung des Kapitaleinsatzes pro Arbeitsstunde zuschreiben.³⁶

Eine detaillierte Analyse der Wachstumsursachen während der "Grand Traverse" ergibt folgende Wachstumsbeiträge wichtiger Variablen (Anteile an der durchschnittlichen Wachstumsrate des Pro-Kopf-Produkts in v.H.): Anstieg der Erwerbsbeteiligung 29 Prozent, Zunahme der Arbeitseffizienz 21 Prozent, Anstieg der Kapitalintensität 44 Prozent, Anstieg der Intensität der Bodennutzung 6 Prozent. Die Ausweitung und zugleich technische Verbesserung des Kapitaleinsatzes pro Arbeitsstunde war die eigentliche Wachstumsquelle der US-Wirtschaft.³⁷

Bei der Suche nach den Ursachen dieser vermehrten Kapitalbildung relativiert David die Bedeutung der Ersparnisbildung, obwohl diese während der "Grand Traverse" deutlich zunahm. Vielmehr hält er die mit den Investitionen verbundene starke Innovationstätigkeit für wichtiger. Sie induzierte sinkende Preise für Kapitalgüter und wurde durch diese wiederum stimuliert. Hinzu kamen als begünstigende Faktoren sinkende Finanzierungskosten infolge einer fortschreitenden Integration der Finanzmärkte und der Bereitstellung neuer Finanzierungsinstrumente. David faßt seine Ergebnisse in der These zusammen, "that the Grand Traverse at basis involved a massive portfolio reallocation, largely instigated by technological change which, at least for a time, had the effect of raising the relative rate of returns on tangible nonhuman forms of capital."³⁸

Die These von David wird von Williamson unterstützt und zugleich stärker differenziert. Williamson fragt genauer nach den Quellen der Kapitalakkumulation, der ja David so große Bedeutung für das US-Wachstum eingeräumt hat. Dabei interessiert ihn besonders die Frage, ob möglicherweise die traditionelle These zutreffe, wonach die Kapitalakkumulation, vor allem in der Industrialisierungsphase, eine wachsende Ungleichheit der Einkommensverteilung benötige. Die Reichen würden dann aus ihrem höheren Einkommensanteil mehr sparen und investieren. Zur Prüfung der von ihm postulierten Zusammenhänge konstruiert er ein Modell, das sechs Entwicklungstendenzen Rechnung trägt, arbeitssparendem Technischem Fortschritt, einer Zunahme des Arbeitskräfteangebots, einer unelastischen Reaktion

34 Bes.: Summe der partiellen Produktionselastizitäten = 1 = Summe der empirisch ermittelten Faktoreinkommen; konstante Substitutionselastizität; exogener Technischer Fortschritt.

35 Vgl. vor allem E.F. Denison, *Accounting for United States Economic Growth 1929-1969*, Washington, D. C. 1974.

36 Vgl. David, *Invention and Accumulation*, S. 187.

37 Vgl. David, *Invention and Accumulation*, S. 193 f.

38 David, *Invention and Accumulation*, S. 220.

der Ersparnisbildung auf Ertragsraten, Verteilungswirkungen auf das Sparen, einer Abnahme der relativen Preise für Kapitalgüter, einer exogenen Mobilisierung des Sparens.³⁹

Die Erklärungsanteile der einzelnen Faktoren sind in Tabelle 5 zusammengestellt. Es zeigt sich, daß die Einflüsse auf die Nettoersparnis in verschiedenen Teilperioden unterschiedlich ausfielen. Allerdings war der Einfluß des Verteilungsfaktors stets gering. Als besonders bedeutsam erweist sich der Einfluß der Investitionsnachfrage, vor allem bis 1870; sie induzierte mehr als die Hälfte der Ersparnisbildung. Erst im späten 19. Jahrhundert spielte sie eine geringere Rolle, dann wurde der sinkende Trend der Kapitalgüterpreise um so bedeutsamer, der in der Periode 1871-97 allein 46 Prozent des Wachstums der Netto-Ersparnisbildung bewirkte. Williamson folgert, daß die US-Wirtschaft keine zunehmende Ungleichheit der Einkommensverteilung benötigte, um wachsen zu können. Allerdings sei Ungleichheit möglicherweise ein unvermeidliches Nebenprodukt modernen Wirtschaftswachstums.

Tabelle 5: Beitrag einzelner Komponenten zum Zuwachs d. Netto-Ersparnis in den USA, (1839-1897)
(in Prozent)

	1839-54	1854-71	1871-97	1839-97
Zuwachs der Netto-Ersparnis	100.00	100.00	100.00	100.00
Ursachen				
1. Induktion durch Technologie/Arbeit	110.00	62.89	67.69	94.18
1.1 Investitionsnachfrage	62.42	50.89	3.08	57.69
1.1.1 wg. Variation d. Arbeitskräftepotentials	22.42	-44.67	122.31	-3.19
1.1.2 wg. Techn. Fortschritt	40.00	95.56	-119.23	60.88
1.2 wg. sinkender Preise d. Kapitalgüter	14.24	17.11	46.15	18.57
1.3 wg. d. Verteilungseffekts	33.33	-5.11	18.46	17.91
2. Residualeinflüsse	-10.00	37.11	32.31	5.82

Quelle: Nach *Williamson, J. G.*, *Inequality*, S. 249; eigene Berechnung

Auch das Wachstum der deutschen Wirtschaft im 19. Jahrhundert ist vornehmlich mit angebotsorientierten Konzepten analysiert worden. So z.B. von Borchardt, dessen Konzept allerdings implizite bleibt. Sein Ergebnis bezüglich der Wachstumsursachen: "Weil der Kapitalbestand (ohne reinen Bodenwert) nach 1850 etwa im Ausmaß der volkswirtschaftlichen Produktion und die Arbeitsmenge weniger schnell als das Sozialprodukt angewachsen sind, kann die Zunahme des Produkts nur zum Teil auf die Vermehrung der an der Erzeugung beteiligten Faktoren zurückgeführt werden. Es bleibt ein Rest."⁴⁰ Schremmer hat diesen Rest gemessen und konnte zeigen, welchen Beitrag der so verstandene Technische Fortschritt (als Catch-All-Größe, die alle in der Produktionsfunktion nicht enthaltenen Wachstumseinflüsse zusammenfaßt) zur Wachstumsrate des Volkseinkommens (Nettosozial-

³⁹ *J.G. Williamson*, *Inequality, Accumulation, and Technological Imbalance: A Growth-Equity Conflict in American History?*, in: *Economic Development and Cultural Change* 27, 1978/79, S. 231-253, hier S. 241.

⁴⁰ *K. Borchardt*, *Wirtschaftliches Wachstum und Wechsellagen 1800-1914*, in: *W. Zorn (Hg.)*, *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 2, Stuttgart 1976, S. 247-255, hier S. 251.

produkt zu Faktorkosten) zwischen 1850 und 1913 geleistet hat.⁴¹ Die folgende Tabelle 6 listet die wichtigsten Wachstumsindikatoren auf:

Tabelle 6: Indikatoren des gesamtwirtschaftlichen Wachstums, Deutschland (1850-1913) (durchschn. Wachstumsraten, in Prozent)

Sektor	Y	A	K	Y/A	Y/K	K/A	TFP	Beitrag TFP zu WR Y
Gesamtwirtsch.	2.6	1.2	2.7	1.4	-0.1	1.5	1.1	42
Gewerbe ¹⁾	3.7	2.1	4.0	1.6	-0.3	1.9	1.4	38
Landwirtschaft	1.5	0.4	1.2	1.1	0.3	0.8	0.8	53
Dienstleistungen ²⁾	2.3	1.2	3.3	1.1	-0.9	2.0	0.6	26

1) Gewerbe abgegrenzt als Handwerk, Industrie, Bergbau, Handel, Banken, Versicherungen, Verkehr ohne Eisenbahn; Schremmer, S. 439f.

2) Sonstige Dienstleistungen inkl. Eisenbahn u. Verteidigung.

Legende: Y = Volkseinkommen, in Preisen v. 1913

Y/K = Kapitalproduktivität

A = Beschäftigte

K/A = Kapitalintensität

K = Kapitalstock, Preisen v. 1913

TFP = Totale Faktorproduktivität = $Y/A \cdot 1/K$

Y/A = Arbeitsproduktivität

Quelle: Schremmer, E.: Technischer Fortschritt, S. 439 f., 457

Man erkennt, daß der Kapitalstock am stärksten im Gewerbe wuchs, dann im Dienstleistungsbereich (beide Sektoren hier sehr eigenwillig abgegrenzt), am schwächsten in der Landwirtschaft. Entsprechend nahm auch die Kapitalintensität der Produktion in den zuerst genannten Sektoren deutlich rascher zu als in der Landwirtschaft. Das erklärt nicht zuletzt die vergleichsweise niedrige durchschnittliche Wachstumsrate der Landwirtschaft, die deutlich hinter der gesamtwirtschaftlichen zurückblieb. Daß von diesem Wachstum relativ viel nicht durch den vermehrten Einsatz von Arbeit und Kapital "erklärt" wird, liegt auf der Hand. Hier ist nicht zuletzt an den in der Produktionsfunktion unberücksichtigten Faktor Boden zu denken, dessen Flächenproduktivität durch verbesserte Düngung, veränderte Anbaumethoden und Fruchtfolgen sowie zahlreiche weitere sozusagen organisatorische Innovationen erheblich gesteigert werden konnte. Umgekehrt war der "Rest" im Dienstleistungsbereich relativ klein, weil hier Arbeits- und Kapitalvermehrung, vor allem die starke Zunahme der Kapitalintensität, das Outputwachstum weitgehend "erklären".

Erwähnt sei folgender vergleichender Befund: Berechnet man aus den bei David angegebenen Variablenwerten für die USA im späten 19. Jahrhundert⁴² den sogenannten "Erklärungsbeitrag" des Residuals zum Wachstum des Outputs, erhält man Größenordnungen von rd. 22 Prozent. Das ist nur die Hälfte des Beitrags, den Schremmer für etwa denselben Zeitraum hinsichtlich Deutschlands berechnet hat (rd. 42 Prozent; s.o. Tab. 6). Es wäre allerdings unsinnig, daraus zu schließen, der Technische Fortschritt sei in den USA im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert geringer gewesen als in Deutschland. Vielmehr dürfte die Differenz wieder vor allem darauf beruhen, daß im deutschen Beispiel der Boden und sein produktiver Beitrag nicht berücksichtigt wurden, während David ihn in sein Modell einbezogen hat. Allein schon deshalb "erklären" die explizite eingeführten Variablen im amerikanischen Beispiel natürlich einen größeren Teil des Outputwachstums. Für die ersten

41 E. Schremmer, Wie groß war der "technische Fortschritt" während der Industriellen Revolution in Deutschland 1850-1913, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 60, 1973, S. 433-458.

42 Vgl. David, Invention and Accumulation, S. 186 u. 196.

Teilperioden der "Grand Traverse" (1834/36-1853/57 u. 1853/57-1869/73) errechnen sich sogar negative Beiträge des Residuals, d.h., die im Modell berücksichtigten Variablen lassen eine größere Wachstumsrate des Outputs erwarten, als tatsächlich realisiert wurde.

Fälle eines sozusagen negativen Technischen Fortschritts kommen in bestimmten Wachstumskonstellationen durchaus häufiger vor, so auch im Wachstum der Industrieländer seit 1973. Maddison gründet seine oben bereits auszugsweise behandelte Wachstumsuntersuchung ebenfalls auf ein neoklassisches Modell. Das wird spätestens sichtbar, wenn er die Totale Faktorproduktivität zu bestimmen sucht.⁴³ Die Voraussetzungen und die theoretischen wie empirischen Probleme dieses Modells sind am Beispiel deutscher Zahlen aus dem 19. Jahrhundert verschiedentlich ausführlich dargelegt worden.⁴⁴ Benutzt man Maddisons Formel und die von ihm für die Periode 1973-1984 geschätzten Gewichte (Faktoreinkommen), erhält man folgende Ergebnisse: Das Residualwachstum war in der Periode 1973-1984 in den betrachteten Ländern, außer in Frankreich, negativ (Durchschnittliche Wachstumsrate des Residuals in Deutschland = - 0.39, in England = - 0.47, in Frankreich = +0.62, in Japan = -1.00, in den Niederlanden = -0.44 und in den USA = -0.05). Abgesehen von Frankreich übertraf demnach zwischen 1973 und 1984 die Summe der Wachstumsraten der mit ihren Einkommensanteilen gewichteten Produktionsfaktoren die Wachstumsrate des Sozialprodukts.

Es müssen negative Einflüsse den Beitrag der Produktionsfaktoren zum gesamtwirtschaftlichen Wachstum ineffektiv gemacht haben, die in der Produktionsfunktion nicht in Erscheinung treten. Hier kommen für die letzten beiden Jahrzehnte nach den Überlegungen und Berechnungen von Maddison vor allem in Betracht: Verringerung der Wochenarbeitszeit pro Beschäftigten, die Verteuerung der Energie und die gewachsene Kriminalität.⁴⁵ Nachdem Maddison insgesamt neun solcher zusätzlichen Einflüsse auf das Wachstum eingeführt hat (von den Effekten des sektoralen Strukturwandels, des Außenhandels und der Veränderung der Unternehmens- bzw. der Marktgrößen bis zu einem sogenannten Catch-Up-Bonus für das Aufholen gegenüber den USA), reduzierte sich das "unerklärte" Wachstum in den 3 Perioden seit 1913 auf teilweise sehr geringe Werte. Die vom Zustandekommen her relativ willkürlich und zufällig wirkenden, durch fortgesetztes "squeezing of the residual" erzeugten Werte für das "erklärte" Wachstum enthält Tabelle 7.

Tabelle 7: Anteil verschiedener Komponenten am Wachstum des Bruttoinlandsprodukts ("erklärtes Wachstum"), Teilperioden (1913-1984) (in Prozent)

	1913-1950	1950-1973	1973-1984
Deutschland	75	72	59
England	71	65	54
Frankreich	55	65	75
Japan	94	93	99
Niederlande	83	77	71
USA	71	78	100

Quelle: Tabelle 2 u. Maddison, A., Growth, S. 659; eigene Berechnung

⁴³ Vgl. Maddison, Growth and Slowdown, S. 658.

⁴⁴ Hesse/Gahlen, Das Wachstum; Schremmer: Der "technische Fortschritt".

⁴⁵ Vgl. Maddison, Growth and Slowdown, S. 666-676 u. Tab. 20, S. 679.

Es ist offensichtlich, daß auf diese Weise die Grenzen einer "nur" historisch-beschreibenden Wachstumsforschung, von der manche Historiker glauben, daß es sie geben könne, längst überschritten worden sind: Es gibt Beschreibungen des gesamtwirtschaftlichen Wachstums notwendigerweise nur als auf einem Konzept basierende, quantitative Forschung. Die relativ unklaren Grenzen zu einer äußerst voraussetzungsreichen Analyse werden leicht und beinahe in der Regel überschritten, wie vor allem das letzte Beispiel zeigt. Naive historische Wachstumsforschung ist nicht möglich, auch wenn das benutzte Konzept oft nicht ausdrücklich dargelegt wird.

2. Nachfrageorientierte Ansätze

Das Konzept der Koppelungseffekte ist in einigen Wachstumsstudien aus Deutschland benutzt worden. Verschiedentlich wurden z.B. die "Backward Linkages" (Rückwärts-Koppelungseffekte) des Investitionswachstums bestimmter Branchen erfolgreich gemessen und das Geflecht der wechselseitigen Nachfragebeziehungen konkretisiert. Dabei konnte einerseits die längerfristige durchschnittliche Stärke der Linkages bestimmt werden, andererseits deren historisches Timing. Diese Informationen leisteten wichtige Beiträge zur nachfrageorientierten Erklärung konkreter Wachstumsverläufe, z.B. des Ausbaus der deutschen Eisenbahnen und der davon ausgehenden Impulse für das Wachstum einzelner Branchen (eisenschaffende und -verarbeitende Industrie, Steinkohlenbergbau, Bankwesen) und der Gesamtwirtschaft.⁴⁶

Allerdings ist in anderen Studien der Hypothese eine klare Absage erteilt worden, daß von der Nachfrageseite anhaltende, bedeutsame Wachstumsimpulse ausgegangen sein können - zumindest unter den Bedingungen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts. Viel wichtiger sei immer die Angebotsseite gewesen, ganz im Sinne der neoklassischen Grundüberzeugung, daß die Nachfrage primär für kurz- und mittelfristige Auslastungsschwankungen des Produktionspotentials verantwortlich sei. Auf lange Sicht entscheidend war, daß mit den oft relativ autonomen Investitionsentscheidungen die Determinanten des "wann", "wo" und "wie schnell" geschaffen wurden. Die Kapazitätseffekte der Investitionen, die ständig in hohem Maße technische Innovationen verkörperten, ließen vor allem das Potential wachsen und bewirkten zudem Kostensenkungen sowie selbst bei steigender Nachfrage langfristig sinkende Absatzpreise. Im Gegenteil: Die Nachfrage wurde durch die sinkenden Preise überhaupt erst stimuliert.⁴⁷ Das entspricht in der Grundaussage dem oben dargestellten Befund von David und Williamson bezüglich der Gründe für das des US-Wachstums im 19. Jahrhundert.

46 C.-L. Holtfrenrich, Quantitative Wirtschaftsgeschichte des Ruhrkohlenbergbaus im 19. Jahrhundert, Dortmund 1973, S. 149-168; R. Fremdling, Eisenbahnen und deutsches Wirtschaftswachstum 1840-1879, Dortmund 1985, S. 86-165; J. Krengel, Zur Berechnung von Wachstumswirkungen konjunkturell bedingter Nachfrageschwankungen nachgelagerter Industrien auf die Produktionsentwicklung der deutschen Roheisenindustrie während der Jahre 1871-1882, in: W.H. Schröder/R. Spree (Hg.), Historische Konjunkturforschung, Stuttgart 1981, S. 186-207; R. Spree, Die Wachstumszyklen der deutschen Wirtschaft von 1840 bis 1880, Berlin 1977, S. 278-316.

47 J. Mokyr, Demand vs. Supply in the Industrial Revolution, in: ders. (Hg.), The Economics of the Industrial Revolution, Totowa, N. J., 1985, S. 97-118, hier S. 102 ff.

3. Der Property-Rights-Ansatz

Die bekannteste Anwendung des Property-Rights-Ansatzes in der historischen Wachstumsforschung stammt von Douglass North. Er will folgende Entwicklungstendenzen in Westeuropa (konkret: in Spanien, Frankreich, den Niederlanden und England) während der frühen Neuzeit erklären:⁴⁸ Während des 15. Jahrhunderts begann ein neuer malthusianischer Zyklus; die Bevölkerung wuchs in Westeuropa, bis wieder allgemein unter den Bedingungen sinkender Grenzerträge produziert wurde. Ökonomische Krisenerscheinungen traten jedoch sehr unregelmäßig auf. Einige Regionen und Nationen erwiesen sich als fähig, das Wirtschaftswachstum dem Bevölkerungszuwachs anzupassen, während andere einen wirtschaftlichen Rückgang erlebten. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts gab es Gewinner wie die Niederlande und England, stagnierende Länder wie Frankreich und klare Verlierer, zu denen Spanien, Italien und Deutschland gehörten. Einige Länder hatten es also geschafft, den eisernen Klauen der malthusianischen Falle zu entgehen, die darin besteht, daß das Bevölkerungswachstum deutlich und anhaltend die Grenze des Nahrungsspielraums überschreitet, während andere Länder dies nicht vermochten.

Die erklärende Argumentation ist klar und einfach aufgebaut: Die Wachstumsdifferenzen beruhen primär auf einer abweichenden Ausgestaltung der Property Rights in den vier Ländern. In den Niederlanden und in England wurden die Property Rights so transformiert, daß es den Wirtschaftssubjekten gelang, die mit der globalen Marktausweitung verbundenen Profit Chancen zu nutzen. Die Property Rights erwiesen sich als wachstumsfördernd. In Frankreich und noch mehr in Spanien wurden dagegen die Property Rights restriktiv gestaltet, d.h., private Wirtschaftsaktivität, besonders Innovationstätigkeit, wurde durch die institutionellen Strukturen nicht gefördert, sondern behindert. Beide Länder fielen infolgedessen im Kampf um Märkte und Profite immer weiter zurück.

Diese pauschale Erklärung wird in einer detaillierten Untersuchung zweier Komplexe differenziert. Ein Komplex ist die Transformation der Property Rights, konkretisiert anhand des Steuersystems. Daran schließt sich eine Untersuchung des sogenannten Transaktionssektors an, der durch die Property Rights strukturiert wird und empirisch als die entscheidende Quelle des differentiellen Wachstums der vier Länder erscheint.⁴⁹

Das Ergebnis des Vier-Länder-Vergleichs: "In Frankreich und Spanien traf (im 17. Jahrhundert, R.S.) eine wachsende Bevölkerung auf restriktive Property Rights, die eine effiziente Anpassung an die sich ändernden Faktorproportionen verhinderten; in England und in den Niederlanden war das Gegenteil der Fall. In England bedeutete eine wachsende Bevölkerung die Wiederbelebung von Handel und Gewerbe. Institutionelle Arrangements entstanden, die den Wirtschaftserfolg förderten. Sie senkten die Kosten, sich bei wirtschaftlichen Transaktionen des Marktes zu bedienen. Das war die wichtigste Quelle für Produktivitätsgewinne während dieser Periode. Im Zuge des Wachstums der Märkte wurden

⁴⁸ D.C. North/R.P. Thomas, *The Rise of the Western World. A New Economic History*, Cambridge 1973, S. 102 f.

⁴⁹ Der Transaktionssektor umfaßt alle Aktivitäten, die mit dem Austausch von Waren, die durch Qualität, Menge und Preis eindeutig gekennzeichnet erscheinen, verbunden sind. Dabei entstehen regelmäßig folgende Kostenarten: Kosten der Information und Kommunikation; der Verhandlung; der Findung, Durchsetzung, Überwachung und Sanktionierung von Entscheidungen; des Transfers von Rechten. Besonders ins Gewicht fielen in der Frühen Neuzeit die Transportkosten. Vgl. im übrigen D.C. North, *Structure and Change in Economic History*, New York u. London 1981, S. 141-157.

Innovationen in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft von den Engländern adaptiert, die die Niederländer schon Jahrzehnte früher entwickelt hatten. Die Senkung der Transaktionskosten, die auf der Etablierung individualisierter Property Rights und des Wettbewerbs in Handel und Gewerbe beruht, war der Grund dafür, daß England der malthusianischen Krise (wie die Niederlande, R.S.) entging, während Frankreich und Spanien diese im 17. Jahrhundert erlitten.⁵⁰

Ein weiteres Erklärungsmoment ist die Entwicklung des Transaktionssektors, vor allem: der Transaktionskosten. Die These ist, daß sich die Quelle des differentiellen Wirtschaftswachstums in Westeuropa während der frühen Neuzeit im Transaktionssektor befand. Reed gibt dafür folgende Begründung: 1. Die Technologie war während dieser Periode, besonders während des 17. Jahrhunderts, relativ konstant. 2. Unter dieser Voraussetzung verlangt Wirtschaftswachstum pro Kopf bei gleichzeitigem Bevölkerungswachstum die Realisierung von Economies of Scale. 3. Skaleneffekte waren primär im Transaktionssektor der betrachteten Volkswirtschaften angelegt. 4. England und die Niederlande besaßen institutionelle Strukturen, die es erlaubten, Bevölkerungswachstum mit wachsenden Märkten zu beantworten. Das ermöglichte es ihnen, im Transaktionssektor Economies of Scale zu realisieren.⁵¹

Die Belege sind (stets bezogen auf das 17. Jahrhundert): beachtliches Wachstum von Städten und zentralen Märkten in den Niederlanden und England. Das verstärkte die regionale Differenzierung der Faktor-Proportionen, hob somit den Austauschbedarf, senkte aber zugleich die Transaktionskosten z.B. in Form der Informations- und Transportkosten. Ebenso machte dies Wachstum der Märkte Investitionen in Änderungen von "Property Rights" und deren Durchsetzung lohnend. Bei den genannten Beispielen für Innovationen im Bereich der "Property Rights", die zur Senkung von Transaktionskosten beitrugen, handelte es sich überwiegend um Instrumente, die schon früher andernorts eingeführt worden waren, besonders in den oberitalienischen und oberdeutschen Handelsstädten, die aber in den Niederlanden zu großer Reife und Effizienz entwickelt und später von England adaptiert wurden.

Die Kostensenkungseffekte wurden typischerweise auf Branchenniveau realisiert, nicht auf dem der einzelnen Firma, d.h., es fand kein nennenswertes Unternehmenswachstum statt, vielmehr nahm die Zahl kleinerer Firmen stark zu. Damit hängt zusammen, daß nicht der viel zitierte überseeische Handel zum Motor der Entwicklung wurde, sondern der Binnenhandel. Diese Argumentation impliziert insofern ein starkes Wachstum der Binnenmärkte in Europa, vor allem in den Niederlanden und England. Ebenfalls implizit ist der Beweisführung, daß Frankreich und Spanien diese Veränderungen im Transaktionssektor in geringerem Umfang erlebten. Zu schwaches Marktwachstum, bedingt durch die Ausgestaltung der "Property Rights", hinderte die Wirtschaftssubjekte daran, die im Transaktionssektor angelegten Skaleneffekte mit gesamtwirtschaftlicher Wirkung zu realisieren.

50 North, Structure and Change, S. 157.

51 C. Reed, Transactions Costs and Differential Growth in the Seventeenth Century Western Europe, in: Journal of Economic History 33, 1973, S. 177-190, hier S. 178.

V. Probleme

Die empirisch-historische Wachstumsforschung sieht sich einer ganzen Reihe offener Fragen und ungelöster Probleme gegenüber. Diese betreffen einerseits das Angebot von historisch sinnvoll erscheinenden Theorien und deren Operationalisierbarkeit, andererseits die Angemessenheit bestimmter Untersuchungsmethoden und schließlich die Frage der Verfügbarkeit von Quellen und einschlägigen Daten. Im folgenden sollen ausschließlich einige Theorieprobleme kurz angerissen werden.

Einen Komplex von Problemen birgt der in der Wachstumsforschung übliche und fast notwendige Rückgriff auf das Konzept der VGR. Es ist behauptet worden, dies Konzept sei inzwischen für jeden Wirtschaftswissenschaftler so selbstverständlich geworden, daß er die Kritik zwar kenne, sie jedoch ignoriere und das volkswirtschaftliche "Geschehen nur mehr in Begriffen der herrschenden VGR denkt".⁵² Als gravierend muß z.B. der Mangel der VGR gelten, daß sie ausschließlich Leistungen berücksichtigt, die entgeltlich, also über Märkte erbracht werden. Nicht erfaßt werden z.B. Leistungen der Haushalte ("Hausfrauenarbeit", Do-it-yourself, Nachbarschaftshilfe), geschenkte Güter und Leistungen, Selbstverbrauch (in der Landwirtschaft). Ein großes Problem besteht darin, daß der Gebrauch und vor allem Mißbrauch von scheinbar kostenlosen Umweltressourcen (Luft, Wasser, Boden) nicht vom Sozialprodukt abgesetzt werden. Schließlich gibt es eine Fülle von Meß- und Bewertungsproblemen bei der tatsächlichen Ermittlung des Sozialprodukts, z.B. bei der Erfassung der Staatsleistungen oder bei der Gewichtung von Qualitätsänderungen von Produkten. Holtfreich betont deshalb, daß die Wachstumsmessung mit allen Problemen der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung behaftet sei, "insbesondere hinsichtlich des definitorischen Umfangs des Sozialprodukts, der Zuordnung wirtschaftlicher Aktivitäten zu Vorleistungen oder Endprodukten und der Bewertung der einzelnen Leistungen zwecks Aggregation zur Gesamtgröße."⁵³ Spezielle Probleme treten natürlich bei historischen Gesamtrechnungen auf, da zu den begrifflich-konzeptuellen Problemen noch diejenigen hinzukommen, die aus der lückenhaften Quellenlage und aus Datenmängeln resultieren und die um so größer werden, je weiter man in der Geschichte zurückgeht.⁵⁴

Ein anderes Problem stellt der Rückgriff auf die Wachstumstheorie dar, von der Empiriker häufig meinen, daß sie für die empirische und damit auch für die historische Forschung fast keine Bedeutung habe, "da diese meist an Gleichgewichtszuständen orientierten und auf

52 U.-P. Reich u.a., Arbeit-Konsum-Rechnung. Axiomatische Kritik und Erweiterung der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, Köln 1977, S. 19. Die Autoren bieten einen guten Überblick über die neuere Diskussion und die analytische Begrenztheit der VGR.

53 C.-L. Holtfreich, Wachstum. I: Wachstum der Volkswirtschaften, in: Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft 8, 1980, S. 413.

54 Zu den Problemen der VGR in der wirtschaftshistorischen Anwendung, besonders auch mit Bezug auf die Schätzungen von Hoffmann u.a., vor allem C.-L. Holtfreich, The Growth of Net Domestic Product in Germany 1850-1913, in: R. Fremdling/P.K. O'Brien (Hg.), Productivity in the Economies of Europe. Stuttgart 1983, S. 124-132; E. Schremmer, Die Badische Gewerbesteuer und die Kapitalbildung in gewerblichen Anlagen und Vorräten in Baden und Deutschland, 1815 bis 1913, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 74, 1987, S. 18-61; R. Fremdling, German National Accounts for the 19th and Early 20th Century. A Critical Assessment, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 75, 1988, S. 339-357.

wenige endogene Variablen beschränkten Ansätze weder zur Beschreibung noch zur eigentlichen Erklärung des Wachstumsprozesses entscheidend haben beitragen können."⁵⁵

Diese Auffassung vom beschränkten Stellenwert der Wachstumstheorie ist zu apodiktisch. Wie Lucas kürzlich konstatierte, ist es nicht die Aufgabe der Theorie, das Offensichtliche zu katalogisieren, sondern eine Anleitung zu bieten, um quantitativ bedeutsame Effekte von solchen zu unterscheiden, die ignoriert werden dürfen.⁵⁶ Und Blanchard und Fischer haben noch klarer herausgestellt, warum der Verweis auf empirisch nicht beobachtbare Grundannahmen in einem Modell keineswegs dessen Irrelevanz beweise:⁵⁷ Das unabhängige, seinen Erfolg optimierende Wirtschaftssubjekt, das innerhalb funktionierender Konkurrenzmärkte agiert, sei z. B. sicher eine unrealistische Modellannahme. In der Realität habe man es zweifellos häufiger mit unvollkommenen Märkten und mangelhafter Konkurrenz, mit eingeschränkter Rationalität der Wirtschaftssubjekte und mit wechselseitig abhängigen Nutzenfunktionen zu tun. Aber es sei eine fruchtbare Forschungsstrategie, solche Abweichungen vom Grundmodell nachträglich einzuführen, dann deren Auswirkungen auf die zuvor herausgearbeiteten Modelleinstellungen zu untersuchen und auf diese Weise verständlich zu machen. Ob allerdings Wirtschaftshistoriker, die theoriegeleitete Forschung betreiben, zugleich in dieser Weise Theoriekritik leisten können und an der Weiterentwicklung von Theorien arbeiten wollen, ist fraglich, allein schon aus pragmatischen Gründen bzw. solchen der Zeitökonomie.

Zu den herausragenden Anwendern neoklassischer Theorie in der historischen Wachstumsforschung gehört Paul A. David. Seine wissenschaftstheoretische Sensibilität läßt es geboten erscheinen, seinen Umgang mit einigen Problemen der Theorieverwendung zu skizzieren. David ist sich bewußt, daß die neoklassische Theorie zahlreiche Fiktionen enthält. Ihre empirische Umsetzung macht einige heroische Annahmen notwendig. Die tatsächlich im 19. Jahrhundert gegebene Unvollkommenheit der Märkte, der zunächst noch geringe Grad der Marktintegration, die mangelnden Kenntnisse der Historiker bezüglich zentraler ökonomischer Teilprozesse, wie Kommerzialisierung der Landwirtschaft, Urbanisierung und Industrialisierung, müssen ignoriert werden. Das rechtfertigende Motto entlehnt David Voltaire: "History is a fable agreed upon".⁵⁸ Andererseits stellt die neoklassische Theorie nützliche Instrumente zur Verfügung, z.B. die Produktionsfunktion, mit Hilfe derer sich instruktive Parabeln von wichtigen und sonst oft zu wenig bedachten Aspekten historischer Wachstumsverläufe rekonstruieren lassen. Man dürfe jedoch die Funktion nicht reifizieren, sie habe keine Eigenexistenz. Ihre Anwendung produziere stilisierte Fakten. Diese könnten allerdings mit realen Prozessen korrespondieren, zumindest ein sinnvolles Bild ihrer Auswirkungen darstellen.⁵⁹

Auch der Rückgriff auf die derzeit so heiß diskutierten Ansätze der "Neuen Wachstumstheorie" löst keineswegs alle Theorieprobleme. Beispielsweise hat Metz verdeutlicht, "daß es offensichtlich nicht möglich ist, die Frage nach der stochastischen oder deterministischen Eigenschaft der langfristigen Entwicklung allein aus der Struktur der Prozeßrealisation

55 B. Rohwer, *Konjunktur und Wachstum*, S. 14.

56 Vgl. R.E. Lucas Jr., *On the Mechanics*, S. 13

57 O.J. Blanchard/S. Fischer, *Lectures on Macroeconomics*, Cambridge, Mass., 1989, S. 27.

58 David, *Invention and Accumulation*, S. 180.

59 ebenda, S. 181 f.

abzuleiten, ohne dabei durch substanzwissenschaftliche Hypothesen Vorentscheidungen zu treffen, die das Testergebnis entscheidend beeinflussen.⁶⁰ Das bedeutet aber nichts anderes, als daß die entscheidende Vorgabe der Modelle in der Tradition der "Neuen Wachstumstheorie", der gesamtwirtschaftliche Produktionsprozeß habe eine stochastische Struktur, empirisch (bisher) nicht überprüfbar ist. Sie bleibt eine Setzung, die man akzeptieren, aber auch ablehnen kann. Man müßte sich von der ästhetischen oder formalen Eleganz der neuen Modelle überzeugen lassen, um sie deshalb der historischen Forschung zugrunde zu legen. Zweifellos eine unbefriedigende Situation.

Zu einem skeptischen Urteil kommt ebenfalls Crafts in seiner Auseinandersetzung mit diesen Theorien. Er meint, die These der "Neuen Wachstumstheorie" könne empirisch kaum belegt werden, daß - entgegen der "orthodoxen" Auffassung - nicht die Anlageinvestitionen die wesentliche Determinante der Wachstumsraten des Sozialprodukts seien.⁶¹ Zudem könne die "Neue Wachstumstheorie" Differenzen in den Wachstumsraten verschiedener Volkswirtschaften nicht gut erklären. Sie vernachlässige vor allem zu stark institutionelle Bedingungen und Veränderungen und deren gesamtwirtschaftliche Auswirkungen. In dieser Hinsicht könne sie von Wachstumsstudien in der Perspektive der Entwicklungstheorie und nicht zuletzt auch von seiten der Wirtschaftsgeschichte lernen.⁶² Bei aller Unsicherheit, die hinsichtlich der Auswahl der "richtigen" Theorie für den Anwender besteht, insofern doch ein optimistischer Ausblick - jedenfalls aus der Perspektive des Wirtschaftshistorikers!

Schließlich gilt bisher auch die Ausgestaltung und die historische Umsetzung des Property-Rights-Ansatzes als problematisch. Grundlegend hier die schon in der Frühphase der Rezeption dieses Ansatzes formulierte Kritik von Borchardt, der allerdings die mit dem Ansatz verbundene Rückbesinnung der Wirtschaftstheorie auf die Bedeutung von Institutionen und institutionellem Wandel positiv bewertet. Damit eröffneten sich neue Chancen der Kooperation zwischen Theorie und Wirtschaftsgeschichte.⁶³ Vor allem die wirtschaftspolitischen Implikationen des Ansatzes hat neuerdings Wischermann kritisch herausgestellt.⁶⁴ Dieser hat jedoch eine Potenz, die noch nicht ausgeschöpft worden zu sein scheint. Bisher wurde zu oft der Versuch gemacht, mit Hilfe des Property-Rights-Ansatzes gesamtwirtschaftliche Wachstumsprozesse zu erklären. Auf diesem Komplexitätsniveau allerdings wird der Ansatz meist nur noch sehr aufgeweicht, mehr metaphorisch als instrumentell, gehandhabt. Wahrscheinlich würde er erheblich größere Überzeugungskraft beweisen, wenn man ihn relativ konkret in bezug auf den Wandel bestimmter, genau abgegrenzter Institutionen einsetzte (Börsen, bestimmte Rechtstitel, kaufmännische Instrumente etc.) und dabei seine Prämissen strikt beachtete. Fraglich ist allerdings, ob der Ansatz nicht eher in den Bereich der Entwicklungstheorien gehört.

⁶⁰ Metz, Über die stochastische Struktur, S. 193.

⁶¹ Vgl. N. Crafts, Productivity Growth Reconsidered, in: Economic Policy 15, 1992, S. 387-414, hier S. 394.

⁶² Vgl. Crafts, Productivity Growth, S. 414.

⁶³ Vgl. Borchardt, Der "Property-Rights-Ansatz"; neuerdings auch R. Spree, Spezialist für Komplexität - Knut Borchardt im Gespräch, in: ifo Studien 38, 1992, S. 107-131, hier S. 125 ff.

⁶⁴ Vgl. Wischermann, Der Property-Rights-Ansatz, S. 256 ff.

Einige Bemerkungen zur theoretischen Basis der Wirtschafts- geschichte

Von Richard Tilly (Münster)

Wirtschaftsgeschichte als wissenschaftliche Disziplin ist in Deutschland kaum älter als einhundert Jahre. Sie entspringt den zwei Wurzeln der Wirtschaftswissenschaft und der Geschichtswissenschaft, deren unterschiedliche methodologische Orientierung bis heute ihr Erscheinungsbild beeinflussen.¹ Einerseits finden sich hermeneutisch-deskriptive Arbeiten, die den Vorstellungen klassischer Geschichtsschreibung sehr nahe kommen, während andererseits analytisch-explikative Untersuchungen auffindbar sind, die ihre Nähe zur Ökonometrie nicht verleugnen können. Im Spannungsverhältnis derartig weit auseinanderliegender wissenschaftlicher Positionen muß sich das Fach behaupten und bewähren und kann, so ist unsere Hoffnung, besondere Anregungen daraus schöpfen.²

Im Folgenden sollen einige Gedanken zur Entstehung und Entwicklung des Faches aus der Perspektive der Wirtschaftswissenschaften angeführt werden. Es zeigt sich dabei, daß die Disziplin im 19. und 20. Jahrhundert als ein Mischprodukt historiographischer und analytischer Anliegen und Impulse entsteht und eine Reihe nationaler Eigenarten zu beobachten sind. Diese wirken bis in die Gegenwart fort und erklären zumindest zum Teil, warum einige neuere Entwicklungen des Faches bislang weitgehend auf die angelsächsischen Länder begrenzt blieben und in Deutschland nur schwer Fuß fassen konnten, obgleich sich die Leistungsfähigkeit der neuen Ansätze, so meine Ausführungen im weiteren, zweifelsfrei erwiesen hat. Dies gilt unbeschadet der Tatsache, daß in Ansätzen nicht alle Vorteile konkurrierender Vorgehensweisen, seien es traditionell historiographische³ oder solche sozialwissenschaftlicher Orientierung⁴ inkorporiert sind.

I. Zur Entstehung und Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert

Es macht einigen Sinn, mit der Wirtschaftsgeschichtsschreibung von Adam Smith zu beginnen, denn sein Werk gilt nicht nur als Ursprung der modernen Ökonomie, sondern in diesem Werk wird die Analyse ökonomischer Relationen mit einer langfristigen historischen Perspektive kombiniert.⁵ Es ist nicht nur das Hauptanliegen des Werkes von Adam Smith, eine Deutung der

-
- 1 Zu einem früheren Versuch, dieses Spannungsverhältnis bei der Deutung der Entwicklung der Disziplin zu verwenden, vgl. R. Tilly, *Wirtschaftsgeschichte und Ökonomie: Zur Problematik der Interdisziplinarität*, in: *Jahrbuch für neue Politische Ökonomie* 7, 1988, S. 248-65.
 - 2 W.G. Hoffmann, *Ökonomie und Wirtschaftsgeschichte*; vgl. L. Beutin/H. Kellenbenz, *Wirtschaftsgeschichte*, Köln 1973, bes. S. 123 ff. Auch W.A. Boelcke, *Einführung in die Wirtschaftsgeschichte*, Darmstadt 1987.
 - 3 Vgl. auch hier Beutin/Kellenbenz, *Wirtschaftsgeschichte*; auch Zorn/Aubin (Hg.), *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Stuttgart 1971, 1976, Bd. 1, S. 1-10, Bd. 2, S. 1-8.
 - 4 Vgl. z.B. H.-U. Wehler (Hg.), *Geschichte und Soziologie*, Köln 1972; J. Kocka, *Sozialgeschichte*, Göttingen 1977.
 - 5 Das "Werk" umfaßt außer den *Wealth of Nations* (WN) die *Theory of Moral Sentiments*, *Lectures on Jurisprudence* und *Lectures on Rhetoric and Belles Lettres*. Von besonderem Wert für die hier gemachten Ausführungen waren die von A. Skinner und T. Wilson herausgegebene *Essays on Adam Smith*, Oxford 1975. Vgl. auch J. Kuczynski, *Zur Geschichte der Wirtschaftsgeschichtsschreibung*, Berlin 1978, S. 75.

langfristigen Entwicklung des "Wohlstandes der Nationen" – im Grunde also ein wirtschaftshistorisches Thema – vorzunehmen, sondern Smith verwendet in seiner Analyse explizit ein historisches Instrument, nämlich eine Stufentheorie.⁶ Eine klare Trennung zwischen Ökonomie und Geschichte läßt sich daher bei Smith nicht finden, vielmehr bildete die historische Perspektive einen integralen Teil ökonomischer Analyse.

Zur Charakterisierung der Anfang des 19. Jahrhunderts dominant werdenden "klassischen Schule" der politischen Ökonomie gilt dieses Urteil nicht mehr unbestritten. David Ricardo, z.B., stellt die Logik ökonomischer Relationen in den Mittelpunkt seiner Argumentation und billigt historischen Argumenten nur eine Nebenrolle zu. Als Gegenstand seiner Betrachtungen erscheint die britische Wirtschaft des frühen 19. Jahrhunderts, insbesondere der Verteilungskampf zwischen den konkurrierenden Grundbesitzern, den kapitalistischen Unternehmern und den Arbeitern. Sein Hauptinteresse richtet sich noch *nicht* auf die Möglichkeiten einer Industrialisierung in Großbritannien.⁷

Die Reaktionen der zeitgenössischen Theoretiker auf die beginnende Industrialisierung waren jedoch wichtig: Zum einen eine radikale, sozialkritische Richtung, beginnend mit dem Frühsozialismus bis hin zu Karl Marx, welche letztlich das Gedankengut der Klassiker unter der besonderen Berücksichtigung der sozialen Konsequenzen der Industrialisierung in den historischen Kontext setzte. Zum anderen eine konservative, besonders in Deutschland fußfassende Richtung, welche sich bei Adam Müller, Friedrich List und schließlich dem Gründer der sog. "Älteren Historischen Schule" der deutschen Nationalökonomie entfaltete und die wirtschaftspolitischen Vorstellungen der Klassiker heftig kritisierte.⁸ Während bei Marx die sozialen Mißstände der Frühindustrialisierung in Westeuropa und vor allem in Großbritannien positivistisch, als Hebel des gesellschaftlichen Fortschritts interpretiert wurden, sahen die Vertreter der Historischen Schule diese als Auswüchse einer liberalen Marktwirtschaftsordnung an, die es durch staatliche Interventionen zu zügeln und steuern galt.⁹

Die Theorie-Aussagen der Klassiker und der Gegensatz zum Marxschen Gedankengut wurde seit den 1870er Jahren von den Vertretern der "Jüngeren Historischen Schule" der deutschen Nationalökonomie noch stärker akzentuiert, zweifellos beeinflußt durch das Aufkommen einer sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland während dieser Jahre. Die Vertreter dieser Schule verlangten die Anerkennung der "Notwendigkeit einer geschichtlichen Betrachtungs-

6 Vgl. hierzu *Duncan Forbes*, Skeptical Whiggism, Commerce and Liberty, in: *Skinner/Wilson*, Essays, S.197 ff.; auch *A. Skinner*, Adam Smith: An Economic Interpretation of History, von *A.W. Coast*, Adam Smith and the Mercantile System, beide in: *Skinner/Wilson* (Hg.), Essays und von *R. Meek*, Smith, Turgot and the "Four Stages Theory", in: *History of Political Economy*, Bd. 3 (1971). Allerdings wird bei Smith die Wirtschaftsgeschichte zur Stützung seiner theoretischen Argumentation recht selektiv herangezogen und nicht als Quelle positiver Erkenntnis untersucht und gewertet. Die Vergangenheit wird von Smith als unterentwickelte Version der damaligen Gegenwart mit Hilfe eines Entwicklungsmodells analysiert, dabei Hemmnisse und Triebkräfte des Fortschritts identifiziert. Dafür hat Smith den Vorwurf geerntet, ein früher Vertreter einer "Whig Interpretation britischer Geschichte" gewesen zu sein.

7 Vgl. *W.C. Mitchell*, Types of Economic Theory, New York 1967, S. 261 ff., bes. S. 334 f. auch *J.A. Schumpeter*, A History of Economic Analysis, London 1954, S. 469 ff. und bes. S. 472.

8 *Schumpeter*, History, S. 442, 478-80, 504-10, 590 f., 625 ff.; *G. Eisermann*, Die Grundlage des Historismus in der deutschen Nationalökonomie, Stuttgart 1956.

9 *E. Nolte*, Marxismus und Industrielle Revolution, Stuttgart 1983 (für Marx u. die Frühsozialisten); *H. Winkel*, Der Umschwung der wirtschaftswissenschaftlichen Auffassungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: *H. Coing/W. Wilhelm* (Hg.), Wissenschaft und Kodifikation des Privatrechts im 19. Jahrhundert, Bd. 4 (Eigentum u. industrielle Entwicklung. Wettbewerbsordnung und Wettbewerbsrecht), Frankfurt a. M. 1979

weise der wirtschaftlichen Erscheinungen ... Als Teiläußerung des nationalen Lebens sollten die wirtschaftlichen Zusammenhänge dann wieder in die staatliche Ordnung eingegliedert werden, aus der sie die klassisch-liberale Lehre gemäß ihrer Grundanschauung von der Wirtschaft als einer eigenen staatsfreien Sphäre herausgelöst hatte".¹⁰

In gewisser Weise war dies die Geburtsstunde einer gesonderten wissenschaftlichen Disziplin der Wirtschaftsgeschichte, wobei drei Aspekte dieses Entstehungszusammenhanges besonders betont werden müssen. Erstens, die starken normativen Wurzeln der Disziplin und ihre besondere Ausrichtung an den Gedankengängen der "Historischen Schule". Es ging darum, brennende Zeitprobleme einer praktischen Lösung näherzubringen, vor allem die "Soziale Frage" zu entschärfen und dabei zugleich die Marxsche Prognose einer umfassenden gesellschaftlichen Polarisierung zu widerlegen, z.B. durch den Nachweis effektiver Staatsinterventionen.¹¹ Zweitens ist ein mangelndes Interesse an Theoriebildung zu konstatieren, zumindest an der herrschenden Wirtschaftstheorie, die sich mit den Funktionen der Marktwirtschaft befaßte. Die von Schmoller u.a. geforderte Bewältigung von Massen an Informationen über soziale, rechtliche und ökonomische Institutionen schloß eine intensive Reflexion über die Konsistenz und Stringenz ökonomischer Argumentation – Kernstoff der Wirtschaftstheorie – weitgehend aus. Dagegen hat sich ein starkes Interesse an metaökonomischen Theorien, wie z.B. über die Entstehung und das Wesen des Kapitalismus, unter deutschen Ökonomen besonders entfalten können.¹² Drittens – gleichsam als Umkehrung der Theoriefeindlichkeit der Historischen Schule, dominiert ein starkes Vertrauen in die historische Methode des Faktensammelns und der Quellenkunde als Basis der Gewinnung neuer und wirtschaftspolitisch relevanter empirischer Erkenntnisse. Vermutlich hing diese Einstellung mit dem hohen sozialen Prestige der damaligen deutschen Geschichtswissenschaft zusammen, denn als Quelle empirischer Kenntnisse auch über die Gegenwart war sie noch nicht der Konkurrenz der noch in der Entstehung begriffenen sog. systematischen Sozialwissenschaften ausgesetzt.¹³

Die deutsche Historische Schule hat auch international über die deutschen Grenzen hinaus gewirkt und somit indirekt zur Entwicklung der Disziplin Wirtschaftsgeschichte in anderen Ländern beigetragen. In Großbritannien und den USA z.B. verfügten wichtige Ökonomen über direkte Kontakte zur deutschen Historischen Schule und haben sogar bewußte Versuche un-

10 Winkel, ebda., S. 12.

11 Hier ist u.a. auf die Arbeiten Schmollers und anderer Vertreter der Schule im "Verein für Sozialpolitik" sowie deren zahlreiche Publikationen zu Zeitfragen und verwandten historischen Themen hinzuweisen. Vgl. hierzu *F.C. Lane*, Some Heirs of Gustav Schmoller, in: Festschrift für A.P. Usher. Architects and Craftsmen in History, Tübingen 1956, S. 9 ff. Auch *G. Schmoller*, Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiet der Staats- und Sozialwissenschaften und die heutige Volkswirtschaftslehre, in: Schmollers Jahrbuch, Bd. 21 (1897). Vgl. auch *D. Lindenlaub*, Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik, I, Beihefte 52/53 der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Wiesbaden 1967, S. 105.

12 *Lindenlaub*, Richtungskämpfe, S. 96 ff. und 291 ff. Die "Ältere Historische Schule" (Knies, Hildebrand, Roscher) hatte durchaus Lehrsätze der klassischen Politischen Ökonomie über marktwirtschaftliche Relationen qua Teilprobleme akzeptiert und rezeptiert, darüber hinaus auch Stufentheorien vorgelegt. Vgl. *Eisermann*, Grundlage, S. 159 ff. Für Schmoller dagegen scheint der Augenblick einer problemadäquaten Wirtschaftstheorie noch nicht gekommen zu sein. Interessanterweise scheinen aber weder Schmoller noch andere Vertreter der Schule eine "echte" historische Theorie der Wirtschaft, bei der Zeit eine asymmetrische Rolle spielte, entwickelt zu haben. Vgl. hierzu *K. Dopfer*, How Historical is Schmoller's Economic Theory?, in: JITE, Zeitschr. f. d. ges. Staatsw. 144, 1988, S. 552-69.

13 Weder die alten klassischen Schulen noch die jungen "Grenznutzenschulen" der Nationalökonomie konnten zu dieser Zeit als Quelle überzeugender wirtschaftspolitischer Aussagen betrachtet werden, auch nicht in Großbritannien. Hierzu vgl. *N.B. Harte*, The Study of Economic History (1971), bes. S. XIV.

ternommen, zumindest Teile des Programms dieser Schule nach Großbritannien und in die USA zu übertragen. W. Ashley (1860 – 1927), Mitbegründer der englischen Schule der Wirtschaftsgeschichte, z.B. teilte viele der Ansichten der Historischen Schule, von der Notwendigkeit einer Relativierung der "Lehrsätze" der klassischen politischen Ökonomie bis hin zum Plädoyer für eine staatliche Sozialversicherung und für Schutzzölle.¹⁴ Auch W. Cunningham und G. Unwin haben Schmoller und seine Arbeiten bewundert und teilweise nachgeahmt.¹⁵ Richard Ely, Mitbegründer der American Economic Association und einer der Mitbegründer des Institutionalismus in den USA war von der Historischen Schule stark beeinflusst, sogar direkt durch Karl Knies.¹⁶ Wie Schmoller hat auch Ely die Ökonomie als eine "ethische Wissenschaft" verstanden, wobei er Verteilungsfragen eine hohe Priorität gab und staatliche Interventionen zugunsten der Arbeitnehmer empfahl. Auch Edwin Gay, später Gründer der ersten Vereinigung amerikanischer Wirtschaftshistoriker, kann als Schmoller-Anhänger bezeichnet werden. Besonders erwähnenswert ist auch die Tatsache, daß Edwin Gay zusammen mit W.C. Mitchell – ebenfalls ein "Institutionalist" – wesentlichen Anteil an der Gründung des später berühmt gewordenen National Bureau of Economic Research hatte.¹⁷ Das ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil das National Bureau zunächst ein Programm mit deutlichen Parallelen zu den Absichten des deutschen "Vereins für Socialpolitik" entwickelte und daher die Untersuchungen des National Bureaus später gelegentlich mit dem Vorwurf konfrontiert wurden, "Measurement without Theory" zu betreiben, eine Kritik, die sich in gewisser Weise auch gegenüber der Historischen Schule formulieren ließe.

Natürlich waren die Vorbehalte in der frühen Wirtschaftsgeschichtsschreibung der genannten Länder gegenüber der klassischen politischen Ökonomie und die Hinwendung zu historischen Studien nicht allein als Wirkung deutscher wissenschaftlicher Importe anzusehen. Sie hatten vielmehr auch wichtige landeseigene Wurzeln. So läßt sich in Großbritannien bereits seit den 1860er Jahren deutliches Interesse an wirtschaftshistorischen Themen beobachten. Dies äußerte sich zunächst im Rahmen des neuen Fachs, "Geschichte", und dann auch im Rahmen einer bestimmten Art wirtschaftswissenschaftlicher Forschung, z.B. bei J. Thorold Rogers, dessen prehistorische Untersuchungen bahnbrechend waren, oder bei A. Toynbee. Die Arbeiten dieser beiden Wissenschaftler lassen sich keinesfalls als das Ergebnis deutscher Einflüsse verstehen.¹⁸ Ähnlich muß man manche amerikanische Entwicklungen beurteilen, z.B. den Erfolg Thorstein Veblens, der zu den Pionieren des "Institutional Economics" gezählt wird und der sich recht kritisch zu der Einschätzung der Rolle des Staates durch deutsche Wissenschaftler äußerte.¹⁹

Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich dann die Wirtschaftsgeschichte in zahlreichen Ländern als eigenständige Wissenschaft und akademisches Fach etablieren können. Der wachsende Einfluß der Geschichtswissenschaft drängte dabei die Rolle der ökonomischen Theorie in wirtschaftshistorischen Arbeiten zurück, während andererseits ihre Bedeutung innerhalb der Wirt-

14 A.W. Coats, William Ashley, in: International Encyclopedia of the Social Sciences, New York 1968. Ashley hat auch in den USA der Wirtschaftsgeschichte den Weg angebahnt; er wurde 1892 auf den wirtschaftshistorischen Lehrstuhl in Harvard berufen. Dies war überhaupt weltweit der erste solcher Lehrstühle. Er kehrte 1901 nach England zurück.

15 Vgl. R.U. Tawney (Hg.), Studies in Economic History: the collected Papers of George Unwin, London 1966.

16 A.W. Coats, Richard Ely, in: Int. Encyclopedia of the Social Sciences, Bd. 5. J.R. Commons war sein Schüler.

17 F. Lane, Some Heirs of Gustav Schmoller, in: Festschrift für A.P. Usher, S. 9–10.

18 Artikel über W. Thorold Rogers in: Int. Encyclopedia of the Social Sciences, vgl. auch Harte, The Study (Anm. 13), S. XIX – XX.

19 Artikel über Thorstein Veblen, in: Encyclopedia of the Social Sciences.

schaftswissenschaft selbst deutlich zunahm.²⁰ Besonders kräftig war der Entwicklungssprung der Wirtschaftsgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem in den 1960er Jahren. In Großbritannien und in der Bundesrepublik Deutschland ging die bemerkenswert rasche Institutionalisierung der Wirtschaftsgeschichte als akademisches Fach einher mit einer wachsenden methodischen Kluft zwischen der Volkswirtschaftslehre und der Wirtschaftsgeschichte. Die Wirtschaftstheorie wurde für Ökonomen zunehmend bedeutsam und Mathematik und Physik ihr Vorbild. Die Verantwortung für die empirische Seite der Ökonomie übertrug man immer seltener der Geschichte und immer häufiger der Ökonometrie. Es läßt sich vermuten, daß die Kluft zwischen Wirtschaftsgeschichte und Ökonomie dort am wenigsten störte, wo die Unabhängigkeit des Faches besonders stark ausgeprägt oder wo dessen Anbindung an die Geschichtswissenschaft besonders eng war.²¹

Gegen diesen Hintergrund betrachtet, erscheint die Entwicklung in den USA von besonderer Bedeutung. Auf die wachsende Kluft zwischen Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsgeschichte reagierte eine Gruppe von Ökonomen und Wirtschaftshistorikern Ende der 1950er Jahre mit der Erfindung der "New Economic History" – der "Cliometrie". Ziel dieses Neuansatzes war es, Theorie und Ökonometrie zur dominanten Methode der Wirtschaftsgeschichte zu machen. Die New Economic History stellte, in der überspitzten Formulierung von Nardinelli und Meiners, die Methodenlehre der Historischen Schule auf den Kopf: Hatte die "Schule" in der historischen Analyse die Quintessenz der Ökonomie gesehen, sah nun die "New Economic History" die Ökonomie, d.h., Theorie und Ökonometrie, als Quintessenz der historischen Analyse an.²² Auf die "Cliometrie" wird weiter unten einzugehen sein. An dieser Stelle mag der Hinweis genügen, daß ihr "Programm" recht erfolgreich gewesen ist.²³ In den USA dominiert tatsächlich inzwischen die Cliometrie, und auch in den wichtigsten wirtschaftshistorischen Zeitschriften in Europa haben sich zahlreiche Forscher zusammengefunden, die auf Cliometriker-Konferenzen und in vielfältigen Publikationen für die Verbreitung cliometrischer Arbeiten sorgen.²⁴ Gleichwohl bleibt ein Unterschied zwischen den USA einerseits und Europa und insbesondere Deutschland andererseits wissenschaftshistorisch recht bemerkenswert und zugleich erklärungsbedürftig. Vermutlich hängt die zögernde Akzeptanz dieses Ansatzes hier damit zusammen, daß wie Van der Wee und Klep gemeint haben, in Europa unter den

20 Das gilt besonders für Deutschland, obwohl ein bedeutender Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker (Sombart) dies 1929 beklagte. Vgl. *W. Sombart*, *Economic Theory and Economic History*, in: *Economic History Review* 2, 1929, S. 1–19. Vgl. hierzu auch *R. Dumke*, *Clio's Climacteric?*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 73, 1986, S. 480–481; auch *H.U. Wehler*, *Theorieprobleme der modernen deutschen Wirtschaftsgeschichte*, in: *G.A. Ritter (Hg.)*, *Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft*, Festschrift für Hans Rosenberg, Berlin 1970.

21 Vgl. hierzu vor allem: *K. Borchardt*, *Wirtschaftsgeschichte: Wirtschaftswissenschaftliches Kernfach, Orchideenfach, Mauerblümchen oder Nichts von dem?*, in: *Festschrift W. Zorn* (1986); positiver die Einschätzung bei: *Harte*, *The Study*, S. XI und XXIX – XXX. Auch *K. Borchardt*, *Fr. Lütge*, in: *Jahrbücher für NuS* 184, 1970, S. 1 – 8. Und *R. Meiners/C. Nardinelli*, *Schmoller, the "Methodenstreit" and the Development of Economic History*, in: *JITE* 144, 1988, bes. S. 545–546.

22 *Nardinelli/Meiners* (1988), S. 546; auch *R. Dumke*, *Clio's Climacteric?* (1986), S. 462–463.

23 Dumke spricht hier – unter Bezugnahme auf Lakatos und Kuhn – von dem Aufkommen eines neuen Paradigmas und von einem "progressive Scientific Research Program" in: *Dumke*, *Clio's Climacteric?*, S. 458.

24 Hinsichtlich des Fortschritts der Cliometrie vgl. *R. Whaples*, *A Quantitative History of the Journal of Economic History and the Cliometric Revolution*, in: *Journal of Economic History* 51, 1991. In Großbritannien hat es regelmäßige Tagungen der "Quantitative Economic History Group" gegeben und im Jahre 1991 wurde ein "Society for European Analytical Economic History and Historical Economics" gegründet. Vgl. auch *Dumke*, *Clio's Climacteric?*, S. 475 ff.

Wirtschaftshistorikern der Ökonomie nicht dasselbe Gewicht zugemessen wird wie Geschichtsschreibern. Dies gilt sowohl hinsichtlich ihrer Ausbildung als auch in bezug auf die Adressaten ihrer Arbeiten.²⁵ Oder anders formuliert: Das größere Gewicht der Geschichtswissenschaft als Partner der europäischen Wirtschaftsgeschichtsschreibung verhindert eine stärkere wirtschaftstheoretische Ausrichtung.

II. Ökonomie und Geschichte in der Wirtschaftsgeschichte

Die bisherige Darstellung der Entwicklung des Faches hat vor allem die methodischen Interdependenzen zwischen Ökonomie und Geschichte in der Wirtschaftsgeschichte hervorgehoben. Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Disziplin "Wirtschaftsgeschichte" reflektiert – so unsere These – Variationen einer Mischung zwischen Ökonomie und Geschichtswissenschaften. Im folgenden Abschnitt soll nun die gegenwärtige methodische Orientierung des Faches vertieft und konkretisiert dargestellt werden.

1. Allgemeines

Angesichts der bisher dargelegten Argumente wäre es naheliegend, die Ökonomie als den Anbieter von und die Wirtschaftsgeschichte als den Nachfrager nach geeigneten Theorien zur Erklärung wirtschaftshistorischer Sachverhalte zu betrachten. Eine solche Sichtweise birgt jedoch zahlreiche Probleme.

1. Sie blendet die wichtige Frage nach dem Adressaten und den Erkenntniszielen wirtschaftshistorischer Arbeiten aus. In der Debatte über die Deutung der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre böte sich ein "klassischer" Fall des Imports aus der Wirtschaftstheorie, sei es aus monetaristischer oder aus neokeynesianer-Sicht, an.²⁶ Wirtschaftsgeschichte hat u.a. jedoch auch die Aufgabe, wirtschaftstheoretische Aussagen bzw. Modelle zu relativieren. Ein Ökonom könnte beispielsweise starkes Interesse an historischer Erfahrung, etwa hinsichtlich der Krisen der Zwischenkriegszeit, haben, um so die Überprüfung des Zusammenhangs zwischen Währungs- und Beschäftigungsgrad in modernen Volkswirtschaften vornehmen zu können. Ob ein Modell, beispielsweise das monetaristische mit "rationalen Erwartungen", hier sinnvoll überprüft werden kann, wird von der untersuchten historischen Situation abhängen, wobei sowohl Verhaltensannahmen als auch die sog. Ausgangsbedingungen des Modells mit der herangezogenen historischen Erfahrung in überprüfbarer Beziehung gesetzt werden müßten.²⁷ Darüber jedoch können am besten Wirtschaftshistoriker Auskunft geben. In gewisser Weise wäre hier dann die Ökonomie Nachfrager und die Wirtschaftsgeschichte Anbieter von

²⁵ H. van der Wee/P.M. Klep, *New Economic History of Europe since the Second World War*, in: *M. Intriligator* (Hg.), *Frontiers of Quantitative Economics*, Amsterdam 1971; auch *Dumke*, *Clio's Climacteric?*, S. 476.

²⁶ Vgl. hierzu *M. Friedman/A. Schwartz*, *A Monetary History of the United States, 1867-1960*, Princeton 1963; *P. Temin*, *Did Monetary Forces Cause the Great Depression?*, New York 1976. Hierzu paßt auch die sog. "Borchardt Kontroverse" über die Krise in Deutschland, vgl. hierzu *K. Borchardt*, *A Decade of Debate About Brüning's Economic Policy*, in: *J. von Krüdenner* (Hg.), *Economic Crisis and Political Collapse. The Weimar Republic, 1924-1933*, New York, Oxford 1990; auch *Geschichte und Gesellschaft* 11, 1985.

²⁷ Genaue Übereinstimmung zwischen Annahmen und Realität ist nicht erforderlich, wohl aber Kenntnis des Verhältnisses zwischen angenommenen Bedingungen und Realität. Die Klärung dieser Frage wird von einigen Ökonomen und Wirtschaftshistorikern als die wichtigste Aufgabe der Wirtschaftsgeschichte überhaupt betrachtet. Vgl. *R. Bassmann*, *The Role of the Economic Historian in Predictive Testing of Preferred "Economic Laws"*, in: *R. Andreano* (Hg.), *The New Economic History*, New York 1970, S. 17 – 42; *J.R.T. Hughes*, *Fact and Theory in Economic History*, ebda. (Auch als: *Tatsache und Theorie in der Wirtschaftsgeschichte*, in: *H.-U. Wehler* (Hg.), *Geschichte und Ökonomie*, Königstein i.T. 1985, S. 203 ff.

Konzeptionen und Informationen. Noch ein dritter Fall der Beziehung zwischen Wirtschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft läßt sich denken. In der Geschichtswissenschaft werden ökonomischen Faktoren für die historische Entwicklung zuweilen erhebliche Kausalbedeutung zugesprochen, etwa als Ursache der sozialen und politischen Spannung in Deutschland in den 1840er Jahren.²⁸ Die Wirtschaftsgeschichte hätte hier legitimerweise die Aufgabe, die konkret verwendeten wirtschaftshistorischen Erfahrungen, z.B. die Schätzung der Wirkung der Getreidepreisentwicklung auf Realeinkommen und Nachfragemengen privater Haushalte, zu überprüfen.²⁹ In diesem Fall tritt die Geschichte wiederum als Nachfrager, Wirtschaftsgeschichte erneut als Anbieter im wissenschaftlichen Austausch auf.

2. Das "Theorieangebot" der Ökonomie erscheint jedoch recht heterogen. Selbst für eine eng umgrenzte Fragestellung wie z.B. die Rolle der Zentralnotenbank als Konjunkturstabilisator hält die Ökonomie eine Vielfalt von theoretischen Erklärungsmöglichkeiten bereit. Zum Teil hängt diese Vielfalt von der raschen Entwicklung innerhalb des Fachs ab. Die Ökonomie und insbesondere ihre Theorie ist ständig im Wandel begriffen. Dies wirkt erschwerend für die Wirtschaftshistoriker, die dort nach theoretischer Orientierung suchen. Knut Borchardt hat dies vor einiger Zeit anhand der Betrachtung eines kleinen Teils der Ökonomie, der Konjunkturtheorie und Konjunkturgeschichte, erläutert. Weil die Auswahl der entsprechenden Theorie jeweils ganz entscheidend das Verständnis der Phänomene determiniert, müßten nach den unterschiedlichen theoretischen Mustern ganz verschiedene Konjunkturgeschichten bzw. Wirtschaftsgeschichten des untersuchten Zeitraumes geschrieben werden.³⁰ Dem Historiker werden damit die Kosten einer Entscheidung zugunsten einer Theorie deutlich gezeigt. Dabei gibt es anscheinend keine eindeutigen Kriterien, die eine rationale Wahl zwischen konkurrierenden Theorien, beispielsweise zwischen der keynesianischen und der monetaristischen, möglich machen.³¹

3. Soweit die Beziehung zwischen Wirtschaftsgeschichte und Ökonomie auf die Relation zwischen Ökonomie und Geschichte reduzierbar ist, verdient ein grundsätzlicher Unterschied in den Zielen beider Wissenschaften Erwähnung, der als Kommunikations- bzw. Kulturbarriere bezeichnet werden könnte. Der Blick des Historikers neigt nämlich dazu, Komplexität zu erfassen und Multikausalität zu analysieren, je mehr Ursachen desto besser. Der Ökonom hingegen bevorzugt einfache Erklärungen. Wie David Landes bemerkte, tendieren Ökonomen wie Milton Friedman dazu zu sagen: "One good explanation is enough", Historiker aber bevorzugen Vielfalt: "Two good reasons are better than one, and three are better than two". Und auch H.-U. Wehler bemerkt: "Der Historiker wird geschult, auf die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zu achten; gerade sie ist oft das Folgenreiche in der Geschichte, seltener die eindeutig dominierende Tendenz ... Dem Historiker wird ... ein Gefühl für Komplexität antrainiert".³²

28 Vgl. hierzu *W. Sieman*, Die deutsche Revolution von 1848/49, Frankfurt a. M. 1985; auch *H.-U. Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2: 1815–1845/49, München 1987.

29 Vgl. hierzu *H.-H. Bass*, Hungerkrisen in Preußen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, St. Katharinen 1991.

30 *K. Borchardt*, Konjunkturtheorie in der Konjunkturgeschichte: Entscheidung über Theorien unter Unsicherheit ihrer Gültigkeit, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 72, 1985, S. 537–555, bes. S. 540.

31 Ebda. Vgl. auch *M. Blaug*, The Methodology of Economics. Or how economists explain, Cambridge 1980, bes. S. 40 ff. und S. 216 ff.

32 Vgl. hierzu *D.S. Landes*, On Avoiding Babel, in: Journal of Economic History 38, 1978, bes. S. 8–9; *H.-U. Wehler*, Geschichte als Historische Sozialwissenschaft, Frankfurt a. M. 1973. Hierzu am konkreten Beispiel

Dies ist ebenfalls ein Grund dafür, daß Historiker die von vielen Aspekten der Realität abstrahierende Wirtschaftstheorie nur schwer akzeptieren können, eine Einstellung, die durch eine zeitweilig auch den Wirtschaftshistoriker befremdende Mathematisierung der ökonomischen Theorie nur noch verstärkt wird.

2. Cliometrie und Wirtschaftsgeschichte

Weiter oben wurde die Entstehung der "New Economic History" oder "Cliometrie" in den USA bereits kurz erwähnt. Obwohl Cliometriker in der Quantifizierung ein wichtiges Merkmal ihrer wissenschaftlichen Arbeit sehen, bleibt jedoch das entscheidende Merkmal dieses Ansatzes der Versuch, die Logik der Ökonomie, d.h. die Wirtschaftstheorie, auf historische Probleme anzuwenden.³³ Daher erscheint die Cliometrie besonders geeignet, die zuvor diskutierten Vor- und Nachteile einer theoriegeleiteten Wirtschaftsgeschichte zu veranschaulichen.

Der wesentliche Vorteil der Cliometrie ist ihre Offenheit hinsichtlich der angewandten Theorien. Im Regelfall wird von Arbeiten dieses Ansatzes zunächst der Untersuchungsgegenstand historiographisch eingeordnet und das Erklärungsproblem begründet, um in den dann folgenden Schritten über die Formulierung der eigenen Hypothese, die Benennung der Modellannahmen zur Erörterung der Ergebnisse fortzuschreiten. Ein wesentlicher methodischer Vorteil dieser Art der Geschichtsschreibung ist es, daß andere Historiker den Erkenntnisgewinnungsprozeß eindeutig nachvollziehen können. Sie vermögen die gleichen Ergebnisse zu produzieren und können durch geringfügige Modifizierung der Annahmen oder der Ausgangsbedingungen des ursprünglichen Modells die Beziehungen zwischen den Ergebnissen und den Annahmen offenlegen.

Die klassischen Studien der amerikanischen Wirtschaftsgeschichtsschreibung haben dies eindringlich belegt. Robert Fogels bekannte Untersuchungen über die Rolle der Eisenbahnen als Träger des Wirtschaftswachstums in den USA im 19. Jahrhundert hat auf diese Weise unter der Annahme bestimmter Ausgangsbedingungen einen "relativ geringen Beitrag" der Eisenbahnen zum Wirtschaftswachstum geschätzt.³⁴ Mit einer Variation dieser Ausgangsbedingungen haben andere Wirtschaftshistoriker, z.B. Albert Fishlow und Stanley Lebergott, jeweils andere, von Fogel abweichende, Schätzergebnisse erzielt.³⁵ Es wäre aber falsch, solche Diskrepanzen als

R. Dumke, Der Deutsche Zollverein als Modell ökonomischer Integration, in: *H. Berding* (Hg.), Wirtschaftliche und politische Integration in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1984, bes. S. 98–100.

³³ Vgl. *R.E. Meiners/C. Nardinelli*, What Has Happened to the New Economic History? in: *JITE* (Zeitschr. ges. StW) 142, 1986, S. 513: "Cliometrics is ... distinguished from ordinary history by the explicit application of economic theory to historical phenomena". Ähnlich die Stimmen bei *Dumke*, *Clio's Climacteric?* S. 462–464. Allerdings hat es einige bemerkenswerte "kolonialisierende" Feldzüge in die Nachbardisziplinen der Sozial- und Politikgeschichte gegeben, die mit einer stärkeren Betonung der Quantifizierung als Hauptmerkmal der Cliometrie verbunden waren. Auch hierzu *Dumke*, *Clio's Climacteric?*, S. 463.

³⁴ *R.W. Fogel*, Railroads and Economic Growth, Essays in Econometric History, Baltimore 1964. Unter "relativ geringem" Beitrag verstand Fogel "net social savings" (Nettosozialersparnisse): der Wert der volkswirtschaftlichen Ressourcen in den USA, die durch die Verfügbarkeit der Eisenbahnen als Transportmittel gegenüber einer hypothetischen amerikanischen Volkswirtschaft ohne Eisenbahnen im Jahre 1890 – unter der Annahme desselben Sozialproduktes mit und ohne Eisenbahnen – eingespart werden könnte. "Relativ gering" meint deutlich weniger, als die bisher herrschenden wirtschaftshistorischen Lehrmeinungen behauptet hatten. Über den Begriff gibt es inzwischen eine breite Literatur. Vgl. *R.W. Fogel*, Notes on The Social Savings Controversy, in: *Journal of Economic History* 39, 1979, S. 1–54.

³⁵ *A. Fishlow*, American Railroads and the Transformation of the Ante-Bellum Economy, Cambridge, Mass. 1965. Fishlows Schätzung erfaßt auch das Jahr 1859; *S. Lebergott*, United States Transport Advance and Externalities, in: *Journal of Economic History* 26, 1966, formuliert das ursprüngliche Modell, um

eine Schwäche der Cliometrie auszuliegen. Die genannten Untersuchungen haben zwar keine endgültige Information über den Wachstumsbeitrag amerikanischer Eisenbahnen geliefert, sie haben aber eine Reihe von empirisch-gestützten Hypothesen mit den wirtschaftshistorisch relevanten Daten generiert, mit denen andere Forscher derartige Ansätze kritisch überprüfen bzw. ergänzen können. Diese Einschätzung gilt für die Methode der hypothetischen (kontrafaktischen) Geschichtsschreibung. Der Versuch, einen historisch nicht beobachtbaren wirtschaftlichen Sachverhalt zu quantifizieren, mag manchen Historikern gewagt oder gar unsinnig erscheinen; tatsächlich aber nehmen Historiker ständig Vergleiche zwischen historischer Realität und derartigen hypothetischen Konstruktionen vor, die im Prinzip denselben logischen Status haben wie z.B. Fogel's "social savings".³⁶ Die Cliometriker haben den Prozeß eines hypothetischen Vergleichs bloß transparenter gemacht, als das bisher üblich war. Dieser Umstand läßt sich möglicherweise aus der Absicht der Quantifizierung herleiten, sie erscheint dann nicht als ein notwendiges Übel des Umgangs mit ökonomischen Daten, sondern als eine besondere methodische Stärke der Cliometrie. Dies zum einen, weil auf manche wirtschaftshistorische Fragen nur quantitative Antworten passen, zum anderen, weil die Quantifizierung strenge Regeln der Datenbehandlung erfordert, die die historische Rekonstruktion transparenter werden lassen.

Die Cliometrie zeigt natürlich auch methodische Schwächen, und diese erscheinen untrennbar mit ihren Stärken verbunden. Am gravierendsten dürfte die tendenzielle Einengung der Fragestellung der Wirtschaftsgeschichte auf quantifizierbare und mittels neoklassischer Theorie gut interpretierbare Themen sein. Dadurch bleiben und vermutlich blieben bislang auch wichtige Themen außen vor, wie z.B. die Wachstumsstrategie von Großunternehmen, die Rolle der Ideologie als Determinante staatlicher Wirtschaftspolitik oder die Bedeutung sozialer Veränderungen für die Entwicklung des Lebensstandards u.a.m.³⁷

Ferner birgt die erwähnte Einengung der Fragestellungen die Gefahr, daß bestimmte Ergebnisse, die entscheidend von den jeweiligen Annahmen abhängen, überinterpretiert werden, wie z.B. bei Fogel und Engerman die Angaben zur Realeinkommensentwicklung amerikanischer Negersklaven. Ähnlich ist die von Parker (und Dumke) erwähnte "unkritische Übernahme des Modells einer gut funktionierenden Marktwirtschaft als institutioneller Rahmen in ökonomischen Untersuchungen über das wirtschaftliche Wachstum Amerikas" einzuschätzen, weil

"Erwartungswerte" für Investoren zu schätzen (die relativ hoch ausfielen). Zu dieser Frage, *L. Davis*, *And it never will be Literature*, in: *Andreano* (Hg.), *The New Economic History*, S. 67–83.

36 Dies gilt übrigens auch für zeitgleiche internationale Vergleiche – "Komparative Geschichte". – Das ist der Stand der gesamten Diskussion dieser Frage, wie sie schon 1970 bei *Andreano*, *New Economic History*, vorlag. Vgl. aber auch *Fogel*, *The Social Savings Controversy*, in: *Journal of Economic History* 39, 1979.

37 Oder besser: hätte Cliometrie der Wirtschaftsgeschichte ihre eigenen Grenzen vorgeschrieben, wären diese Themen schwerlich bearbeitet worden. Zur Illustration bei Großunternehmen: *A.D. Chandler*, *The Invisible Hand. The Managerial Revolution in American Business*, Cambridge, Mass. 1977; *ders.*, *Scale and Scope. The Dynamics of Industrial Capitalism*, Cambridge, Mass. 1990; bei Ideologie und Bürokratie: *J. Brewer*, *The Sinews of Power, War, Money and the English State, 1688 – 1783*, London 1989; bei Sozialen Veränderungen: die Literatur in *C. Tilly/L. Tilly/R. Tilly*, *European Economic and Social History in the 1990's*, in: *Journal of European Economic History* 20, 1991, bes. S. 651–657, Einige Vertreter der "New Economic History" haben diese Lücken schon recht früh selbst gesehen. Vgl. bes. *L. Davis*, *And it Never will be Literature*, S. 73–74. Auch *H.-U. Wehler*, Einleitung zur *Geschichte und Ökonomie* (Anm. 27).

damit das Ergebnis effizienter arbeitender Märkte hypostasiert und nicht mehr kritisch hinterfragt wird.³⁸

Schließlich ist eine Quantifizierung nicht frei von theoretischen Fallstricken, z.B. bei der Verwechslung statistischer mit ökonomischer "Signifikanz" in der Interpretation von Regressionsergebnissen, oder bei dem Versuch, die Lücke zwischen theoretischem Modell und praktischen statistischen Modelltests mit Hilfe von Operationalisierungsschritten, wie z.B. durch das Variieren der Lag-Strukturen eines Modells, zu schließen. Eine in diesem Zusammenhang häufig erhobene, aber nur selten erfüllte Forderung zielt auf die Offenlegung der Interpretation der Residuen von Regressionsschätzungen (nicht erklärte Varianz) sowie die Mitteilung fehlgeschlagener Modelltests.³⁹

Man sollte die Kritik an der Cliometrie jedoch nicht überakzentuieren. Die Cliometrie hat sich inzwischen in vielen Themenbereichen der Wirtschaftsgeschichte, nicht nur innerhalb der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte, bewährt, und auch Wesentliches zur Klärung kontroverser und bedeutsamer Fragen beigetragen. Eine ausführliche Beschreibung solcher Arbeiten verbietet sich an dieser Stelle, es muß auf inzwischen verfügbare Überblicke verwiesen werden.⁴⁰ Beispielhaft seien hier nur drei Themenbereiche kurz skizziert. Sie mögen stellvertretend für andere angesehen werden. Es handelt sich dabei (1) um die "Industrielle Revolution" in Großbritannien; (2) um Probleme staatlicher Wirtschaftspolitik in Großbritannien und Deutschland in der Zwischenkriegszeit und (3) um das Wirtschaftswachstum der Industrieländer nach dem Zweiten Weltkrieg.

Aus der Geschichte der britischen "Revolution" lassen sich einige hervorragende Beispiele cliometrischer Arbeiten anführen.⁴¹ Unter Verwendung der Theorie der nutzenmaximierenden Haushalte und plausiblen Mengen- und Preisdaten läßt sich z.B. der Produktionszuwachs während dieser entscheidenden Periode der britischen Wirtschaftsgeschichte neu schätzen.⁴²

38 *Dumke*, *Clio's Climacteric?*, S. 460. Auch *R.W. Fogel/S. Engerman*, *Time on the Cross* – 2 Bde., Boston 1974; (cliometrische) Kritik ihrer Methodologie bei *P. David/P. Temin*, *Slavery the Progressive Institution?*, in: *Journal of Economic History* 39, 1979.

39 Für eine frühe Diskussion dieser (und anderer Probleme) vgl. *E. von Tunzelmann*, *The New Economic History: An Econometric Appraisal*, in: *Andreano (Hg.)*, *The New Economic History*, S. 151 ff.; auch *Dumke*, *Clio's Climacteric?*, S. 461; vgl. auch *R. Spree*, *Zur Theoriebedürftigkeit quantitativer Wirtschaftsgeschichte (am Beispiel der historischen Konjunkturforschung) und ihre Validitätsprobleme*, in: *J. Kocka (Hg.)*, *Theorien in der Praxis des Historikers, Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 3*, Göttingen 1977, S. 189 – 204.

40 Neben *Dumke*, *Clio's Climacteric*, vgl. auch (für Großbritannien) *C. Lee*, *Social Science and History. An Investigation into the Application of Theory and Quantification in British Economic and Social History (S:S:R:C.)*, London 1983; auch *D. McCloskey*, *Econometric History*, London 1987.

41 Eine Pionierrolle in der cliometrischen Behandlung der britischen Industriellen Revolution spielte die Arbeit von *P. Deane/W.A. Cole*, *British Economic Growth, 1688 – 1959*, Cambridge 1969. Obwohl vielfach von Cliometrikern kritisiert, nicht zuletzt, weil sie die "Wasserscheidethese" der Industriellen Revolution stützte, legte sie den Grundstein für die hier diskutierte cliometrische Rekonstruktion britischer Wirtschaftsgeschichte. Wertvolle Beiträge zu dieser Rekonstruktion sind in *J. Mokyr (Hg.)*, *The Economics of the Industrial Revolution*, Totowa, N.J. 1985; *N.F.R. Crafts*, *British Economic Growth during the Industrial Revolution*, Oxford 1985, und *R. Floud/D. McCloskey (Hg.)*, *The Economic History of Britain since 1700*, 2 Bde., Cambridge 1981, bes. Bd. 1.

42 *C.K. Harley*, *British Industrialization Before 1841: Evidence of Slower Growth During the Industrial Revolution*, in: *Journal of Economic History* 42, 1982, S. 267–289. Vgl. auch *Crafts*, *British Economic Growth*, S. 9 ff. Harley kritisiert dabei die Pionierarbeit von *W.G. Hoffmann*, *Wachstum und Wachstumsformen der englischen Industriewirtschaft von 1700 bis zur Gegenwart, Probleme der Weltwirtschaft, Schriften des Institutes für Weltwirtschaft der Univ. Kiel, Jena 1940; ders.*, *British Industry 1700 – 1950*, Oxford 1955.

Das Ergebnis erscheint bedeutsam, denn das Niveau der Industrieproduktion zur Zeit des üblicherweise angenommenen Beginns der Industriellen Revolution in Großbritannien war demnach wesentlich höher, als bisher angenommen wurde. Ferner kann die häufig als Synonym für Großbritanniens Industrielle Revolution verstandene Entwicklung der Baumwoll- und Eisenindustrien nun als unrepräsentativ für die gesamte britische Industriewirtschaft angesehen werden. Diese hatte einen bislang übersehenen dualistischen Charakter. Das Niveau der Agrarproduktivität am "Vorabend" der Industriellen Revolution muß wesentlich höher gelegen haben, als bislang vermutet wurde.⁴³ Diese neuen Ergebnisse machen ein Überdenken der Bedeutung der sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen der anscheinend doch so dynamischen "vorindustriellen" Entwicklungsphase notwendig. Alles das spricht dafür, daß die Zeit der britischen Industriellen Revolution selbst eine Phase nur relativ mäßigen Wirtschaftswachstums gewesen ist, und die vergleichsweise niedrigen Wachstumsraten dieser Periode haben Cliometriker veranlaßt, die Ursachen des langsamen Wachstums genauer in den Blick zu nehmen. Unter anderem sind sie dabei auf die Kosten der napoleonischen Kriege gestoßen und haben makroökonomische Modelle vorgelegt, in denen die auch in unserer Zeit stark diskutierte "Crowding-Out" These staatlicher Ausgaben thematisiert wird.⁴⁴

An dieser Stelle kann auch auf die z.Z. heftig geführte Debatte über derartige Modelle und ihre Schwächen nicht ausführlich eingegangen werden. Zwei Punkte sind aber unbedingt zu beachten. Erstens, die Cliometriker haben ein stark beackertes Forschungsfeld vorgefunden und mußten sich an bestimmten, z.T. brisanten Thesen über die Periodisierung und die Ursachen der britischen Industrialisierung orientieren, gleichsam als Richtpunkte für ihre eigenen Arbeiten. Zweitens, die Revision der gängigen Thesen hat inzwischen zu weiteren Forschungen und Gegendarstellungen Anlaß gegeben und begründete Zweifel über die quantitative Basis der neuen Produktionsschätzungen hervorgerufen.⁴⁵ Es zeigt sich hier also auch, daß die ökonomischen Modelle nicht weniger von grundsätzlichen Quellen- und Datenproblemen abhängig sind, als die Arbeiten der älteren Wirtschaftsgeschichte.

Die Wirtschaftslage und Wirtschaftspolitik in den wichtigen Industrieländern der Zwischenkriegszeit (USA, Großbritannien und Deutschland) stellt ein weiteres Gebiet fruchtbarer Forschungsaktivitäten der Cliometrie dar. In der Debatte über die Ursachen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten und vor allem über die hohe Arbeitslosigkeit in Großbritannien in den 1920er und 1930er Jahren mischen Ökonomen und Wirtschaftshistoriker munter mit, wobei der unter Theoretikern laufende Streit über Vor- und Nachteile neoklassischer und keynesianischer Makromodelle auch auf dieser Ebene fortgeführt wird und es überhaupt immer schwerer wird,

43 Vgl. *J. Mokyr*, *The Industrial Revolution and the New Economic History*, in: *Mokyr (Hg.)*, *The Economics*, S. 4–6, auch *Crafts*, *British Economic Growth*, S. 11 ff. und 38 ff. Ferner *P. Lindert/J.G. Williamson*, *Revising England's Social Tables, 1688 – 1812*, in: *Explorations in Economic History* 19, 1982, S. 385–408; *E.A. Wrigley*, *Urban Growth and Agricultural Change: England and the Continent in the Early Modern Period*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 15, 1985, S. 683–728.

44 *J.G. Williamson*, *Why was British Growth so Slow During the Industrial Revolution?* in: *Journal of Economic History* 44, 1984. Vgl. *C.H. Lee*, *The British Economy since 1700, A Macroeconomic Perspective*, Cambridge 1987, S. 17–22; auch *C. Heim/P. Mirowsky*, *Interest Rates and Crowding-Out During Britain's Industrial Revolution*, in: *Journal of Economic History* 47, 1987, bes. S. 134–135.

45 Vgl. hierzu *J. Hoppit*, *Counting the Industrial Revolution*, in: *Economic History Review* 2. Series 43, 1990, S. 173–193; *R.V. Jackson*, *Rates of Industrial Growth During the Industrial Revolution* und *M. Berg/P. Hudson*, *Rehabilitating the Industrial Revolution*, beide in: *Economic History Review* 2. Series 45, 1992, S. 1–23 und 24–50.

zwischen Ökonomen und Cliometrikern zu unterscheiden.⁴⁶ Einen interessanten Aspekt in dieser Debatte betrifft die Infragestellung "keynesianischer Wirtschaftspolitik" als relevanten Faktor in diesem Kontext. Dies ist nicht zuletzt auch deshalb interessant, weil Keynesianismus ebenfalls in einer ähnlichen Debatte über die deutsche Wirtschaftspolitik in derselben Periode eine große Rolle spielt. Diese deutsche Debatte, als "Borchardt'sche Kontroverse" bekannt, problematisiert die Beziehungen zwischen staatlicher Sozialpolitik, dem Arbeitsmarkt, bestimmt vor allem durch das Lohnniveau und den Beschäftigungsgrad, und der Lage der Gesamtwirtschaft, aber sie geht wesentlich über rein ökonomische Zusammenhänge hinaus und umfaßt auch die politische Geschichte der Weimarer Republik und des Dritten Reiches.⁴⁷ Ausgesprochen cliometrische Arbeiten dominieren die Debatte in Deutschland nicht, spielen aber eine Schlüsselrolle hinsichtlich der Klärung des Einflusses entscheidender ökonomischer Faktoren und zeigen damit, wie wichtig die theoriegeleitete Wirtschaftsgeschichte als Input für die allgemeine Geschichte der Zwischenkriegszeit in Deutschland sein kann.

Unser drittes Beispiel, das Wirtschaftswachstum in der Nachkriegszeit, zeigt eine Verwandtschaft zum zweiten Beispiel. In beiden Fällen handelt es sich um einen Vergleich zwischen dem beobachtbaren gesamtwirtschaftlichen Ablauf und der möglichen gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Es ist naheliegend, diese "Norm" für ein Industrieland wie Großbritannien oder Deutschland in dem langfristigen Wachstumstrend der eigenen Volkswirtschaft oder dem einer vergleichbaren Gruppe von Industrieländern zu suchen. Dies ist jedenfalls der Vorschlag, den cliometrisch orientierte Wirtschaftshistoriker wie Crafts, Maddison oder Borchardt machen.⁴⁸

Während für die Zwischenkriegszeit der Vergleich erhebliche Defizite in der Wachstumsdynamik aufzeigt, und das nicht nur während der Weltwirtschaftskrise, zeigt sich für die Nachkriegszeit zwischen 1950 bis ca. 1970-73 ein stark über der "Norm" liegendes Wachstum, besonders in der Bundesrepublik Deutschland. Der Cliometrie kommt das Verdienst zu, zum einen durch die Erstellung und Schätzung langer Datenreihen für die Größen wie Nettosozialprodukt in konstanten Preisen, Zahl der Erwerbstätigen etc. einen internationalen und intertemporalen Vergleich überhaupt erst möglich gemacht zu haben. Zum anderen vermögen der-

46 Ein Wirtschaftshistoriker hat diese Debatte vor einiger Zeit als "Konterrevolution in der Wirtschaftsgeschichte" bezeichnet. Vgl. *P. O'Brien*, Britain's Economy between the Wars: A Survey of a Counter-Revolution in Economic History, in: *Past and Present* 115, 1987, S. 107-130. Aus der Literatur kann nur eine Auswahl zitiert werden: Vgl. den kontroversen Aufsatz von *D.K. Benjamin/L.A. Kochlin*, Searching for an Explanation of Unemployment in Interwar Britain, in: *Journal of Political Economy* (JPE) 87, 1979, S. 441-478; *T. Thomas*, Aggregate Demand in the United Kingdom, 1918-45, in: *Floud/McCloskey (Hg.)*, Economic History of Britain, Bd. 2; *D. Metcal/S.J. Nickell/N. Floros*, Still Searching for an Explanation of Unemployment in Interwar Britain, in: *JPE*, 90, 1982; *S. Glynn/A. Booth*, Unemployment in Interwar Britain: A Case for Re-Learning The Lessons of the 1930's?, in: *Econ. Hist. Rev.* 36, 1983.

47 Vor allem: *K. Borchardt*, "Zwangslagen und Handlungsspielräume in der großen Wirtschaftskrise der frühen dreißiger Jahre: zur Revision des überlieferten Geschichtsbildes", abgedruckt in *Borchardt*, Wachstum, Krisen, Handlungsspielräume der Wirtschaftspolitik, Göttingen 1982. Vgl. auch *Geschichte und Gesellschaft* 11, 1985; *C.-L. Holtfrerich*, Zu hohe Löhne in der Weimarer Republik? Bemerkungen zur Borchardt-These, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10, 1984, S. 122-144; auch *Borchardt*, A Decade of Debate About Brüning's Economic Political Collapse. The Weimar Republic 1924 - 1933, New York 1990.

48 Die "Norm" umfaßt nicht nur die Entwicklung des "realen", d.h. preisbereinigten Sozialproduktes pro Kopf, sondern auch "Strukturindikatoren", wie z.B. Investitionsquote etc. Vgl. *N.C.R. Crafts*, British Economic Growth (Anm. 41), Kapitel 3; *A. Maddison*, Phases of Capitalist Economic Development, Oxford 1982; *ders.*, Dynamic Forces in Capitalist Development, Oxford 1991. Auch *K. Borchardt*, Trend, Zyklus, Strukturbruch, Zufälle. Was bestimmt die deutsche Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts? in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 64, 1977.

artige Ansätze durch das Heranziehen der Wirtschaftstheorie, insbes. der Wachstumstheorie, und die Erstellung erklärungskräftiger Indikatoren der staatlichen Wirtschaftspolitik bzw. der Interventionen im Wirtschaftsprozeß, Hypothesen über die Determinanten des Wirtschaftswachstums einzelner Länder in der Nachkriegszeit systematisch zu testen.⁴⁹ Die Diskussion um diese Fragen ist gegenwärtig noch nicht abgeschlossen, und angesichts der Bedeutung und Dauerhaftigkeit der Debatte über ordnungspolitische Voraussetzungen des Wirtschaftswachstums in der aktuellen Politik (Deregulierung, Privatisierung, Übergang von sozialistischer Wirtschaftsplanung zur marktwirtschaftlichen Neuerung etc.) gewinnt die Wirtschaftsgeschichte der westeuropäischen Volkswirtschaften nach 1945 noch weiter an Bedeutung, besonders für die Bundesrepublik.⁵⁰ Damit erweist sich auch auf diesem Gebiet die Fruchtbarkeit der Cliometrie in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung.

III. Traditionelle Wirtschaftsgeschichte, Institutionen und die Neue Institutionelle Ökonomik (NIO)

Die moderne Wirtschaftsgeschichtsschreibung umfaßt natürlich keineswegs nur die Cliometrie. Das gilt nicht für die USA, schon gar nicht für Europa und vor allem nicht für Deutschland. Gründe hierfür wurden bereits mehrfach genannt und auf verschiedene Defizite des "Theorieangebots" der Ökonomie verwiesen. Zwei dieser Defizite verdienen besonders hervorgehoben zu werden: (1) Die modernen Ansätze der Wirtschaftstheorie sind fast ausschließlich statisch konzipiert, während die Geschichte naturgemäß einen dynamischen Charakter aufweist, (2) die moderne Wirtschaftstheorie unterstellt weitgehend vollkommene Märkte ohne Transaktionskosten, d.h. ohne institutionellen Wandel, während die Wirtschaftsgeschichte sehr viel mit den Voraussetzungen von Markttransaktionen und der Veränderung von Institutionen zu tun hat. Verständlicherweise hat die Wirtschaftsgeschichte also ein derartiges Theorieangebot der Ökonomie nur selten wahrgenommen. Oder besser: Sie hat es bruchstückhaft inkor-

49 Für die internationale Diskussion vgl. *W. Baumol*, "Productivity Growth, Convergence, and Welfare: What the Long-Run Data Show", in: *American Economic Review* 76, 1986, S. 1072–1105; *M. Abramowitz*, "Rapid Growth Potential and its Realization. The Experience of Capitalist Economies in the Post-War Period", in: *E. Malinvaud* (Hg.), *Economic Growth and Resources*, New York, Vol. 1 (1979); *ders.*, "Catching Up, Forging Ahead and Falling Behind", in: *Journal of Economic History* 46, 1986, S. 285–406. *R. Dumke*, "Reassessing the Wirtschaftswunder: Reconstruction and Postwar Growth in West Germany in an International Context", in: *Oxford Bulletin of Economics and Statistics* 52, 1990, S. 451–491; auch *N.C.R. Crafts/S. Broadberry*, *European Productivity in the 20th Century*, *Oxford Bulletin of Economics and Statistics* 52, 1990, Nr. 4, Gesamtheft. *S. Broadberry/R. Fremdling*, *Comparative Productivity in British and German Industry 1907–37*, in: *Oxford Bulletin of Economics and Statistics* 52, 1990, S. 403–421. Für die deutsche Erfahrung u.a. *W. Abelshäuser/D. Petzina*, *Krise und Rekonstruktion. Zur Interpretation der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands im 20. Jahrhundert*, in: *W.-H. Schröder/R. Spree* (Hg.), *Historische Konjunkturforschung*, Stuttgart 1980; *D. Petzina* (Hg.), *Ordnungspolitische Weichenstellungen nach dem Zweiten Weltkrieg* (SVP, N.F. 203), Berlin 1991; *W.A. Abelshäuser*, *Wirtschaft in Westdeutschland 1945–48. Rekonstruktionen und Wachstumsbedingungen in der amerikanischen und britischen Zone*, Stuttgart 1975; *ders.*, *Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt a. M. 1983; *C. Buchheim*, *Die Währungsreform 1948 in Westdeutschland*, in: *Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte* 36, 1988, S. 189–231; *ders.*, *Die Wiedereingliederung Westdeutschlands in die Weltwirtschaft 1945–1958*, München 1990.

50 Vgl. *H.-J. Wagener* (Hg.), *Anpassung durch Wandel. Evolution und Transformation von Wirtschaftssystemen* (SVP, Bd. 206), Berlin 1991; auch *V. Pöpping*, *Marshall-Plan, ERP-Kredite für den Wiederaufbau Europas in West und Ost*, (Redemanuskript vom 01.12.1991), Bonn 1991; *W. Maull/A. Heynitz*, *Osteuropa: Durchbruch in die Postmoderne? Umriss einer Strategie des Westens*, in: *Europa Archiv. Zeitschrift für internationale Politik* 45, 1990, S. 441 ff.

poriert, nur bestimmte Thesen, Begriffe und Relationen übernommen und mittels eigener "historischer Theoriekonstrukte" oder unter Zuhilfenahme von aus anderen Disziplinen entlehnten Theoriefragmenten modifiziert. Im Sinne der eingangs vorgenommenen Charakterisierung des Faches Wirtschaftsgeschichte als einer Mixtur aus Ökonomie und Geschichte überwog also bislang die Geschichte und damit die Betonung der Deskription. Auf diesen, hier als "traditionale Wirtschaftsgeschichte" bezeichneten Teilausschnitt unserer Disziplin sei kurz eingegangen.

(1) Unsere Betrachtung setzt in der Nachkriegszeit an. In der in den 1960er und frühen 1970er Jahren stark florierenden "Industrialisierungsforschung" läßt sich die geschilderte eigentümliche Mixtur ökonomischer und anders begründeter Forschungsansätze klar erkennen. Dies gilt insbesondere für die wirtschaftshistorische Forschung in Deutschland.⁵¹ Als richtungweisender "großer Wurf" galt eine Zeitlang die Stufentheorie von W.W. Rostow, seine "Stadien des wirtschaftlichen Wachstums", die im Prinzip von allen Ländern der Erde durchlaufen werden sollten.⁵² Die Arbeit verband den wachstumstheoretischen Ansatz von Harrod-Domar in lockerer Weise mit makroökonomischen Daten von Simon Kuznets und mit einer disaggregierenden Führungssektoren-Betrachtung Schumpeter'scher Art. Durch zahlreiche ad hoc eingeführte historische Beobachtungen angereichert, motivierte sie in verschiedenen Ländern wirtschaftshistorische Untersuchungen zur Periodisierung des Wirtschaftswachstums und zu den damit zusammenhängenden Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur.⁵³ In dieselbe Richtung, wenn auch historisch stärker differenzierend, wirkte A. Gerschenkrons fast gleichzeitig bekannt gewordene Typologie der wirtschaftlichen Rückständigkeit und des Wirtschaftswachstums.⁵⁴ Wie Rostows "Stadien" spornte auch Gerschenkrons Typologie sowohl einzelne Länderstudien als auch international vergleichende Studien zur Industrialisierungsgeschichte an.

Weniger theoretisch orientiert, aber dennoch die westeuropäische Industrialisierungsforschung zusammenfassend und auch ähnliche theoretische Ansätze verwertend, erschien 1969 das einflußreiche Buch von D. Landes, "*Der entfesselte Prometheus*"⁵⁵ – erwähnenswert, weil es in seiner Mischung von Theorie und Geschichte der damaligen methodischen Orientierung

51 Eine nützliche Literaturübersicht zu einem wesentlichen Teil dieser Forschung bietet *O. Büsch*, Industrialisierungsforschung und Geschichtswissenschaft, Berlin 1969. Vgl. auch *R. Tilly*, Soll und Haben, Bd. 2: Wiederbegegnung mit der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, in: *ders.*, Kapital, Staat und sozialer Protest in der deutschen Industrialisierung, Göttingen 1980.

52 Cambridge, Mass. 1960. Auch *W.W. Rostow* (Hg.), *The Economics of the Take-Off into Self-Sustained Growth*, London 1963.

53 Viele der in dieser Zeit entstandenen Arbeiten wären auch ohne Rostow zustande gekommen, hätten aber in vielen Fällen dann eine andere interpretative Orientierung gehabt. Einer der wichtigsten Beiträge zur quantitativen deutschen Wirtschaftsgeschichte, das Buch von *W. Hoffmann u.a.*, *Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Berlin, Heidelberg, New York 1965, entstand in dieser Zeit und zumindest teilweise im Zusammenhang mit der Industrialisierungsforschung à la Rostow, obwohl der Einfluß Simon Kuznets vermutlich größer gewesen ist. Vgl. auch hierzu *W. Fischer*, Walther G. Hoffmann als Wirtschaftshistoriker, in: *E. Helmstädter* (Hg.), *Die Bedingungen des Wirtschaftswachstums in Vergangenheit und Zukunft*. Denkschrift für Walther G. Hoffmann, Tübingen 1989, S. 17–30.

54 *A. Gerschenkron*, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge, Mass. 1962; *ders.*, Wirtschaftliche Rückständigkeit in hist. Perspektive, in: *R. Braun/W. Fischer/H. Großkreuz/H. Volkmann* (Hg.), *Industrielle Revolution. Wirtschaftliche Aspekte*, Köln 1972. (Dieser Band enthält übrigens eine Auswahl der in der "Industrialisierungsforschung" erschienenen Arbeiten). Für Gerschenkron vgl. auch *R. Sylla/G. Toniolo* (Hg.), *Patterns of European Industrialization. The Nineteenth Century*, London, New York 1991.

55 Köln 1973. Als: *The Unbound Prometheus*, Cambridge 1969 und auch in Bd. VI. *Cambridge Economic History of Europe* (1965) erschienen.

des Faches in Europa weit eher entsprach als der in den USA. Eine wesentliche Dimension derartiger Industrialisierungsforschung bestand in ihrer lockeren Verbindung zur Wirtschaftstheorie, die deshalb um so stärker das Interesse und die Mitarbeit der Historiker, insbesondere der Historiker ohne spezielle wirtschaftswissenschaftliche Vorbildung, sicherte. "Industrialisierung" selbst wurde als Strukturbegriff mit zumindest quasi-theoretischem Charakter angesehen; mehr schien man nicht zu benötigen.⁵⁶ Eine derartig verstandene "Industrialisierung" befindet sich in einem Dilemma, daß sie zu vage für die präzise ökonomische Analyse erscheint, gleichzeitig aber zu eng "ökonomisch" definiert ist für eine breitere historische Interpretation. Daher kam es zu Experimenten mit marxistischen Ansätzen, zu Versuchen, mit dem Begriff der "Modernisierung" zu arbeiten, und schließlich zu einer Elaboration einer stärker an Max Weber anknüpfenden "Gesellschaftsgeschichte". Innerhalb dieser Interpretationsschemata bildet die Wirtschaftsgeschichte, auch mit ihren verschiedenen Theorieansätzen, einen wichtigen Teil, aber eben nur einen Teil, eine "Sektorwissenschaft". Wirtschaftshistorische Sachverhalte werden hier mit Hilfe von Wirtschaftstheorien strukturiert und interpretiert, aber letztlich immer einem breiteren, auf Gesamtgesellschaftsebene ablaufenden Prozeß subsumiert.⁵⁷

Ein weiterer, von Historikern zeitweise und verhältnismäßig breit aufgegriffener Theorieansatz stellt der in H. Rosenbergs Buch über "Große Depression und Bismarckzeit" vorgestellte Ansatz der "langen Wellen der Konjunktur" dar.⁵⁸ Es ist zweifellos Rosenbergs Verdienst, mit dem Begriff der "langen Wellen" der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts ein neues Periodisierungskriterium angeboten zu haben. Statt dem Wirken von Staatsmännern und von Kriegen sollte nun "Wirtschaft" zu einem ordnenden Faktor der Geschichtsschreibung gemacht werden, ein Ansinnen, gegen das sich Generationen von deutschen Historikern bis dahin erfolgreich gewehrt hatten.⁵⁹ Mit der "Großen Depression" im Sinne einer "Stockungspanne" (Spiethoff) lassen sich Ereignisse und Tendenzen durchaus erklären, wie z.B. die Wende zum Protektionismus (1879), das Verbot der sozialdemokratischen Parteitätigkeit (1878), die Sozialversicherungsgesetze (1881 ff.) u.a.m. Aus der Sicht des "Ideenmarktes" der Historiker war der Begriff gut gewählt: "Wirtschaft" sollte als Faktor für die politische Geschichte spürbar werden, ohne einerseits von dem marxistischen Klassenmodell abhängig gemacht und ohne andererseits auf ein naives und verkürztes "Interessenmodell" reduziert zu werden, etwa in dem etwas plumpen Sinne, daß Bismarck bestimmte politische Maßnahmen durchgesetzt habe, weil sie ihm als Kapitalist oder Großgrundbesitzer direkt nützten.⁶⁰ Außerdem sollte die Verwendung solcher Kategorien interessant sein und den Blick auf den sozialhistorisch interessanten Strukturwandel nicht versperren.

56 Vgl. H. Pohl, Betrachtungen zum wissenschaftlichen Standort von Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 78, 1991, S. 328.

57 Vgl. H.-U. Wehler, Was ist Gesellschaftsgeschichte?, in: ders., Aus der Geschichte lernen? München 1988; J. Kocka, Theorien in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Vorschläge zur historischen Schichtungsanalyse, in: Geschichte und Gesellschaft 1, 1975, S. 9-41; ders., Sozialgeschichte. Begriff - Entwicklung - Probleme, Göttingen 1977.

58 Unter dem Titel in Berlin 1967 erschienen. Allerdings ging dieser Veröffentlichung eine Kurzfassung voraus, ein erster Entwurf lag schon 1943 vor. Wiederabgedruckt in: H. Rosenberg, Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen, Göttingen 1978, S. 16 ff.

59 Vgl. hierzu H.-U. Wehler, zitiert in Anm. 20; auch Dumke, Clio's Climacteric?

60 Was allerdings durchaus der Fall gewesen sein kann. Vgl. F. Stern, Gold and Iron, New York 1977, z.B. S. 105 oder 212 ff. (Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen).

Die Idee war ungemein erfolgreich. Das gegenwärtig vorfindbare Historikerbild über das 19. Jahrhundert trägt inzwischen der Existenz "Lange Wellen" der Konjunktur zunehmend Rechnung, besonders in der Zeit des Kaiserreichs.⁶¹ Trotz einer Reihe von z.T. vielversprechenden Arbeiten, die interessanterweise auch von Ökonomen vorgelegt wurden, bleibt die Frage der Ergiebigkeit dieses Ansatzes für die Wirtschaftsgeschichte noch offen.⁶²

(2) Der ökonomischen Theorie nächstehende Wirtschaftshistoriker sowie historisch aufgeschlossene Ökonomen haben ebenfalls nach einer Antwort auf die Frage nach den Möglichkeiten der neoklassischen Theorie als Hilfsmittel wirtschaftshistorischer Betrachtungen gesucht. Es geht dabei um einen Ansatz, der unter dem Namen Property Rights, Transaktionskosten oder umfassend, "Neue Institutionelle Ökonomie" (NIO) bekannt geworden ist. Institutionalismus gab es in der Ökonomie auch schon zuvor, neu ist jetzt die auch für das institutionelle Arrangement einer Gesellschaft geltende Annahme des methodologischen Individualismus. Ökonomische und soziale Erscheinungen beruhen demnach immer auf individuellen Handlungen, denen das Prinzip der Nutzenmaximierung zugrunde liegt. Daher entstehen neue Institutionen auch immer nur dann, wenn die von ihren Begründern erwartete Nutzen-Kosten-Relation positiv ist.

Hier ergibt sich eine interessante Situation, in der Ökonomen zunehmend daran interessiert sind, die aus ihren Modellen bisher ausgeklammerten Probleme, nämlich den Rahmen oder die Spielregeln des Wirtschaftens, explizit zu behandeln, und damit auf Probleme stoßen, deren Analyse Wirtschaftshistoriker seit Jahren als einen ihrer möglichen Beiträge zum Erkenntnisgewinn innerhalb der Ökonomie hervorgehoben haben.⁶³ Damit deutet sich eine Annäherung zwischen Ökonomie und Geschichte an. Es verstärkt sich eine in der Cliometrie bereits in Gang gekommene Tendenz zur Kooperation, denn obwohl Cliometriker überwiegend den Standardstoff der Ökonomie auf rein ökonomische Probleme angewandt haben, waren auch Cliometriker recht früh bei der Entwicklung der "Neuen Institutionellen Ökonomie" dabei, allen voran Lance Davis und Douglas North mit ihrem 1971 erschienenen Buch *Institutional Change and American Economic Growth*.⁶⁴ Man kann in diesem Zusammenhang also von günstigen Voraussetzungen für eine Annäherung zwischen Ökonomie und Geschichte sprechen, wiewohl sich manche Historiker auch die Frage stellen, ob dies nicht zu einer tödlichen Umarmung werden kann.⁶⁵

61 Vgl. H.-U. Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, Berlin 1969; *ders.*, *Das deutsche Kaiserreich, 1871 – 1918*, Göttingen 1973; H.A. Winkler (Hg.), *Organisierter Kapitalismus. Voraussetzungen und Anfänge*, Göttingen 1974.

62 W. Abelshäuser, *Die Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1945 – 1980*, Frankfurt a. M. 1983; R. Klump, *Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden 1985; H. Glismann/H. Rodemer/F. Wolter, *Zur Nachfrage der Wachstumsschwäche in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Analyse langer Zyklen wirtschaftlicher Entwicklung*, Kieler Diskussionsbeitrag, Nr. 55, Kiel 1980. Vgl. auch R. Spree, *Was kommt nach den "Langen Wellen" der Konjunktur?*, in: W.H. Schröder/R. Spree (Hg.), *Historische Konjunkturforschung*, Stuttgart 1981, S. 304 ff. und Literatur dort. Auch C.-L. Holtfrerich, *Art. "Wachstum I"* in: HdWb. d. WiWi, 17./18. Lieferung, Stuttgart 1979, S. 427 ff.

63 Vgl. K. Borchardt, *Der "Property Rights" Ansatz in der Wirtschaftsgeschichte – Zeichen für eine systematische Neuorientierung des Faches?*, in: J. Kocka (Hg.), *Theorien in der Praxis des Historikers. Sonderheft 3, Geschichte und Gesellschaft*, Göttingen 1977, S. 145.

64 Cambridge 1971. Vgl. St. Worland, *The New Economic History and Capitalist Growth: the Moral Perspective*, in: B. Dolgaard/R. Vedder (Hg.), *Variations in Business and Economic History; Essays in Honor of Donald Kemmerer*, in: *Research in Economic History*, Suppl. 2, Greenwich, Conn., USA 1982.

65 Die Arroganz von Meiners und Nardinelli in ihrem Beitrag *What has Happened...*, S. 518, wird Historiker nicht zur Mitarbeit begeistern.

An dieser Stelle soll keine Dogmengeschichte der Neuen Institutionellen Ökonomik und ihrer Vertreter unter Wirtschaftshistorikern geboten werden.⁶⁶ Über die Probleme dieser Genres der Wirtschaftsgeschichtsschreibung muß allerdings noch ausführlich diskutiert werden. Als Ausgangspunkt bietet sich die von North vor einiger Zeit formulierte Definition der NIÖ an.⁶⁷ Er sieht in ihr ein Amalgam von drei Denkrichtungen: Property Rights, Transaktionskosten und Public Choice. Dementsprechend zählt zu den Bausteinen einer Theorie der Institutionen (a) die Annahme der individualistischen Nutzenmaximierung als zentrales Problem interaktiver kooperativer Handlungen, (b) die Analyse der Transaktionskosten der Interaktionen, (c) die Theorie des Staates und (d) die Theorie der Ideologie bzw. Normenbildung.⁶⁸ Es kann man wohl als ein maximales Programm der NIÖ bezeichnen. Sie entspricht auch den grandiosen Versuchen Norths, und von North und Thomas, die Weltgeschichte im Sinne dieses Denkmusters zu interpretieren.⁶⁹

Es mag wahr sein, wie Meiners und Nardinelli meinen, daß dieser "property rights approach has the advantage over conventional historical methods of forcing the historians to adopt a systematic view of his subject matter"⁷⁰; aber dieser Ansatz hat auch Kosten und Probleme.

Ein erstes Problem liegt in der bislang nur unzureichend geklärten Frage der Zielsetzung bzw. den Grenzen einer historischen NIÖ, der Frage nach der Endogenität von Institutionen im weiteren Sinne. In einer scharfsinnigen Kritik der NIÖ und insbes. an der Arbeit von North und Thomas argumentiert Alec Field, daß dieses Projekt ein hoffnungsloses Unterfangen darstellt.⁷¹ Es soll die Entstehung von Institutionen durch ein Marktmodell mit nutzenmaximierenden Individuen unter Konkurrenzbedingungen erklärt werden, wobei relative Verschiebungen der Preise von Produktionsfaktoren Anreize für den Institutionswandel abgeben; aber das erfolgreiche Funktionieren von Märkten – das zeigt beispielsweise die spieltheoretische Behandlung des "Gefangenen Dilemmas" – setzt Institutionen, d.h. soziale Verhaltensregeln bereits voraus. Field führt dann den Nachweis, daß North und Thomas in ihren empirisch-historischen Studien den Anspruch auf Endogenisierung von Institutionen nicht aufrechterhalten können. Beispielsweise soll Bevölkerungswachstum eine Schlüsselvariable in der Abschwächung des Feudalsystems Europas gewesen sein, weil es die Land-Mann Relation und die Grenzproduktivität der Produktionsfaktoren verändert; aber zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert stieg die Zahl der Bevölkerung bereits einmal deutlich an und im 14. und 15. Jahrhundert sank sie wieder ab. In der ersten der beiden bezeichneten Perioden sprechen North und Thomas von einer begleitenden Handelsexpansion, die eine Konversion feudaler Verpflichtun-

66 Für kritische Diskussion vgl. K. Borchardt, Der "Property Rights" Ansatz in der Wirtschaftsgeschichte; auch G. Libecap, Property Rights in Economic History: Implications for Research, in: Explorations in Economic History 23, 1986, S. 227–252.

67 North, The New Institutional Economics, in: JITE, 1986, S. 230–237.

68 North, ebda., spricht von Enforcement Costs als unabhängig von Transaktionskosten einerseits und Rolle des Staates andererseits, was mir nicht einleuchtet und deshalb unterschlagen wird.

69 North/R.P. Thomas, The Rise of the Western World, Cambridge 1974; D. North, Structure and Change in Economic History, New York 1981.

70 Meiners/Nardinelli, What has Happened, S. 518.

71 A.J. Field, What is Wrong with Neoclassical Institutional Economics: A Critique with Special Reference to the North/Thomas Model of Pre-1500 Europe, in: Explorations in Economic History 18, 1981, S. 174–198; ders., Microeconomics, Norms and Rationality, in: Economic Development and Cultural Change 32, 1984, S. 683–711. Ähnlich, aber umfassender die Kritik – die auch Norths spätere Veröffentlichungen zum Thema berücksichtigt – von C. Gunnarsson, What is New and What is Institutional in the new Institutional Economics?, in: Scandinavian Economic History Review 39, 1991, S. 43–67.

gen in Geldrenten nahelegte, während in der zweiten Periode eine Verknappung des Faktors Arbeit die Verhandlungsposition der Bauern verbesserte. Doch muß man fragen, weshalb es diese Differenzen gab. Warum führte Bevölkerungsschrumpfung nach 1348 nicht zu einer Verstärkung der Feudalzwänge? Die Antwort liegt in der Verhandlungsmacht der Partner in der zweiten Periode begründet und in der unterschiedlichen Kollusionsfähigkeit der Feudalherren. Es kann nämlich gezeigt werden, daß in Osteuropa seit dem 15. Jahrhundert eine Refeudalisierung in Gang gekommen ist, in Westeuropa aber nicht. Dies ist ein Beispiel institutioneller Veränderungen bzw. von Entwicklungsdifferenzen, die nur exogen zu erklären sind. Das theoretische Problem liegt in der Unmöglichkeit, die Sanktionskosten exakt zu bestimmen. Nach dem North-Thomas-Modell wird die Wahl von Institutionen bzw. die Vereinbarung von Regeln durch Nutzen abzüglich Kosten einschließlich Sanktionskosten ("enforcement costs") determiniert, aber das Einhalten der Regeln durch individuelle Nutzenmaximierer läßt sich nicht als eine stabile Funktion der als Sanktionsmittel eingesetzten Ressourcen abschätzen.⁷² Vermutlich aus diesem Grunde hebt North in seinem späteren Werk die Rolle der Ideologie so stark hervor⁷³, durch die die Einhaltung vereinbarter Regeln ebenfalls gewährleistet werden kann.

Eine weitere grundlegende Stellungnahme zu unserem Thema von Basu, Jones und Schlicht relativiert die dargelegte Kritik von Field und macht dabei zugleich auf einen grundsätzlichen Aspekt der Interdisziplinarität des Problems aufmerksam.⁷⁴ Zunächst wird argumentiert, daß es entgegen Fields Meinung durchaus legitim ist, Institutionen zum Explanandum eines mikroökonomischen Modells zu machen. Man muß dabei nur beachten, daß die als exogen angesehenen Faktoren nicht vom Explanandum "Institutionen" selbst beeinflußt werden. Das bedeutet, daß in den wirtschaftshistorischen Arbeiten des NIÖ-Typs präziser über den Zusammenhang von Explanans und Explanandum gedacht werden müßte. Grundsätzlich kann man feststellen, daß in der Ökonomie und folglich auch in der NIÖ eine strukturelle Erklärung von Institutionen dominiert: Bestimmte Institutionen existieren, weil sie gegenüber Alternativen "effizienter" sind und daher bevorzugt wurden und werden. Historiker dagegen tendieren dazu, existierende Institutionen als eine Folge des Gewichtes der Vergangenheit, der Tradition, historischer Trägheit etc. zu betrachten.⁷⁵

Dies ist strengenommen keine Erklärung bestimmter Institutionen, aber sie paßt sich der historischen Realität sicherlich besser an als die bisherigen Entwürfe der NIÖ, und sie führt direkt zu dem zweiten Hauptproblem dieser Entwürfe: die implizierte "Optimalität" der ökonomisch hervorgerufenen Institutionen. Die Optimalitätsthese scheint logisch nicht zwingend zu sein. Auch nach der Logik der Ökonomie können Institutionen beharrlich fortleben, obwohl keine Individuen von diesem Beharren profitieren und alternative Arrangements zu einer Besserstellung aller führen würden. Die Voraussetzung für eine derartige Stabilität besteht in einem interaktiven System von Normen mit hohen Sanktionskosten für Abweichler.⁷⁶

72 Field, Neo-classical, S. 186–187.

73 North, Structure and Change, S. 7; K. Basu/ E. Jones/E. Schlicht, The Growth and Decay of Custom: The Role of the New Institutional Economics in Economic History, in: Explorations in Economic History 24, 1987, S. 12 ff.

74 Basu/Jones/Schlicht, The Growth and Decay of Custom: The Role of the New Institutional Economics in Economic History, in: Explorations in Economic History 24, 1987, S. 1–21.

75 North, Structure and Change, S. 7; Basu/Jones/Schlicht, Growth, S. 12 ff.

76 Ebda., S. 9–10; G. Akerlof, The Economics of Caste and of the Rat Race and other Woeful tales, in: QJE 90, 1976, S. 399–617; auch die Tradition der Witwenschaft Indiens wird in diesem Zusammenhang zitiert.

Diese Überlegungen legen den Schluß nahe, daß die Vorgehensweise und Perspektive der traditionellen Geschichtswissenschaft einerseits und die der NIÖ andererseits nicht Gegensätze darstellen, sondern als komplementär zu verstehen sind. Die Theorie der NIÖ scheint durchaus geeignet, die Entstehung und die Ausbreitung von Institutionen zu erklären. Geschichte dagegen hilft, die Beharrlichkeit vieler vermutlich suboptimaler Institutionen, ihre Verbindung mit kulturellen Normen zu erklären. Wie Basu, Jones und Schlicht schreiben:

There is no automatic permanence for some arbitrary set of all institutions, nor is there a moment by moment renegotiation of all the institutions we observe. Surface similarities and overlabeling help historians to exaggerate the importance of beginnings. An excessive faith in optimality and the omission of psychological and cultural elements from the calculus help economists to neglect the historical path to the present. Structural and historical explanations turn out to be complementary.⁷⁷

77 Basu/Jones/Schlicht, *Growth and Decay*, S. 18. In einer ähnlichen Richtung – unter Hervorhebung des technologischen Wandels als historisches Problem – argumentierte J. Mokyr, *Technological Inertia in Economic History*, in: *Journal of Economic History* 52, 1992, S. 325–338.

Arbeiterschaft und Unternehmer in den Industrieregionen Berlin und Chemnitz im 19. und dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts - ein Vergleich des Verhaltens in Konfliktsituationen

Von Jörg Roesler (Berlin)

Über das Herrschaftsverhältnis zwischen Kapital und Arbeit schrieb Jürgen Kocka in seinem den Arbeitsverhältnissen und Arbeiterexistenzen im 19. Jahrhundert gewidmeten Buch resümierend, daß es erstaunlich sei, "in wieviel verschiedenen Gestalten und Varianten es in Erscheinung trat... Alles variierte von Branche zu Branche, von Betrieb zu Betrieb, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt"¹. In diesem Beitrag wird der Versuch unternommen, diese Vielfalt am konkreten Beispiel der Regionen Berlin und Chemnitz darzustellen und nach ihren Ursachen zu fragen. Bei der Charakterisierung und Begründung der Unterschiede werden sowohl wirtschaftliche als auch soziale und politische Faktoren und Argumente herangezogen. Auf den ersten Blick handelt es sich dabei um die Analyse - durch Kocka nicht explizit erwähnt - regionaler Unterschiede. In der Untersuchung wird versucht nachzuweisen, daß die regionalen Differenzen auch ganz wesentlich auf einer (sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts herausbildenden) unterschiedlichen Branchenstruktur beruhen, die wiederum zu sozialstrukturellen Spezifika von Unternehmertum und Arbeiterschaft führte und wesentlich zu einer differenzierten Ausprägung von Verhaltensformen beider Partner bzw. Kontrahenten bei der Konfliktaustragung und -bewältigung führte.

I. Industrialisierungsprozeß und Strukturwandel bis zum Zweiten Weltkrieg

Die aus der Sicht des 20. Jahrhunderts recht unterschiedlichen Industrieregionen Berlin und Chemnitz, wiesen im beginnenden Industrialisierungsprozeß, also in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, noch eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten auf. Die beiden Städte, die den eweiligen Industrieregionen ihre Bezeichnung gaben, waren bereits im 18. Jahrhundert zu Manufakturstädten geworden.² Für beide war das Textilgewerbe der Ausgangspunkt industrieller Entwicklung. Berlin und Chemnitz besaßen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits überregionale Bedeutung. Beide konnten ihre Entwicklung nicht auf Standortvorteile zurückführen, die aus der Nähe von Bodenschätzen oder landwirtschaftlichen Rohstoffen herrührten. Das galt im besonderen Maße für Berlin, im Herzen der Mark Brandenburg, der "Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches", gelegen. Berlins Standortnachteile wurden nur dadurch gemildert, daß die Stadt seit dem 17./18. Jahrhundert durch den Ausbau des Wasserstraßennetzes von Spree und Havel sowie durch Kanäle zur Oder mit anderen preußischen Landesteilen sowie den Seestädten Hamburg und Stettin verbunden war.³ Über nahegelegene industriell verwertbare Rohstoffe verfügte auch Chemnitz nicht bzw. nach dem Rückgang des Erzbergbaus im südlichen Vorlands nicht mehr. Allerdings hatte die Stadt als Straßen-

1 J. Kocka, Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, S. 497.

2 H. Schultz, Sozialstruktur und Lebensweise Berliner Lohnarbeiter, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Sonderband 1986, Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Berlins vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, S. 7-9; H. Mottek, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, Bd. 2, Berlin 1974, S. 104.

3 J. Hermann (Hg.), Berlin. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme, Berlin 1987, S. 73.

knotenpunkt im Vorland des Erzgebirges, zwischen den Bergbauorten des Gebirges und der Handels- und Messestadt Leipzig gelegen, ähnlich wie Berlin durch seine Verkehrslage, Standortnachteile bis zu einem gewissen Grade ausgleichen können. Am Ausgang des 18. Jahrhunderts bestimmten bereits die Posamentierer, Strumpfwirker und Klöpplerinnen das nichtagrarische Gewerbe im mittleren und westlichen Erzgebirge und seinem Vorland. Die frühere Tätigkeit im Berg- und Hüttenwesen, auch die hauptberufliche Tätigkeit in der Landwirtschaft, wurden vielfach durch Beschäftigung im Textilgewerbe ersetzt. Die noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts bäuerlich strukturierten Dörfer der Region verwandelten sich in "Industriedörfer". Der Raum Chemnitz hatte sich ausgangs des 18. Jahrhunderts zu einer großflächigen Gewerbelandschaft entwickelt.⁴

Damit begannen bereits erste bemerkenswerte Unterschiede zwischen beiden Regionen hervorzutreten. Das Berliner Gewerbezentrum (einschließlich Potsdam) entstand, durch die Gewerbepolitik des preußischen Staates begünstigt, verkehrsmäßig zunächst durch Wasserstraßen erschlossen und im 19. Jahrhundert zum Eisenbahnknotenpunkt ausgebaut, als Insel in rein agrarischer Umgebung. Diese Insellage blieb auch für das gesamte 19. und das erste Drittel des 20. Jahrhunderts charakteristisch, wenn auch seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durch die "Randwanderung" der Berliner Industrieunternehmen die "Insel" stärker in das brandenburgische Umland ausgeweitet wurde.⁵ Chemnitz entwickelte sich dagegen im 19. Jahrhundert als Bestandteil des westsächsischen Industriegebietes und wurde schließlich zu einem herausragenden Zentrum. Dieses Gewerbegebiet stand, gemessen an Fläche und Bevölkerung, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland an zweiter Stelle nach dem Ruhrgebiet und rangierte vor dem oberschlesischen Industriegebiet. Berlin wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zum bedeutendsten Industriezentrum Deutschlands in "Insellage". Im Gebiet zwischen Elbe-Saale und Oder war es das zweitgrößte Industriegebiet nach Chemnitz.⁶

Unterschiede zwischen den Gewerbegebieten von Berlin und Chemnitz bildeten sich etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch in der Industriestruktur heraus. Die in Berlin - wie in Chemnitz - zunächst alles dominierende Textilindustrie verlor in der preußischen Hauptstadt ihre Vormachtstellung. Berlin büßte als Produktionsstandort der Baumwoll- und Wollspinnerei sowie der Seiden- und Baumwollweberei an Rang ein. Lediglich Teile der Textilveredlung, insbesondere Kattundruckerei und Färberei, behielten ihre Bedeutung. Nur dadurch blieb das Textilgewerbe, in dem im Jahre 1861 noch 15.000 Arbeitskräfte beschäftigt waren, ein für die Stadt wichtiger Produktionszweig.⁷ Rechnet man die Bekleidungsindustrie, die sich gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach der Einführung der Nähmaschinen in Berlin rasch ausdehnte, hinzu, dann war die Textil und Bekleidungsindustrie trotz sinkenden Anteils an den Beschäftigten weiterhin mit Abstand der größte Gewerbebranchen der preußischen Hauptstadt.⁸

Für die weitere Entwicklung der Berliner Industrie war jedoch nicht mehr die Textilindustrie einschließlich des Bekleidungsgebietes, sondern die Entstehung von Maschinenbauunternehm-

4 G. Rölling, Wirtschaftsgeographie Sachsens, Leipzig 1928, S. 70f; H. Zwahr (Hg.), Die Konstituierung der deutschen Arbeiterklasse von den dreißiger bis zu den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Berlin 1981, S. 453, 456.

5 G. Narweleit, Historisch-geographische Überlegungen zur Entwicklung von Wirtschaftsgebieten auf dem DDR - Territorium, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1/1990, S. 97 ff.

6 ders., S. 67ff; Ökonomische Geographie der Deutschen Demokratischen Republik. Bevölkerung, Siedlungen, Wirtschaftsbereiche, Gotha 1969, S. 30.

7 J. Hermann, S. 74.

8 L. Baar, Berlin in der industriellen Revolution. Zu Anstoß und Anlauf, Durchsetzung und Abschluß, in: Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Berlins, S. 75; Ökonomische Geographie, S. 75 f.

men seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts von ausschlaggebener Bedeutung. Die Berliner Maschinenbau- und Metallindustrie errang bis Anfang der siebziger Jahre auch quantitativ eine entscheidende Stellung innerhalb der Industrie der Stadt und im deutschen Maschinenbau überhaupt. Ein Verzeichnis nennt schon für das Jahr 1860 insgesamt 137 Unternehmen dieser Branche mit fast 8.500 Arbeitskräften. Die Berliner Maschinenbauunternehmen produzierten keineswegs nur für den Bedarf der Berliner Region. Fabrikanten wie Egells und Borsig errangen bereits vor der Jahrhundertmitte vor allem im Dampfmaschinen- und Lokomotivbau in Deutschland einen besonderen Ruf. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dehnte sich die Produktion von Werkzeug- und Spezialmaschinen sowie der Instrumente- und Apparatebau innerhalb des Maschinenbaus und der Metallindustrie rasch aus.⁹

Der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Entstehen des Maschinenbaus eingeleitete Strukturwandel der Berliner Industrie setzte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Entstehung der Elektroindustrie fort. Bereits 1847 hatten Siemens und Halske eine mechanische Werkstatt in Berlin gegründet, die bis 1867 vor allem durch den Telegrafenaufbau ihre Belegschaft verzehnfachen konnte. Im Jahre 1887 kam es zur Gründung der AEG, die neben Siemens zum zweiten Berliner Großunternehmen der Elektroindustrie aufstieg. Berlin war zum Zentrum der deutschen Elektroindustrie geworden. Die neue Branche überholte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Maschinenbau und die Metallindustrie. Auf die Elektroindustrie entfielen 1936 25 Prozent der industriellen Nettoproduktion der deutschen Hauptstadt, auf die Zweige des Maschinenbaus und der Metallwarenindustrie 16 Prozent. Von größerer Aussagekraft für die überregionale Bedeutung der Berliner Elektroindustrie ist sicherlich, daß 1936 48 Prozent der Produktion der Branche in Berlin konzentriert waren. Am deutschen Maschinenbau hatte die deutsche Hauptstadt zum gleichen Zeitpunkt einen Anteil von 12 Prozent.¹⁰

Während Berlin im 19. Jahrhundert seine überregionale Bedeutung als Textilzentrum in vieler Hinsicht, d.h. mit Ausnahme der Konfektion, einbüßte, konnte die Textilindustrie in der Chemnitzer Region ihre Führungsposition verstärken. Aufbauend auf den traditionellen Zweigen der Leinen- und Wollweberei, gewann im 19. Jahrhundert die Baumwollindustrie rasch an Bedeutung. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigten Wirkerei und Strickerei die meisten Arbeitskräfte, waren Gardinen- und Posamentenherstellung, Teppich- und Möbelstoffindustrie von überregionaler Bedeutung. Bei weiterhin wachsender absoluter Beschäftigtenzahl blieb der relative Anteil der Textilindustrie auch ausgangs des 19. Jahrhunderts und sogar bis zum Zweiten Weltkrieg erhalten. Im Jahre 1895 arbeiteten 52 Prozent, 1907 51 Prozent, 1925 noch 49 Prozent und 1939 46 Prozent der Beschäftigten der Region in der Textilindustrie. Weitaus mehr als dieses relative Beharren an führender Position in der Industrieregion charakterisiert die Textilindustrie des westsächsischen Industriegebietes aber, daß ihre Bedeutung im Gebiet zwischen Elbe- Saale und Oder gegenüber anderen Gewerbegebieten der Textil- und Bekleidungsindustrie wie Ostsachsen, Niederlausitz und Berlin kontinuierlich an Bedeutung gewann. Entfielen 1895 37 Prozent der in diesem Raum beschäftigten

9 G. Narweleit, S. 53; L. Baar, S. 77 S. 77; L. Demps, Die Maschinenbauanstalt von Franz Anton Egells und die Neue Berliner Eisengießerei - ihre Bedeutung für die Industrialisierung Berlins, in: Berliner Geschichte 1/1980, S. 22, 29; J. Hermann, S. 74.

10 Vgl. J. Kocka, Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850- 1890, Göttingen 1981, S. 24; J. Hermann, S. 74; J. Roesler, Wiederaufbau der Berliner Industrie 1945 bis 1947, in: Jahrbuch für Geschichte, Berlin 1987, S. 491.

Textilarbeiter auf die Chemnitzer Region, so waren es 1907 bereits 40 Prozent, 1925 42 Prozent und 1939 56 Prozent.¹¹

Der Maschinenbau machte um die Chemnitzer Region im 19. Jahrhundert keinen Bogen. Bereits Ende der zwanziger Jahre hatte der Mechaniker Haubold mit der Herstellung von Textilmaschinen begonnen. Er galt als Lehrmeister zahlreicher sächsischer Maschinenbauer. Anders jedoch als in Berlin war der sächsische Maschinenbau von vornherein eng mit der beherrschenden Textilindustrie verbunden. Bereits die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert arbeitenden größeren Spinnereien unterhielten eigene Reparaturwerkstätten für ihre Maschinen, in denen teilweise bereits neue Textilmaschinen gebaut wurden. Die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre gegründete Maschinenfabrik von Hartmann (als Sächsische Maschinenfabrik AG seit 1870 eines der bekanntesten deutschen Maschinenbauunternehmen), stellte zunächst Spinnereimaschinen, dann Webstühle her, ehe Hartmann sich auch der Produktion anderer Maschinenarten zuwandte.¹² Die Versorgung der sächsischen Textilbetriebe blieb Hauptaufgabe des Chemnitzer Maschinenbaus, auch als darüber hinaus ganz Deutschland Liefergebiet und zunehmend auch exportiert wurde. Um 1900 arbeiteten 17.000 Chemnitzer im Maschinenbau, davon 4.700 in der Sächsischen Maschinenfabrik. Auf den Maschinenbau entfielen 38 Prozent der industriellen Arbeitskräfte, etwa genauso viel wie auf die verschiedenen Zweige der Textilindustrie. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts überholte der Maschinenbau in Chemnitz - gemessen an den Beschäftigten - die Textilindustrie und wurde in der Region - mit deutlichem Abstand zur Textilindustrie - zum zweitwichtigsten Zweig.¹³ Im Jahre 1925 arbeiteten 63 Prozent aller Textilmaschinenbauer des Deutschen Reiches in Chemnitz. Die aus dem Textilmaschinenbau gezogenen Gewinne und die in den Textilmaschinenfabriken ausgebildeten Facharbeiter bildeten auch die Grundlage für den zweiten Zweig des Maschinenbaus, für den Chemnitz bald auch einen hohen Ruf genoß, den Werkzeugmaschinenbau.¹⁴

Vergleicht man den industriellen Strukturwandel in der Berliner und Chemnitzer Region über fast anderthalb Jahrhunderte (1800 - 1939), dann fällt auf, daß in beiden Gebieten zwar die Textilindustrie der Träger der Industriellen Revolution war, im Berliner Raum aber der die weitere Industrialisierung bestimmende Zweig bald von der Textilindustrie zum Maschinenbau und dann zur Elektroindustrie wechselte, während in Westsachsen der Strukturwandel im wesentlichen ausblieb.

Von entscheidender Bedeutung dürfte in Berlin der Strukturwandel von der Textilindustrie zum Maschinenbau gewesen sein, der den späteren Wandel zur elektrotechnischen Industrie durch das Vorhandensein eines großen Facharbeiterstammes in der Metallbranche begünstigte. Der Strukturwandel von der Textilindustrie zum Maschinenbau im Berliner Raum kann wohl kaum als Ergebnis primär weitsichtigerer Politik Berliner Unternehmer interpretiert werden, wie es sicher auch verkehrt wäre, die Beibehaltung des textilindustriellen Profils einer vermuteten unternehmerischen Trägheit oder dem Versagen sächsischer Wirtschaftspolitik anzulasten. Für die Richtigkeit der Beibehaltung der Ausrichtung auf Textilindustrie in Westsachsen spricht, daß deren Beschäftigtenzahl noch bis 1925 vergrößert werden konnte.¹⁵ Ausgangspunkte für das Auseinanderstreben der Strukturentwicklung beider Industrieräume war der

11 G. Rölling, S. 115; Ökonomische Geographie, S. 25, 33, 37, 42f.

12 Historischer Führer. Bezirke Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Leipzig 1981, S. 188ff.

13 Atlas zur Geschichte, Bd. 1, Gotha 1973, S. 98.

14 Die Bezirke der Deutschen Demokratischen Republik. Ökonomische Geographie, Berlin 1974, S. 263; G. Rölling, S. 91; Ökonomische Geographie, S. 25, 43.

15 Ökonomische Geographie, S. 26.

Beitritt Sachsens zum Deutschen Zollverein 1834, der beide Industrieregionen erstmals in einem Wirtschaftsgebiet vereinte.

Die Chemnitzer Textilindustrie, nicht nur in der Stadt wie im Falle Berlin, sondern vor allem in den Kleinstädten und "Industriedörfern" der weiteren Umgebung angesiedelt, konnte aus zwei Gründen kostengünstiger arbeiten und deshalb mit der Berliner Textilindustrie erfolgreich konkurrieren: Sie konnte sich, erstens, noch jahrzehntelang auf den billigeren Wasserantrieb stützen, während die Berliner Industriellen frühzeitig auf den mehr Kosten verursachenden Dampftrieb zurückgreifen mußten. Zweitens - und dies war im Untersuchungszeitraum ein Vorteil von Dauer -, konnten die Unternehmer im Raum Chemnitz die Textilarbeiterlöhne weit aus niedriger halten als in der Großstadt Berlin.¹⁶ Natürlich galt der Nachteil höherer Lohnkosten bis zu einem gewissen Grade auch für die Stadt Chemnitz, die 1883 Großstadt geworden war und nach Eingemeindungen 1914 321.000 Einwohner zählte. Noch im 19. Jahrhundert verlegten deshalb viele Textilfabrikanten ihre Unternehmen in das Erzgebirgsvorland bzw. das Westerzgebirge und überließen die Produktionsstätten des großstädtischen Zentrums der Textilregion dem Maschinenbau.¹⁷

II. Herausbildung und Selbstverständnis der Industrieunternehmerschaft

Für die Herausbildung eines unterschiedlichen Profils der Unternehmerschaft in den Industrien des Berliner und Chemnitzer Raumes waren zwei Momente von ausschlaggebender Bedeutung. Das unterschiedliche Stadt-Land-Verhältnis und die bald einsetzende Differenzierung in den die Industrialisierung tragenden Industriezweigen.

Im Chemnitzer Raum vollzog sich die Aufwärtsentwicklung des Textilgewerbes im 18. Jahrhundert zunächst außerhalb der Städte, in denen sich die Zünfte gegen das um sich greifende Hausgewerbe bis ins letzte Drittel des Jahrhunderts mit einigem Erfolg wehrten. Nicht vom Staat privilegierte Besitzer (zentralisierter und dezentralisierter) Manufakturen, sondern Kaufleute, die Gärtner, Häusler und Hausgenossen in den ländlichen Siedlungen des Westerzgebirges als Spinner und Weber verlegten, standen am Anfang der Entwicklung der Unternehmerschaft in der Chemnitzer Region. Erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgte in den ländlichen Regionen der Übergang vom Verlag zur dezentralisierten Manufaktur und zur Fabrik.¹⁸ Etwas anders und rascher vollzog sich die Entwicklung in Chemnitz selbst, wo bereits Anfang des 18. Jahrhunderts in der Barchent- und Kanevasherstellung dezentralisierte Manufakturen und Ende des 18. Jahrhunderts die ersten zentralisierten Manufakturen in der Kattundruckerei entstanden waren.¹⁹ Den Unternehmern der Chemnitzer Region blieb in der Regel für die Verwandlung vom Verleger-Kaufmann zum Fabrikanten zwei bis drei Generationen Zeit. Ihr Verhältnis zu den unmittelbaren Produzenten war auch in der Fabrik wesentlich durch die in Familientradition übergegangene Distanz des Verlegers zum abhängig Beschäftigten bestimmt.²⁰ Aus dieser Tradition rührte auch das Desinteresse des Unternehmers an den

16 L. Baar, S. 72.

17 Die Bezirke, S. 250.

18 H. Zwahr, Zur Herausbildung der deutschen Arbeiterklasse. Ein stadial - regionaler Vergleich, Berlin 1977, S. 24. Generell für Sachsen vgl. R. Forberger, Die industrielle Revolution in Sachsen 1800-1830, Bd. 1/1, Die Revolution der Produktivkräfte in Sachsen, Berlin 1982, S. 426ff.

19 Historischer Führer, S. 187.

20 Kocka hat in diesem Zusammenhang die Frage gestellt ob das Verhältnis von Verleger und Heimgewerbe nicht durch "eine Art Kriegszustand" gekennzeichnet war. (J. Kocka, Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen, S. 269ff.

sozialen Verhältnissen der bei ihm Beschäftigten und seine geringe Neigung, durch vorausschauend betriebene soziale Maßnahmen die Entstehung von Konflikten zu verringern bzw. zur Konfliktdämpfung beizutragen.²¹

Die Textilunternehmen des Berliner Raumes entstanden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Stadt, gegen die Zünfte geschützt durch Privilegien des preußischen Königs, als Ergebnis merkantilistischer Wirtschaftspolitik. Aus dem Handelskapital kommende und auch weiterhin in ihm agierende Unternehmer wie der Seidenmanufakturist Gotzkowsky oder die Firmen Splitgerber und Daum sowie Ephraim & Söhne errichteten ebenso wie die Berliner Kattundrucker zentralisierte Manufakturen, denen in dezentralisierten Spinnereien und Webereien zugeordnet wurde. Mittlere und kleinere Verleger und Manufakturunternehmer kamen überwiegend selbst aus dem Handwerk.²² Dem Berliner Unternehmer der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fehlte vielfach die für seinen Chemnitzer Berufsgenossen charakteristische Entwicklung vom Kaufmann zum Fabrikanten über mehrere Generationen und damit auch die daraus resultierende Distanz zum unmittelbaren Produzenten.

Noch deutlicher aber werden die Unterschiede zwischen den Fabrikanten des Berliner und Chemnitzer Raumes, wenn man die Unternehmer der regional jeweils dominierenden Branchen, d.h. die Textilfabrikanten Westsachsens den Berliner Maschinenbauunternehmern gegenüberstellt. Deren Vorfahren kamen in der Regel direkt aus dem Handwerk, waren Schlosser, Schmiede, Tischler und Zimmerleute. Der Pionier des Berliner Maschinenbaus, Egells, z.B. hatte Schlosser gelernt, sein Vater war Kupferschmied, der spätere "Lokomotivkönig" Borsig war gelernter Zimmermann, sein Vater Zimmerpolier.²³

Warum als Gründer im Maschinenbau kaum Kaufleute eine Rolle spielten, lag vor allem in der von der Textilindustrie in mehreren Punkten unterschiedlichen Art der Kapitalanlage und -verwertung begründet. Beim Maschinenbau handelte es sich um einen Bereich, in dem die Kapitalanlage sehr riskant war und nur durch Nutzung von Fachwissen und durch innovatives Verhalten des Unternehmers die schwierigen Anfangsjahre zu überstehen und später Gewinn zu machen waren. Für das Besitzbürgertum, so berichtet der Berliner Wirtschaftshistoriker Schröter, waren "Techniker, Maschinenbauer damals schon deshalb keine ansprechenden Berufe, weil sie noch mit Handarbeit verbunden waren".²⁴ Der aus dem Handwerk kommende Unternehmer im Maschinenbau war in der Anfangsphase noch sein bester Ingenieur und Werkmeister. Dem tüchtigen Fachmann wurde von seiten der Arbeiter Anerkennung, ja Bewunderung entgegengebracht. Nicht nur von der Cleverneß des Unternehmers, auch von den Fabrikarbeitern, die mit den gewöhnlich auf Kredit erworbenen kostspieligen Einrichtungen der Maschinenbaubetriebe (z.B. Gießereien, die damals in der Regel in die "Maschinenbauanstalten" integriert waren) zu hantieren hatten, hing Existenz und Profitabilität der Maschinenbauunternehmen in der Anfangsphase wesentlich ab. Diese Arbeiter waren nicht beliebig austauschbar, der sorgfältige Umgang mit ihnen, ihre Pflege als "Stammarbeiterschaft" ergab sich allein schon aus rein ökonomischen Gründen.²⁵ In vieler Hinsicht hatten im

21 H. Zwahr, Zum Gestaltwandel von gewerblichen Unternehmen und kapitalabhängigen Produzenten. Entwicklungstypen gewerblicher Warenproduktion in Deutschland, in: Jahrbuch für Geschichte 32, 1985, S. 58.

22 K. H. Kaufhold, Das Gewerbe in Preußen um 1800, Göttingen 1978, S. 318, 321f. Vgl. auch I. Mittenzwei/E. Herzfeld, Brandenburg-Preußen 1658-1789, Berlin 1987, S. 304.

23 H. Zwahr, Zum Gestaltwandel von gewerblichen Unternehmen, S. 59.

24 A. Schröter/W. Becker, Die deutsche Maschinenbauindustrie in der industriellen Revolution, Berlin 1962, S. 70.

25 Ebenda, S. 71ff..

aufstrebenden Maschinenbau Unternehmer und Arbeiter gemeinsame Interessen, konnten voneinander Achtung empfinden, standen sich nicht nur hinsichtlich ihrer Herkunft aus dem überwiegend handwerklichen Milieu nahe. Egells z.B. fühlte sich noch ganz als Schlosser und "Mechanicus" und war an der Konstruktion der in seinem Werk hergestellten Dampfmaschinen noch selbst beteiligt. Neben ihm führten zwei "Faktoren" (Werkmeister) die Aufsicht über die bald 500 Arbeiter des in den dreißiger und vierziger Jahren führenden Maschinenbauunternehmens Berlins. Einer von ihnen, Borsig, schied 1836 aus Egells Unternehmen aus, wurde selbst - wie auch der andere "Faktor", Wöhler - zum Unternehmer. Borsigs Eigenkapitalbeitrag kam durch Beteiligung am Umsatz von Egells Firma und eine reichliche Abgangsprovision zusammen. Dieses Beispiel zeigt, daß das - für Siemens von Jürgen Kocka bisher wohl am besten beschriebene²⁶ - frühe Angestelltenverhältnis, die soziale Stellung der Werkmeister zwischen Teilhaber und Arbeiter, eine maßgebliche Voraussetzung für den Aufstieg einzelner Arbeiter zum Unternehmer war.

Borsig konnte, nachdem er zunächst jeden Auftrag hatte annehmen müssen, in den vierziger Jahren vor allem durch die Herstellung von Lokomotiven seinen Betrieb festigen und ausdehnen. Im Jahre 1848 beschäftigte er bereits 1.500 Arbeitskräfte.²⁷ Es ist wohl verständlich, daß das besondere Verhältnis, das die "Gründer-Unternehmer" zu ihren Beschäftigten hatten, von den Nachfahren, den "geborenen Bourgeois" (Zwahr), nicht im gleichen Maße beibehalten wurde. Egells Unternehmen blieb nach seinem Tode 1854 im Besitz der Familie. Es wurde in den siebziger Jahren in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Beides waren Stufen der Lösung der einstigen Personalunion von Besitzer und Betriebsleiter.²⁸ Jedoch blieben Reste der ursprünglichen patriarchalisch geprägten Belegschaftsführung erhalten und wurde das Prinzip sozialer Fürsorge Bestandteil der Familien- und Werkstradition des betreffenden Unternehmens.²⁹ Seinen spezifischen Ausdruck fand die sozialpolitische Tradition in der Errichtung von Werksiedlungen, die sich im Berliner Raum in größerem Maße entwickelten, als seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die Berliner Maschinenbauunternehmen aus den dichtbesiedelten Stadtbezirken in die Stadtrandgebiete verlagert wurden. 1898 entstand so neben den Borsigwerken nordwestlich von Berlin Borsigwalde, eine Siedlung aus Dreifamilienhäusern mit Mieten, die für den Arbeiter erschwinglich waren.³⁰ "Nicht nur durch die Mietshäuser, sondern auch durch vielfältige soziale Einrichtungen wurde Borsig wichtigster Partner für die Siedlungsbewohner", heißt es in einer Chronik von Borsigwalde. "Während des ersten Weltkrieges richtete Borsig eine Säuglingsfürsorgestation, einen werkseigenen Konsum, eine Kriegsküche und schließlich das Kinderheim Borsigwalde ein; Jugend- und Sportvereine wurden gelegentlich unterstützt".³¹

Ähnlich wie die Familie Borsig verfuhr das Maschinenbauunternehmen Schwartzkopff, als es im Jahre 1900 in den südöstlichen Vororten Berlins zusammen mit einer Lokomotiv- und Maschinen- und Apparatefabrik die Siedlung Wildau errichten ließ.³² Allen Berliner Unterneh-

26 J. Kocka, *Unternehmer in der deutschen Industrialisierung*, Göttingen 1975, S.30ff.

27 L. Demps, S. 17 - 20.

28 Ebenda, S. 29.

29 Jürgen Kocka unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen einem "ursprünglichen 'gewachsenen' und einem 'bewußt erneuerten und geplanten Patriarchalismus'. (Vgl. J. Kocka, *Industrielles Management: Konzeptionen und Modelle in Deutschland vor 1914*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 56, 1969, S. 332-372.

30 Vgl. H.-J. Rach, *Die Dörfer in Berlin*. Ein Handbuch der ehemaligen Landgemeinden im Stadtgebiet von Berlin, Berlin 1988, S. 278; A. Lange, *Das Wilhelminische Berlin*, Berlin 1967, S. 116.

31 Die Entstehung von Borsigwalde, T. 2, Berlin 1984, S. 1.

32 Vgl. *Historischer Führer. Bezirke Potsdam, Frankfurt (Oder), Leipzig* 1987, S. 136.

men vorangegangen war in dieser Art von Siedlungsgründungen der Wäscherei- und Färbereibesitzer Wilhelm Spindler, der 1871/82 ein großes "Zweigetablisement" in Köpenick, südöstlich von Berlin, errichtete und neben der Fabrik auch eine Anzahl von Arbeiterwohnungen erbauen ließ, die den Grundstock der Siedlung Spindlersfeld bildeten.³³

Weitreichende Bedeutung für die Berliner Industrieunternehmenswelt hatte die Tatsache, daß die Bedingungen für die Herausbildung der Unternehmen in der Elektroindustrie sich in den Anfangsjahren wenig von denen im Maschinenbau einige Jahrzehnte zuvor unterschieden und damit auch zur Ausprägung patriarchalischer Unternehmensstrukturen beitrugen. Werner von Siemens, auf einer preußischen Ingenieur- und Artillerieschule ausgebildet, und Georg Halske, gelernter Präzisionsmechaniker, begannen als Besitzer einer Mechanikerwerkstatt und verdankten den Aufstieg ihres Unternehmens vor allem ihrer Erfindergabe und einer Facharbeiterschaft, die gewillt und in der Lage war, die innovativen Ideen der Gründer in immer neue Produkte umzusetzen.³⁴ Über das Verhältnis der Erfinder zu ihren Beschäftigten schreibt Jürgen Kocka: "Obwohl sie bei der Ausführung der Arbeiten kaum noch selbst Hand anlegten, wirkten Georg Halske und Werner Siemens in ihrer 1847 gegründeten Berliner Telegraphen-Bauanstalt auch durch ihre dauernde Anwesenheit, durch persönliches Vorbild und direkte Aufsicht. Sie wohnten im Fabrikgebäude. Es kam vor, daß sie in der Werkstatt eine Konstruktionsskizze selbst mit Kreide auf den Boden improvisierten. Sie kannten die Materie".³⁵

Siemens bekannte sich, als sein Unternehmen groß geworden war, weiterhin zur sozialen Fürsorge für die Belegschaft. Über die für das Unternehmen positiven Folgen der Errichtung einer Pensionskasse schrieb er, den unternehmerischen Nutzen des Paternalismus unterstreichend: "Die Leute fühlen sich durch die Kasse dauernd mit der Fabrik verbunden, der schädliche Wechsel der Arbeiter hat dabei wesentlich abgenommen..."³⁶ Als die Firma Siemens, inzwischen zum Weltunternehmen herangewachsen, im Jahre 1897 im Nordwesten Berlins ein 200 ha großes Gelände kaufte, um dort neue Werksteile zu errichten, planten sie von vornherein den Bau einer Arbeitersiedlung mit ein, die 1914 offiziell den Namen Siemensstadt erhielt.³⁷

Natürlich waren die für Berlin geschilderten Fälle insofern und solange Ausnahmen, wie die Maschinenbau- und Elektroindustrieunternehmen noch nicht Großbetriebe waren, die tausende oder gar zehntausende von Arbeitern beschäftigten. Bis in das 20. Jahrhundert hinein stammte noch die Mehrzahl der Berliner Unternehmer aus dem Konfektionsbereich, beutete der Unternehmer über Zwischenmeister die in Heimarbeit an den Nähmaschinen beschäftigten Arbeiterinnen aus und besaß keinerlei sozialfürsorgliche Ambitionen.³⁸ Geprägt wurde allerdings das Selbstverständnis der Berliner Unternehmer, ihre Bereitschaft, sozialen Konflikten vorzubeugen, durch diese Art Unternehmer nicht.

Im Chemnitzer Raum dagegen konnte die "Berliner Variante" unternehmerischen Selbstverständnisses, die sich dort vor allem in den Industriezweigen Maschinenbau und Elektroindustrie entwickelte, nicht dominant werden. Zwar besaß auch der Raum Chemnitz, insbesondere die Stadt selbst, ihre aus dem Handwerk hervorgegangenen Unternehmer. Haubold war Zimmerge-

33 A. Lange, Berlin zur Zeit Babels und Bismarcks, Berlin 1959, S. 105.

34 Vgl. W. Baumgardt, Das Fundament. Schöpferische Menschen des XIX. Jahrhunderts. Darmstadt 1952, S. 184-186.

35 J. Kocka, Arbeitsverhältnisse, S. 497-498.

36 Zitiert in: H. Zwahr, Zum Gestaltwandel von gewerblichen Unternehmern, S. 60.

37 H-J. Rach, Die Dörfer in Berlin, S. 312.

38 L. Baar, S. 76.

selle, sein Vater Zimmermann. Hartmann war Zeugschmiedegeselle, sein Vater Schuhmacher.³⁹ Diese Handwerker- Unternehmer waren jedoch für die Chemnitzer Region insgesamt ebenso wenig charakteristisch wie der Maschinenbau, dem sie in der Stadt zum Durchbruch verhalfen. Ebenso wie die Textilindustrie dominierte, bestimmten auch die Textilunternehmer im Chemnitzer Raum das Selbstverständnis der ansässigen Unternehmerschaft. Im Berlin der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts hätte es sehr merkwürdig gewirkt, wenn wie 1837 in Chemnitz Klage darüber geführt worden wäre, daß sich so viele "einheimische, mehr aber noch auswärtige Gesellen... selbständig dadurch etabliert" hätten, "daß sie sogenannte mechanische Werkstätten errichteten, oder sich als Maschinen- oder Stuhlbauer niederließen".⁴⁰

Paternalistische Ambitionen waren den Chemnitzer Unternehmern in der Regel fremd. Das Konfrontationsdenken gegenüber der "disziplinlosen und unbotmäßigen" Arbeiterschaft war ausgeprägt. Nicht zufällig entstand in Chemnitz auf Initiative eines dort ansässigen Unternehmers, des Vorstehers des dortigen "Manufactur- und Handelsstandes" Peter Otto Clauß, 1829 mit dem "Industrieverein" der erste stabile regionale Industrie-Unternehmerverband in Deutschland, dem sich die führenden Industriellen Sachsens bald darauf anschlossen.⁴¹

Hatte dieser Verband auch noch über eine gegen die sächsische Regierungsbürokratie, die dem freien Unternehmertum mißtrauisch gegenüberstand, gerichtete Spitze, so gehörte der 1891 bzw. 1896 in Chemnitz gegründete "Verband von Arbeitgebern der sächsischen Textilindustrie" eindeutig zu den "Scharfmachern"⁴² der Unternehmenseite bei industriellen Konflikten im sächsischen Raum. Der Leiter des Verbandes, der sächsische Textilindustrielle Hermann Vogel, war einer der Initiatoren des ersten zentralisierten deutschen Arbeitgeberverbandes, der 1904 gegründeten "Hauptstelle Deutscher Arbeitgeberverbände", dessen Gründungskomitee auf der Berliner Versammlung des sächsischen Verbandes Anfang 1904 ins Leben gerufen wurde.

III. Der Prozeß der Klassenbildung in der Industriearbeiterschaft und ihr Verhalten in Konfliktsituationen mit der Unternehmerschaft

Als typisch für den Prozeß der Herausbildung des Industrieproletariats in der Chemnitzer Region kann seine Entstehung in der Fürstlich und Gräfllich Schönburgschen Herrschaft (mit der Residenz Glauchau, 40 km westlich von Chemnitz) angesehen werden. Hartmut Zwahr hat den Prozeß der ökonomischen Konstituierung der Textilarbeiterschaft dieses Gebietes in fünf Stufen eingeteilt und wie folgt beschrieben:⁴³

Während einer ersten Stufe verloren die selbständigen Weber im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts mit dem Übergang zur Baumwollweberei ihren Zugang zu den Rohstoffquellen. Sie wurden fortan durch Kaufleute mit Ausgangsmaterial versorgt. Denen gelang es allmählich, auch den Absatzmarkt für Webereiprodukte unter ihre Kontrolle zu bringen. Die Weber waren nunmehr dem Kaufsystem unterworfen, organisierten jedoch weiterhin die Produktion und gestalteten das Produkt.

Während der zweiten Stufe wurden die Weber verlegt und parallel dazu bzw. zeitlich anschließend in eine dezentrale Manufaktur integriert. Der vollständige Übergang zur dezentralen Manufaktur war von der Umstellung der Kattun- auf die Buntweberei begleitet, die der

39 H. Zwahr, Zum Gestaltwandel von gewerblichen Unternehmern, S. 59.

40 Zitiert in: A. Schröter/W. Becker, Die deutsche Maschinenbauindustrie, S. 77.

41 Historischer Führer Leipzig-Karl-Marx-Stadt, S. 189.

42 Im "Reichsmaßstab dominierten bei den "Scharfmachern" die Schwerindustriellen. Vgl. G.A. Ritter/K. Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992, S. 416-420.

43 H. Zwahr, Proletariat und Bourgeoisie in Deutschland. Studien zur Klassendialektik, Köln 1980, S. 59-70.

Glauchauer Textilproduktion bald das Gepräge gab. Der Weber wurde vom Kauf- zum Lohn- und Musterweber, der in seiner Wohnung mit Frau und Kind auf dem Handstuhl webte, Garn sowie Muster vom Verleger-Kaufmann bzw. Manufakturisten bezog und ihm die fertige Waren ablieferte. Der Weber war zum Teilarbeiter der dezentralen Manufaktur geworden. Er blieb rechtlich selbständig, war aber voll in die arbeitsteilig organisierte Koordination des Produktionsprozesses durch den Unternehmer eingespannt⁴⁴, d.h. er verlor die selbständige Entscheidung über Organisation und Gestaltung der Produktion.

In einer dritten Stufe der Abhängigkeit entstand der Lohnweber ohne eigene Produktionsmittel. Er produzierte meist noch in eigenen Räumen, auf mechanischen Webstühlen, die dem Manufakturisten gehörten, welcher der Weberfamilie zugleich Garn und Muster zuwies.

Eine vierte Stufe der Herausbildung der Fabrikarbeiterschaft im Chemnitzer Raum war mit der Einbeziehung der Weberfamilien in die am Ort entstehenden Fabriken gegeben: in die Streichgarnspinnereien, die Appreturanstalten, die mechanischen Webereien und die Färbereien. Viele auf dem Lande wohnende Hausweber gaben unter diesen Bedingungen ihre bisherige Tätigkeit auf. Sie gingen in die Fabriken der entstehenden Industriedörfer, wurden Fabrikarbeiter, oder sie migrierten in die Städte und verdingten sich dort als Lohnarbeiter. Mit dieser fünften Stufe war die ökonomische Formierung des Fabrikproletariats abgeschlossen. Sie umfaßte den Zeitraum vom ersten Drittel des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, also mehrere Generationen. Die Weber wurden im Ergebnis dieses langfristigen Prozesses zu "geborenen" Fabrikarbeitern bzw. wanderten aus der näheren Umgebung in die (mit Ausnahme von Chemnitz) kleineren Städte der Region. Das geschah in der Regel, ohne daß die Verbindung zum Heimatort abbrach.

Die ökonomische Lage des entstehenden Fabrikproletariats war dadurch charakterisiert, daß insbesondere in der Periode der dezentralen Manufaktur konjunkturell bedingte Stockungen und strukturelle Absatzprobleme vom Unternehmer voll auf den Produzenten abgewälzt wurden, indem er weniger Rohstoffe zuwies bzw. Produkte abnahm. Die Unternehmer gingen davon aus, daß die Weberfamilien in den Dörfern auf Naturalbezüge oder (landwirtschaftlich-gärtnerischen) Nebenerwerb ausweichen konnten.

In Notlagen sich selbst überlassen, führte - gemeinsam mit dem überkommenen Berufsstolz als ursprünglich selbständiger Produzent und der schon im 18. Jahrhundert nicht mehr vorwiegend landwirtschaftlich oder ländlich geprägten Lebensweise - dazu, daß das Selbstbewußtsein der Textilarbeiter mit dem Übergang in die Fabrik nicht durch einen "Kulturschock" gebrochen wurde. Verallgemeinernd hat Thomas Nipperdey darauf hingewiesen, daß der Übergang von der ländlichen zur städtischen Arbeit nicht immer "unmittelbar und hart, mit allen Anpassungsproblemen, die man aus der Industrialisierungsgeschichte kennt", verbunden war und verweist auf "gleitende Übergänge dort, wo die industrielle Arbeit "landnah" oder "hausgewerbenah" war".⁴⁵ Es kam zu einer relativ frühen Ausprägung des Bewußtseins der Produzenten über prinzipiell unterschiedliche Interessen von Unternehmern und Arbeitern und zu der Erkenntnis, daß man bei der Verwirklichung des Wunsches nach Verbesserung der eigenen Lage im wesentlichen auf sich selbst und seinesgleichen angewiesen war.⁴⁶

Somit waren in der Chemnitzer Region relativ früh Voraussetzungen für die Herausbildung einer übergreifenden Lohnarbeiteridentität entstanden, die auf die Entwicklung von Klassenbewegung und -organisation des Proletariats nicht ohne Einfluß blieben.

44 Vgl. K.-H. Kaufhold, S. 233.

45 Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1991, S. 293.

46 H. Zwahr, Zur Herausbildung der deutschen Arbeiterklasse, S. 30.

Es verwundert daher nicht, wenn die Arbeiterschaft in der Chemnitzer Region sich gewerkschaftlich und politisch relativ frühzeitig zu organisieren begann. Von seiten der staatlichen Behörden zugelassen waren zunächst nur Unterstützungsvereine, die sich teilweise aber auch schon mit Erfolg für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen ihrer Mitglieder einsetzten, wie z.B. die seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wirksamen Chemnitzer Kattundruckervereine. Im Revolutionsjahr 1848 kamen die Kooperationen der Maschinenspinner und Maschinenbauer hinzu, die sich infolge der eingetretenen Liberalisierung nicht mehr hinter der Tarnung einer Hilfskasse zu verbergen brauchten.⁴⁷

Die Solidarorganisationen der ersten Generation fielen der Reaktionsphase, die der Revolution folgte, zum Opfer. Erst 1862 wurde in Sachsen das Koalitionsverbot aufgehoben. Bezeichnenderweise war es wieder die Chemnitzer Region, in der die erste Textilarbeitergewerkschaft Sachsens - die Allgemeine Manufaktur-, Fabrik- und Handarbeitergenossenschaft - im November 1869 (in Crimmitschau) gegründet wurde. Die Gewerkschaft zählte im Gründungsjahr 36 "Mitgliedschaften" mit etwa 5.000 Arbeitern. Im Aufruf des provisorischen Ausschusses wurde darauf verwiesen, daß bei einer "stets zunehmenden Konkurrenz" und sich "immer großartiger entwickelnden Großproduktion, verbunden mit Krisen" die "sociale Stellung" der Arbeiter "immer schlimmer gemacht worden" sei.⁴⁸ Ursachen und Kontrahenten des gewerkschaftlichen Kampfes waren bereits beim Namen genannt. Im Manifest war auch der Einfluß politischer Auffassungen deutlich zu spüren. Die Formulierung, daß Krisen "durch den das Mark der Völker aussaugenden Militarismus noch verschärft werden", weist auf Einflüsse der wenige Monate zuvor gegründeten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei hin. Diese Einflüsse waren nicht zufällig.

Bereits 1866 hatte Wilhelm Liebknecht während einer Agitationsreise durch Sachsen auf einer überfüllten Volksversammlung des Chemnitzer Arbeitervereins gesprochen und u.a. zum Anschluß an die I. Internationale aufgefordert. In Vorbereitung der Wahlen zum Norddeutschen Bund beriefen Wilhelm Liebknecht und August Bebel im August 1866 eine Landesversammlung der Arbeitervereine nach Chemnitz. Ziel war es, eine aktionsfähige Partei für die bevorstehenden Wahlen zum Parlament des Norddeutschen Bundes zu schaffen. Diese kam dann unter Beteiligung von Vertretern des liberalen Bürgertums und von Bevollmächtigten des lassalleanischen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV) zustande.

Die so entstandene Sächsische Volkspartei kandidierte für die Bundeswahlen in drei Wahlkreisen Sachsens mit überwiegender Arbeiterbevölkerung und konnte in zwei Wahlkreisen der Chemnitzer Region, Glauchau - Meerane und Crimmitschau - Zwickau, Abgeordnetensitze erringen. Der Erfolg der Sächsischen Volkspartei basierte zwar noch auf dem "Kompromiß von Chemnitz", d.h. der Formel vom sozialen Ausgleich des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit. Doch spielten lassalleanische "Arbeiterschaften" und die Gewerkvereine von Hirsch in dem 1869 gegründeten Textilarbeiterverband kaum noch eine Rolle.⁴⁹ Die vom ADAV beeinflusste Textilarbeitergewerkschaft hatte wesentlichen Anteil am Zustandekommen von Streiks um höhere Löhne bei den Chemnitzer Kattundruckern im Mai 1870 und den Webern und Färbern in Meerane im April 1871.⁵⁰

⁴⁷ H. Mottek, S. 253.

⁴⁸ Zitiert in H. Mottek, S. 253.

⁴⁹ Ebenda

⁵⁰ Vgl. W. Steglich, Eine Streiktabelle für Deutschland 1864 bis 1880, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, T. 2, 1960, S. 256-257.

Nicht mehr das Streben nach Ausgleich, sondern die Durchsetzung eigener Forderungen - notfalls auch in bewußter Konfrontation - wurde im Streik der Chemnitzer Maschinenbauer deutlich. Im Oktober 1871 trat die Belegschaft der Sächsischen Maschinenfabrik AG (vormals Hartmann) in den Ausstand. Wegen der unnachgiebigen Haltung der Unternehmensleitung schlossen sich sämtliche Metallarbeiter der Stadt dem Streik an.⁵¹ Dadurch wurde dieser Streik zu dem bis dahin größten in Deutschland. Er war zudem der erste Streik in der deutschen Großindustrie, der unter Leitung eines Sozialdemokraten (Johann Most) stand. Die Streikfront der Chemnitzer Arbeiter bröckelte erst in der zweiten Novemberhälfte infolge von Versprechungen und Aussperrungsdrohungen der Unternehmer ab. Nach dem Zusammenbruch des Streiks maßregelten die Unternehmer die aktiven Streikteilnehmer, vor allem die Mitglieder der Streikleitung, des "Centralkomitees". Fast 2.000 Arbeiter wurden entlassen, viele zur Auswanderung gezwungen, einige auch strafrechtlich verfolgt.⁵²

Der Streik machte über die Branche hinaus in Chemnitz und Umgebung gewaltigen Eindruck. Er hatte eine Verhärtung der Fronten der Konfliktparteien im Arbeitskampf zur Folge - und zwar auf beiden Seiten. Die Chemnitzer Maschinenbaufabrikanten und Eisengießereibesitzer leiteten einerseits bereits während des Streiks erste Schritte ein, die schließlich im Januar 1872 zur Gründung des "Vereines deutscher Maschinenfabrikanten, Eisengießereibesitzer, Hüttenwerksbesitzer und verwandter Industrieller" (in Berlin) führten. Andererseits entzogen der Streik und seine Zerschlagung jenem auf Interessenausgleich und Interaktion von Bürgertum und Arbeiterschaft (gegen den bürokratischen sächsischen Staat) basierenden "Kompromiß von Chemnitz" endgültig seine Grundlage. Nach dem Streik stieg in der Chemnitzer Region der Einfluß der Sozialdemokratie. Der als Streikführer 1871 hervorgetretene Johann Most wurde 1874 und 1877 im Wahlkreis Chemnitz in den Reichstag gewählt. Ebenso wie den Chemnitzer konnte die Sozialdemokratie den benachbarten Wahlkreis Glauchau - Meerane bis zum Ende des Kaiserreiches fast ununterbrochen behaupten.⁵³ Auch die Gewerkschaftsbewegung, die auf dem Metallsektor während des Streiks von 1871 noch schwach entwickelt war, begann sich in den folgenden Jahren in der Chemnitzer Region straffer zu organisieren. Wenn es in den dem großen Metallarbeiterstreik von 1871 folgenden Jahren bis 1880 in Chemnitz nur zu kleineren Arbeitsniederlegungen kam, dann aus zwei Gründen: Erstens hatten die drakonischen Maßnahmen der Unternehmer ihre Wirkung nicht verfehlt. Zweitens ging die Streikbereitschaft in ganz Deutschland nach dem Ende der Gründerjahrekonjunktur 1873 generell zurück.⁵⁴

Zu einer ähnlich ausgeprägten Konfrontation zwischen Unternehmern und Arbeiterschaft wie 1871 kam es im Chemnitzer Raum erst wieder 1903/04. Im August 1903 waren 600 Arbeiter aus fünf Textilfabriken Crimmitschau für den Zehnstundentag und Lohnerhöhungen in den Streik getreten. Die im Arbeitgeberverband der sächsischen Textilindustrie (mit Sitz in Chemnitz) organisierten Unternehmer gingen rasch auf Konfrontationskurs und drohten mit der Aussperrung sämtlicher Crimmitschauer Textilarbeiter. Daraufhin traten die 7.800 Crimmitschauer Fabrik- und 1.300 Heimarbeiter geschlossen in den Ausstand. Sie legten damit die Produktion in den 83 Textilfabriken am Ort still. Die Unternehmer antworteten mit Korruptionsversuchen, Aussperrung und - nach Aufhebung der Aussperrung Mitte Oktober 1903 - durch die Anwer-

51 Die Zahl der am Streik Beteiligten wird mit 6.000-8.000 angegeben. Steglich spricht von 6-7.000, die Autoren des Historischen Führers von 8.000 (Vgl. *W. Steglich*, S. 261; *Historischer Führer. Bezirke Leipzig-Karl-Marx-Stadt*, S. 192).

52 *Historischer Führer. Leipzig-Karl-Marx-Stadt*, S. 192-193.

53 *H. Zwahr*, Zur Herausbildung der deutschen Arbeiterklasse, S. 29.

54 *H. Steglich*, S. 242, 269-282.

bung von Streikbrechern. Diese wurden anfangs aus benachbarten Orten der Region geholt, dann auch aus Böhmen und Mähren. Im Dezember 1903 verhängte die beunruhigte sächsische Regierung den Kleinen Belagerungszustand über Crimmitschau. Streikversammlungen wurden nunmehr verboten oder aufgelöst, hohe Geld- und Gefängnisstrafen verhängt, das Streikpostenstehen untersagt.

Mit den sich in Crimmitschau gegenüberstehenden Arbeitskämpfparteien solidarisierten sich die Arbeiter- bzw. Unternehmerorganisationen und -parteien Sachsens und des Reichs. Nach einem Solidaritätsaufruf der Sozialdemokratin Clara Zetkin gingen innerhalb einer Woche über 1,2 Millionen Mark für die Streikenden in Crimmitschau ein. Aus Furcht, ein Streikerfolg in Crimmitschau könne den Ausgang künftiger Arbeitskämpfe in der Textilindustrie bzw. der gesamten sächsischen Industrie vorherbestimmen, ersetzten die sächsischen Unternehmerverbände den Crimmitschauer Fabrikanten den Gewinnausfall. Als die begrenzten Mittel der sächsischen Arbeitgeberverbände zusammenschmolzen waren, wandten diese sich an zentrale Arbeitgeberorganisationen in ganz Deutschland, die mit Finanzspritzen zu Hilfe kamen. Die praktizierte Solidarität der Unternehmer in der Crimmitschauer Auseinandersetzung hatte den Zusammenschluß der beiden bis dahin konkurrierenden deutschen Unternehmerverbände in einem Kartell zur Folge, aus dem 1913 die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände als (bis 1933) Spitzenorganisation der deutschen Unternehmerschaft hervorging.⁵⁵

Gewaltsame Konfliktaustragung an Stelle der Suche nach Kompromissen durch die straff organisierten Kontrahenten im Arbeitskampf waren auch charakteristisch für einen weiteren Streik im Chemnitzer Raum von überregionaler Bedeutung - dem "Recenia"- Streik in Hartmannsdorf vom November 1929 bis Februar 1930. Die beginnende Weltwirtschaftskrise hatte die Arbeitslosigkeit in Sachsen emporschnellen lassen. Dies wurde von den Industriellen teilweise benutzt, die im großen sächsischen Textilarbeiterstreik von 1928/29 - in einer Konjunkturperiode also - von den Arbeitern errungenen Vergünstigungen wieder abzubauen. Der Aufsichtsrat des "Recenia"- Werkes, eines Wirkwarenbetriebes, war anderen Unternehmen mit dem Beschluß über einen 20 - 37 prozentigen Lohnabbau vorangegangen. Die Belegschaft trat in der Erwartung, daß von ihrem Widerstand nicht nur der Lohn an Ort und Stelle sondern auch für andere Unternehmen der sächsischen Textilindustrie abhing, in den Streik. Er wurde zum ersten größeren Streik zu Beginn der Weltwirtschaftskrise, in dem Betriebsarbeiter und Erwerbslose sich gemeinsam gegen den Sozialabbau wehrten. Die Unternehmer verklagten die Streikenden auf Schadensersatz wegen Bruch der tariflichen Vereinbarungen. Die Textilarbeitergewerkschaft wich gegenüber dem Vorgehen der Unternehmer zurück. Die Arbeiter der "Recenia" bildeten eine eigene Streikleitung. Am Tage der Entscheidung des Chemnitzer Arbeitsgerichtes über die Klage der Unternehmer kam es zu einer Massendemonstration, an der sich außer den Streikenden auch Tausende von Erwerbslosen aus den umliegenden Industrieorten und aus Chemnitz beteiligten. Polizisten schossen auf den Demonstrationzug. Fünf Arbeiter wurden erschossen, zwanzig verletzt. Die darauffolgenden Protestkundgebungen in Chemnitz und anderen sächsischen Städten veranlaßten die Landesregierung, den Kleinen Belagerungszustand zu verhängen.

Der Streik wurde abgewürgt. Die Streikführer verloren ihre Arbeitsstellen und wurden auf die "schwarzen Listen" der Unternehmer gesetzt, ein Teil der Demonstrationsteilnehmer wegen Landfriedensbruch und Aufruhr angeklagt und z.T. verurteilt. Die von den Arbeitern befürchtete Lohnsenkung in der gesamten sächsischen Textilindustrie konnte allerdings verhindert

⁵⁵ Historischer Führer. Leipzig-Karl-Marx-Stadt, S. 248-249.

werden. Die im Jahre 1927 aus dem in Chemnitz ansässigen Arbeitgeberverband der sächsischen Textilindustrie und dem Arbeitgeberverband Ostachsen hervorgegangene Vereinigung sächsischer Textilarbeiterverbände war während des Streiks besonders militant in Erscheinung getreten.⁵⁶

Politisch stand hinter dem "Recenia"- Streik nicht mehr wie im Falle der beiden zuvor geschilderten Arbeitskämpfe im Chemnitzer Raum die SPD, sondern die KPD, dessen lokale Organisation auch in die Streikleitung eingetreten war. Der in Chemnitz geborene Fritz Heckert hatte 1916 die Chemnitzer Linken organisiert, eine der stärksten Spartakusorganisationen in Deutschland. Heckert gründete bereits wenige Tage nach der Bildung der KPD in Berlin die Ortsgruppe Chemnitz, der rasch weitere in der Region folgten. Bei den Wahlen zum ersten Reichstag der Weimarer Republik im Juni 1920 erreichte Heckert in seinem Wahlkreis Chemnitz - Zwickau als einziger ein Direktmandat für die KPD. In Westsachsen erhielt die KPD in diesen Wahlen 9,2 Prozent aller Stimmen, im Jahre 1924 waren es doppelt so viel (19,5 Prozent), im November 1932 21,4 Prozent und selbst bei den durch nationalsozialistischen Terror bereits stark geprägten Wahlen vom März 1933 nochmals 19 Prozent.⁵⁷

Rückblickend auf bemerkenswerte Streikaktionen seit Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts läßt vermuten, daß die Arbeiterschaft in der Chemnitzer Region relativ früh über eigene Kommunikations- und Organisationsstrukturen verfügt haben muß. Tatsächlich war die "Chemnitzer Freie Presse" (1871-1878) eine der ersten sozialdemokratischen Arbeiterzeitungen, die trotz zahlreicher Verbote rasch einen großen Leserkreis erreichte. Nach deren endgültigem Verbot infolge des Sozialistengesetzes gründete die SPD zwanzig Jahre später, im Jahre 1899, die "Chemnitzer Volksstimme", in der von 1902 bis 1918 Gustav Noske als Redakteur arbeitete. Gegen den Einfluß der "Chemnitzer Volksstimme" schuf die Chemnitzer KPD bereits im November 1918 ein eigenes Presseorgan, "Der Kämpfer". Er war bis zu seinem Verbot durch die Nationalsozialisten 1933 das regionale Presseorgan der KPD.⁵⁸

Das Fehlen bzw. der geringe Einfluß paternalistischer Traditionen und Ambitionen bei den Unternehmern und ein frühzeitig entwickeltes Selbstbewußtsein der Arbeiterschaft, das sich seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im gewerkschaftlichen Kampf mit eindeutig feststellbarem politischem Hintergrund manifestierte, machte in kritischen Situationen die Konfrontation und nicht gegenseitige Konzessionen zur Hauptform der Auseinandersetzung zwischen Arbeitern und Unternehmern und ließ eine Kultur der Konfliktregelung zwischen den straff organisierten und rasch militant auftretenden Kontrahenten in der Region nicht aufkommen. Klassenübergreifende Interaktionen waren im wesentlichen auf den verhältnismäßig kurzen Zeitraum der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts beschränkt, als liberal und demokratisch eingestellte Unternehmer mit Vertretern der selbständig gewordenen Arbeiterbewegung in der Sächsischen Volkspartei gegen die konservativ geprägte staatliche Bürokratie in Sachsen zusammengegangen waren.

Wenn es richtig ist, daß in der Chemnitzer Region wesentliche Voraussetzungen des für die Zeit nach 1870/71 charakteristischen Konfrontationskurses, der in größeren zeitlichen Abständen durch mit besonderer Härte und Militanz geführte Streiks sichtbar wurde, bereits im Prozeß der Industriellen Revolution seit etwa 1800 gelegt wurden, d.h. durch die spezifische Art und Weise wie sich Arbeiterschaft und Unternehmenschicht hauptsächlich rekrutierten, dann wären für Berlin historisch andere Formen der Klassenauseinandersetzung und eine andere Kultur der

56 Ebenda, S. 201, 207-208.

57 Vgl. Atlas zur Geschichte, Bd. 2, Gotha 1975, S. 23; Historischer Führer Leipzig-Karl-Marx-Stadt, S. 196ff.

58 Historischer Führer Leipzig-Karl-Marx-Stadt, S. 192-193.

Konfliktregelung zu erwarten. Denn die Entstehungsgeschichte des Industrieproletariats und - wie bereits dargestellt - der Unternehmerschaft der Berliner Region unterschied sich in wesentlichen Punkten vom "Chemnitzer Modell".

Wie im Falle von Chemnitz war auch im Berlin am Anfang des 19. Jahrhunderts die Textilindustrie dominant, herrschten in diesem Zweig Lohnarbeitsverhältnisse des Verlanges und der zentralisierten Manufaktur vor. Unterschiede zur Chemnitzer Region ergaben sich jedoch schon in dieser Zeit. Sie waren aber weniger dem größeren Anteil zentralisierter Manufakturen zuzurechnen, die im Ergebnis merkantilistischer Politik in Berlin leichter ihre ökonomische Vorstufen (Verlag, dezentralisierte Manufaktur) überspringen konnten, als im Erzgebirgsvorland, als vielmehr aus der Besonderheit Berlins im Sinne seiner industriellen Insellage in agrarisch geprägter Umgebung zu erklären. Die Gewerberegion Berlin (einschließlich Potsdam) wies als Residenz- und Großstadt hohe Lebenshaltungskosten - auch für das Proletariat - auf. Die durchweg städtische Ortslage der Gewerbeviertel gestattete im Unterschied zur Chemnitzer Region ein Ausweichen auf Naturalbezüge oder agrarische Nebeneinkommen in Krisenzeiten nicht. Im Ergebnis war ein großer und wichtiger Teil der Textilarbeiter Berlins bei Teuerung des Brotgetreides nicht wie in der Chemnitzer Region in der Lage, selbst seine Existenz zu sichern. Die Textilarbeiter waren in Notzeiten auf staatliche Hilfe angewiesen, die den "armen Stuhlarbeitern" auch gewährt wurde, schon um sozialen Unruhen in der Residenz vorzubeugen.⁵⁹

Eine weitere Folge der Stadtlage: Die Ausdehnung der textilen Produktion, soweit sie durch Vermehrung der abhängig Beschäftigten stattfand, war nicht - wie in der Chemnitzer Region - durch Rückgriff auf eine überdurchschnittlich rasch wachsende außeragrarisches Population in nahegelegenen "Industriedörfern" zu bewerkstelligen. Zusätzliche Arbeitskräfte standen in Berlin selbst, dessen arbeitende Bevölkerung bei hoher Sterblichkeit nur geringfügig anwuchs⁶⁰, vor allem im Ergebnis der Migration aus der "Provinz" in die Hauptstadt zur Verfügung.⁶¹ Die Zuwandernden kamen zum größten Teil aus den preußischen Provinzen östlich der Elbe, nicht in erster Linie - wie oft behauptet - aus Schlesien, sondern aus Brandenburg. Weitere wichtige Zuwanderungsprovinzen waren Schlesien, Pommern und Posen. Mit Ausnahme Schlesiens handelte es sich um ganz überwiegend agrarisch geprägte Gebiete.⁶² Die Zuwanderer stammten also in ihrer Mehrzahl "vom Dorf". Der Übergang ins Großstadtleben traf sie "unmittelbar und hart, mit allen Anpassungsproblemen, die man aus der frühen Industrialisierungsgeschichte kennt".⁶³ Das Leben in der Großstadt Berlin bedeutete für sie einen "Kulturschock", der bisher gesammelte Erfahrungen und auch individuell erworbenes Selbstbewußtsein (den ein Aufbruch in die Hauptstadt in der Regel voraussetzte) weitgehend entwertete. Das begünstigte eine Ver-

59 K. H. Kaufhold, S. 197-199, 317-320, 342-345.

60 Vgl. H. Schultz, Sozialstruktur und Lebensweise. Berliner Lohnarbeiter im 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Sonderband 1986, Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Berlins, S. 7-11.

61 Der Unterschied in der Dominanz "geborener" und zugewandener Proletarier zwischen Berlin und Chemnitz stimmt überein mit den von Robert Lee festgestellten Unterschieden in der Rekrutierung der Wohnbevölkerung von "wirtschaftlich diversifizierten Städten" und "Textilstädten". In der ersten Gruppe war zwischen 1875 und 1905 das Bevölkerungswachstum zu 41,6% auf Zuzüge zurückzuführen, in den "Textilstädten" dagegen nur zu 15,9% (R. Lee, Population growth in Prussian cities, 1875-1905, in: R. Lawton/R. Lee, Urban Population Development in Western Europe from the Late Eighteenth to the Early Twentieth Century, Liverpool 1989, S. 133).

62 Vgl. K. Wernicke, Geschichte der revolutionären Berliner Arbeiterbewegung 1830-1849, Berlin 1978, S. 23.

63 Nipperdey, S. 293.

haltungsweise, sich zunächst einmal den neuen Arbeitsverhältnissen und -ordnungen eher zu unterwerfen als dagegen zu opponieren.

Auf der anderen Seite war in der Unternehmerschaft, vor allem, soweit sie aus dem seit den dreißiger Jahren in Berlins Industrie tonangebenden Maschinenbau kam, die Bereitschaft zum Paternalismus - ganz im Unterschied zur Chemnitzer Region - ausgeprägt. Das schuf günstigere Voraussetzungen für auf Gemeinsamkeit zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum ausgerichtete Organisationen als im westsächsischen Raum. Der im Jahre 1844 in Berlin entstandene bürgerliche "Verein für das Wohl der Hand- und Fabrikarbeiter", auf dessen erster Generalversammlung man die "braven Arbeiter" hochleben ließ, war daher nicht zufällig die erste "bourgeoisozialistische" Organisation Deutschlands, die sich die Milderung der sozialen Folgen der Industriellen Revolution zur Aufgabe machte. Ihr gehörten mit Nobiling und Goldschmidt auch zwei bekannte Berliner Unternehmer an. Der König von Preußen stiftete dem neuen Verein 15.000 Taler.⁶⁴

Das wirtschaftliche Krisen- und Hungerjahr 1847 und die Revolution von 1848 setzten diesem Trend zum Klassenkonsens für einige Jahre ein vorläufiges Ende. In den fünfziger Jahren lebten derartige Tendenzen wieder auf. Später blieb auch Berlin nicht vom Anschwellen der Streikbewegung zwischen 1869 und 1873 verschont. Ein Blick in die von Steglich zusammengestellte Streikstatistik der Jahre 1864-1880 ruft sogar den Eindruck hervor, daß in Berlin weitaus mehr Arbeitskämpfe ausgetragen wurden als in der Chemnitzer Region.⁶⁵ Lenkt man die Aufmerksamkeit jedoch auf die regional jeweils dominierenden Zweige und den Umfang der Streikaktionen, dann wird deutlich, daß im Chemnitzer Raum die Arbeitskämpfe intensiver geführt wurden und größere Ausmaße annahmen. Dafür nur ein Beispiel: Der größte mit Vehemenz auf beiden Seiten geführte Industriearbeiterstreik erfaßte im von Steglich beobachteten Zeitraum in Berlin 2.000 "Maschinenarbeiter". Der Streik ging um eine zehnprozentige Lohnerhöhung. Auf Veranlassung der Unternehmer kam es zu Massenverhaftungen durch die Polizei. Die Unternehmerorganisationen führten von auswärts Streikbrecher heran. Der Streik dauerte fast drei Monate und blieb ohne Ergebnis.⁶⁶ Für Berliner Verhältnisse war dieser Streik außerordentlich hart. Aber am größten Streik der Chemnitzer Region waren vergleichsweise 3- 4 mal so viel Industriearbeiter beteiligt. Der Chemnitzer Streik hatte auch unmittelbare Auswirkungen auf die Entwicklung einer parteipolitischen Vertretung der Arbeiter im Chemnitzer Raum. In Berlin dauerte es bis zum Jahre 1877, bevor die Sozialdemokraten ihr erstes Direktmandat bei Reichstagswahlen erhielten. Seit 1883 gab es in der Berliner Stadtverordnetenversammlung eine sozialdemokratische Fraktion, die bis 1911 unter der Leitung von Paul Singer stand.⁶⁷

Ab 1890 war Berlin ständiger Sitz des Parteivorstandes der SPD. Die Entwicklung der Arbeiterorganisationen und -parteien in Berlin war spätestens seit dieser Zeit nicht mehr allein das Resultat regionalgeschichtlicher Entwicklungsbedingungen und Kräfteverhältnisse, sondern auch solcher im Maßstabe des Reiches.⁶⁸

Wenn es zwischen der Berliner Arbeiterschaft und den Industriellen der Reichshauptstadt in den Jahren des Kaiserreiches nicht zu derart zugespitzten Auseinandersetzungen bei Streiks kam wie in der Chemnitzer Region, dann dürfte das auch auf die Fortwirkung der konfliktvor-

64 Ebenda, S. 55-56.

65 W. Steglich, S. 247-287.

66 Ebenda, S. 283.

67 K. Wernicke, S. 163-165, 169-172.

68 J. Hermann, Berlin, S. 80.

beugenden paternalistischen Grundhaltung, die für die Berliner Unternehmerschaft bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts charakteristisch gewesen war, zurückzuführen sein. Ebenso spielte die sich aus der ständigen Zuwanderung "vom platten Lande" ergebenden konfliktdämmenden Momente für die konsensuale Haltung der Berliner Arbeiterschaft mindestens bis zum Ersten Weltkrieg eine wesentliche Rolle. Zwischen 1875 und 1905, einem Zeitraum, in dem sich die Bevölkerung Berlins von 967.000 auf 2.040.000 erhöhte, verdankte sie zwei Drittel ihres Wachstums Zuzügen.⁶⁹ Noch im Jahre 1907 war die Mehrzahl (59,5 Prozent) der Berliner nicht in Berlin geboren, stammten 38 Prozent aus den überwiegend agrarischen Ostprovinzen Preußens, d.h. aus Brandenburg, Pommern, Posen, Ostpreußen und Westpreußen.⁷⁰ Erst nach dem Ersten Weltkrieg verlangsamte sich der Zuzug nach Berlin merklich, die Bevölkerungsentwicklung Berlins wies Sättigungstendenzen auf.⁷¹ Wahrscheinlich schon mit dem Beginn der Weimarer Republik scheint dann auch das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Berlin dominierende paternalistische Konzept seine Wirksamkeit verloren zu haben.⁷² Jedenfalls läßt sich anders ein während der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre unter den Arbeitern Berlins sehr populäres Wort kaum begreifen, das lautete: "Wer nie bei Siemens-Schuckert war, bei AEG und Borsig, der kennt des Lebens Jammer nicht, der hat ihn erst noch vor sich".⁷³ Für die gleiche Annahme sprechen Umfang und politischer Hintergrund des Berliner Metallarbeiterstreiks vom Oktober 1930. An ihm beteiligten sich 130.000 Berliner Metallarbeiter. Auf diesen Streik nahm neben dem sozialdemokratisch beeinflussten Deutschen Metallarbeiterverband zunehmend die KPD Einfluß.⁷⁴ Die KPD löste bei den Landtags- und Reichstagswahlen 1932 dann auch die SPD als stärkste Arbeiterpartei in Berlin ab.⁷⁵

IV. Zusammenfassende Bemerkungen

Die betrachteten Industrieregionen - Berlin und Chemnitz - weisen eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf. Die industrielle Revolution erfaßte sie ungefähr zur gleichen Zeit - in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Fehlende Bodenschätze ließen in beiden Regionen auf die Dauer nur die Entwicklung arbeitsintensiver Zweige zu. Ungeachtet dessen ist eine beträchtliche zeitliche und auch inhaltliche Differenzierung bei der Herausbildung einer gemeinsamen übergreifenden Lohnarbeiteridentität eingetreten, entwickelte sich das Verständnis für die Nutzung der Klassenorganisationen (Gewerkschaften, Partei) bei der Durchsetzung der Interessen der Arbeiter von Chemnitz und Berlin unterschiedlich: In der Chemnitzer Region wurde die Betonung mehr auf die Kampforganisation gelegt, im Berliner Raum spielten in der seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Stadt typischen Industriebranchen - Maschinenbau und Elektroindustrie - sowohl die Gewerkschaften als auch die SPD bei der Kompromißfindung und Konfliktregulierung die größere Rolle.

Es verwundert angesichts dieser Entwicklung des proletarischen Selbstverständnisses nicht, wenn sich beim Vergleich der beiden Regionen gleichfalls zeitliche und inhaltliche Unter-

69 R. Lee, Population growth, S. 134.

70 Ebenda, S.102.

71 H.-J. Rook, Territorialstrukturelle Prozesse in Deutschland von 1870/71 bis 1939/45, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1/1989, S. 105.

72 Vgl. W. Mann, Berlin zur Zeit der Weimarer Republik, Berlin 1957, S.

73 J. Roessler, Vom Akkordlohn zum Leistungslohn, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9, 1984, S. 780.

74 Vgl. H. Habedank, Zur Entwicklung der Löhne der Metallarbeiter in der Berliner Elektroindustrie (1924-1936), in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Sonderband 1986, Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Berlins, S. 162-163.

75 W. Mann, Berlin zur Zeit der Weimarer Republik, S. 177-180.

schiede bei der Formierung des Selbstverständnisses und der Organisationsformen der Unternehmerschaft zeigten. Die Unternehmer des Chemnitzer Raumes organisierten sich früher, sowohl industriebezogen als auch branchenübergreifend. Sie verstanden die von ihnen geschaffenen Arbeitgeberverbände auch viel eher als Instrumente des Zurückdrängens von "Arbeiterattacken auf Unternehmerpositionen" als das im Berliner Raum der Fall war. Fast zwangsläufig ergab sich aus dieser Konstellation auch eine unterschiedliche Kultur der Konfliktregulierung in Chemnitz und Berlin. Konflikte, bei denen es im Selbstverständnis der Konfliktparteien um prinzipielle Fragen ging, wurden in der Chemnitzer Region mit größerer Vehemenz ausgetragen. Eine Konfliktlösung durch die Beteiligten selbst wurde in diesen Fällen nicht erreicht. Vielmehr waren beide Seiten bestrebt, den örtlichen Konflikt durch Einbeziehung von Verbündeten (die Arbeiterparteien im Falle der Arbeiterschaft, die Staatsmacht von seiten der Unternehmerschaft) auf Regional- bzw. Landes- und Reichsebene auszuweiten. Die Unternehmerschaft erzwang in den beschriebenen Fällen die gewaltsame Lösung des Konfliktes mit Hilfe der Staatsmacht (Verhängung des Kleinen Belagerungszustandes, Strafverfolgungen der Streikenden), wodurch letztlich die Konfrontationskräfte auch in der Arbeiterschaft verstärkt wurden. Die Art und Weise der Konfliktaustragung und die Entwicklung der Konfrontationskräfte standen in wechselseitigem Zusammenhang: Die Festigkeit der Gewerkschaftsorganisationen bzw. die Entschlossenheit der Parteiorganisationen waren Voraussetzungen dafür, daß die Arbeiterschaft Angriffe führen bzw. gegen Angriffe auf die eigene Positionen nachhaltig Widerstand leisten konnte. Dieser Widerstand der Arbeiter veranlaßte die Unternehmer wiederum, den Organisationsgrad in ihren eigenen Reihen weiter zu verstärken.

Für die Berliner Region war bei ökonomischen Kämpfen zwischen Arbeiterschaft und Unternehmern in den typischen Branchen ein geringer Umfang der Teilnehmer und die Beschränkung der Auseinandersetzungen auf die unmittelbaren Konfliktparteien und ein u.U. nach langwierigen Auseinandersetzungen erreichter Kompromiß charakteristisch. Erst in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre näherten sich die Art und Weise, in der Arbeitskämpfe im Berliner Raum ausgetragen wurden, den Chemnitzer Verhältnissen merklich an. Begibt man sich auf die Suche nach den Ursachen regional unterschiedlicher Entwicklung des Selbstverständnisses von Arbeiterklasse und Bürgertum, speziell ihrer Sicht aufeinander, dann wird man vor allem drei Momente nennen müssen: deutliche regionale Unterschiede in den historischen Voraussetzungen, in den sozialen Bedingungen der Industrialisierung und (ab einem bestimmten Reifegrad der industriellen Revolution) auch in den Trägern des Industrialisierungsprozesses im Hinblick auf unterschiedliche Branchen.

Die Unterschiede in den historischen Voraussetzungen beziehen sich vor allem auf die Tatsache, daß Berlins Textilgewerbe vor allem durch merkantilistische Förderung der "Industrien" der Hauptstadt entstand und durch Insellage im agrarischen Raum charakterisiert war und blieb, während das Textilgewerbe im Chemnitzer Raum sich in der Nachfolge des Bergbaus und der Hüttenindustrie im Erzgebirge flächenmäßig ausbreitete. Das ermöglichte in der Chemnitzer Region die kontinuierliche Entwicklung des (von vornherein überwiegend nichtagrarischen) ökonomisch und rechtlich selbständigen Textilherstellers zum abhängigen Lohnarbeiter über mehrere Generationen ohne einen von diesen als Bruch der Biographie empfundenen Berufs- und Ortswechsel, während dem Zuwanderer in die Berliner Region aus den agrarischen Gebieten des preußischen Ostens beides widerfuhr.

Die Unterschiede der sozialen Bedingungen für die Produzenten im Chemnitzer und Berliner Raum betreffen vor allem die Verbindung von Gewerbe und agrarischer Nebentätigkeit, die für die Mehrzahl der in Kleinstädten oder Industriedörfern beschäftigten Textilarbeiter West-

sachsens charakteristisch, für Berlin aber völlig untypisch war. Während für Berlin schon aus der Zeit vor der Industriellen Revolution staatliche Fürsorge in konjunkturellen Notzeiten bekannt war und während der Industrialisierung durch sozialpolitisches Engagement der Unternehmer ergänzt wurde, verließen sich die staatlichen Behörden und die aus der Tradition des Kaufmann-Verlegers kommenden Arbeitgeber im Chemnitzer Raum wesentlich stärker auf die Selbsterhaltungskräfte der Proletarierfamilien, auf deren Fähigkeit, sich durch Nebenerwerb auch in wirtschaftlichen Krisenzeiten "über Wasser zu halten".

Schließlich war der in Berlin weit ausgeprägter als im Chemnitzer Raum sich vollziehende Trägerwechsel in der Industrialisierung (von der Textilindustrie zum Maschinenbau - in Berlin später auch noch zur Elektroindustrie) eine weitere Ursache differenzierter sozialer und politischer Entwicklung in der Arbeiterschaft und bei den Unternehmern beider Regionen. Die Unternehmer im Maschinenbau entstammten in der Regel ähnlichen sozialen Schichten (Handwerker) wie die Arbeiter in den Maschinenbauanstalten. Der Unternehmer war in der ersten Generation noch selbst in der Fabrik aktiv. Der Sprung vom Arbeiter zum Unternehmer war - über die Zwischenstufe des Angestellten im Produktionsbereich (Werkmeister) - noch zu bewältigen. Daraus ergaben sich nicht nur ein größeres Verständnis des Unternehmers für die Situation der Arbeiter als im Falle des seit Generationen vom Produzenten getrennten Textilfabrikanten der Chemnitzer Region, sondern auch sozialpolitische Ambitionen, die jenen fremd waren. Wichtig ist, daß das Bewußtsein, konfliktvorbeugend tätig sein zu wollen, für den Berliner Raum auch noch in der zweiten und dritten Unternehmergegeneration charakteristisch blieb und von den Unternehmern der in der Berliner Region rasch an Bedeutung gewinnenden Elektroindustrie ebenso wie von den Eigentümern der Maschinenbaubetriebe bis über die Jahrhundertwende hinaus gepflegt wurde.

Forschungs- und Literaturberichte

Von Hans-Jürgen Teuteberg (Münster)

I. Zum Begriff der Verkehrsgeschichte und ihren Erkenntniszielen

Als Adam Smith 1776 bei seiner "Untersuchung über die Natur und Ursachen des Reichtums der Nationen" entgegen der physiokratischen Lehre nicht den Boden, sondern die Arbeit eines Volkes als eigentliche Quelle allen Wohlstandes bezeichnete und auf das Prinzip der Arbeitsteilung hinwies, von dem die Ergiebigkeit des Faktors Arbeit abhängt, lenkte er zugleich einschränkend den Blick darauf, daß diese Produktivitätssteigerungen nicht überall und ungehemmt stattfinden können, weil sie durch unterschiedliche Absatzchancen beschränkt werden.¹ Das ökonomische Wachstum stehe nämlich in einer bestimmten Relation zum Warenaustausch auf den Märkten. Die Entwicklung der Wirtschaft in den letzten zweihundert Jahren hat den großen Vordenker moderner Nationalökonomie in diesem Punkt voll bestätigt: Alle Produktionssteigerungen der sich industrialisierenden Wirtschaftszweige sind seit dem späten 18. Jahrhundert Anlaß wie Resultat der Verbreiterung der Absatzverhältnisse gewesen.

Die wachsende Nachfrage nach Wirtschaftsgütern ist ohne gleichzeitige Steigerung der Verkehrsleistungen nicht denkbar. Ohne die entscheidenden Verbesserungen im Güter-, Personen- und Nachrichtenverkehr wäre selbst bei größter ökonomischer Freiheit nicht einmal die Hebung des kleinräumigen Binnenhandels, geschweige denn die Entwicklung zum weltweiten internationalen Warenaustausch möglich gewesen. Die Umgestaltung der herkömmlichen Transportverhältnisse und ihre Anpassung an die Erfordernisse der modernen Volkswirtschaft können daher in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden. Der mit dem Beginn des "Dampfzeitalters" sich erstmals aus den Schranken der organischen Natur befreiende und seitdem immer mehr beschleunigende, seine Kapazität, Regelmäßigkeit und Sicherheit stark vergrößernde und die Frachtkosten stark senkende Verkehr schuf eine der wesentlichen Voraussetzungen für die von dem schottischen Moralphilosophen Adam Smith so scharfsinnig erkannte, immer weiter fortschreitende Differenzierung von Produktion und Konsumtion.

Die nachfolgenden Ökonomen, aber auch die Staats- und Gesellschaftswissenschaftler haben, solchen grundlegenden Einsichten zustimmend, das Verkehrswesen dann unter den verschiedenen Aspekten immer wieder untersucht und auch auf der gedanklich abstrahierenden Ebene theoretisch zu durchdringen versucht. Der Wirtschaftswissenschaftler Andreas Predöhl hat fast hundertjährige Überlegungen zusammenfassend hierzu festgestellt, der Verkehr umfasse im weiteren Sinne alle möglichen Formen sozialer Kontakte und ermögliche so die Konstituierung menschlicher Kultur. In der engeren Bedeutung bezeichne er "die Gesamtheit aller Vorgänge, die im Bereich der Wirtschaft der Raumüberwindung dienen, nämlich dem Transport von Personen, Gütern und Nachrichten in jeder Form zu Wasser, zu Lande und in der Luft".² Der Transport wurde von ihm als eine Spielart der

1 A. Smith, An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, 4 parts, London 1776.

2 A. Predöhl, Art. "Verkehr", in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 11, Stuttgart 1961, S. 102-111, bes. S. 102.

Produktion begriffen; denn die Umwandlung eines konsumfernen in ein konsumnäheres Wirtschaftsgut sei ebenso entscheidend wie die Veränderung eines Rohstoffes in ein Halb- bzw. Fertigfabrikat. Die Ortsveränderung kann somit als Prämisse für jede sich spezialisierende Wirtschaft und damit für die daraus hervorgehende Hebung des Lebensstandards angesehen werden. Ergänzend läßt sich noch hinzufügen, daß der Verkehr letztlich die Basis für alle Versuche darstellt, die wirtschaftlichen Ungleichheiten auf dieser Erde allmählich auszugleichen. Ohne ihn ist die Beseitigung des großen Gefälles zwischen den reichen Industriestaaten und den armen Entwicklungsländern nicht zu erreichen.

In neuerer Zeit ist ferner darauf hingewiesen worden, daß die rasch fortschreitende Verbilligung und Qualitätssteigerung des Personenverkehrs die jahrhundertalten Bindungen des Menschen an seinen Heimatort erheblich gelockert haben.³ Das Aufkommen der modernen Massenverkehrsmittel führte zur Zentralisierung der Produktion, dem Anschwellen der städtischen Bevölkerung und einer folgenschweren Trennung der beiden Lebenssphären Wohnen und Arbeiten. Diese Strukturwandlungen haben bekanntlich zu großen Anpassungsproblemen und sozialen Konflikten geführt.

Auf der anderen Seite entfalteten die immer dichter werdenden Verkehrsnetze aber auch integrierende Wirkungen. Die verkehrsmäßige Erschließung sehr unterschiedlicher Territorien brachte nicht nur eine ähnlich parallele Verteilung der Wirtschaftsgüter, sondern auch staatlicher und gesellschaftlicher Dienstleistungen im Sinne einer verbesserten Daseinsvorsorge. Der Verkehr führte, etwas zugespitzt formuliert, zu einer Identifikation des Individuums mit größeren räumlichen Einheiten und beförderte so die Bildung von einheitlichen Volkswirtschaften und damit zugleich auch von Nationalstaaten.

Aber der moderne Verkehr hat wie jeder technische Fortschritt ein Janusgesicht: Die Anhänger einer möglichst ungehinderten Freihandelspolitik, die stets eifrige Anhänger eines Verkehrsausbaus waren, haben seit dem 19. Jahrhundert immer wieder darauf verwiesen, daß freier Handel und Verkehr tendenziell völkerverbindend und friedensstiftend wirken. Aber diese zu optimistische Fortschrittsthese erscheint am Ende des 20. Jahrhunderts strittig, da die modernen Verkehrsmittel auch die Formen der Kriegführung erweitert haben und häufig gerade nicht konfliktminimierend wirken.

Die steigende Zahl der Verkehrsunfälle, die erhöhte Inanspruchnahme der natürlichen Ressourcen durch zunehmenden Energieverbrauch und die wachsende Umweltbelastung durch Lärm und toxische Schadstoffe sind Schattenseiten des revolutionären Anstiegs der Verkehrsleistungen. Die vom modernen Verkehr ausgehenden Belastungen sind keineswegs alle neu, aber erst in den beiden letzten Jahrzehnten als dringliche und von der Politik zu lösende Probleme erkannt worden. Die ökologischen Aspekte des Verkehrs wurden von den älteren Definitionen noch nicht erfaßt und müssen hier noch eingebracht werden.

Bei der Behandlung der modernen Verkehrsprobleme spielt die Verkehrsgeschichte eine schon lange erkannte wichtige Rolle. Sie allein kann erklären, wie die gegenwärtigen verkehrspolitischen Probleme entstanden sind und welche Lösungsversuche frühere Generationen dafür angeboten haben. Zudem wurzeln manche Formen des heutigen Personen-, Güter- und Nachrichtenverkehrs in älteren Techniken und Verfahren, die zum Vermächtnis menschlicher Kultur gehören und gelegentliche Aktualisierungen verdienen. Was sind nun

³ W. Hamm, Art. "Verkehr", in: Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften, Bd. 8, Stuttgart 1980, S. 224-225.

die generellen Aufgaben eines Verkehrshistorikers? Zunächst einmal hat er gemäß der historisch-wissenschaftlichen Methode alle theoretisch deduzierten Aussagen, besonders solche der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, anhand der überlieferten historischen Zeugnisse empirisch zu überprüfen und die nicht falsifizierten Fakten in den Gang der allgemeinen Geschichte einzuordnen, d.h. mit den bereits bekannten Ereignissen der Vergangenheit systematisch in Bezug zu setzen. Diese Aufgabe ist dem Historiker eigentümlich und nicht delegierbar, da die Vertreter anderer Disziplinen nur die Entwicklung ihres eigenen Faches und daher eng begrenzte Ausschnitte aus der Vergangenheit zu liefern vermögen. Der Historiker benutzt dabei die Methode des historischen Vergleichs. Zu seinen primären Aufgaben gehört es, den Wust des Geschehens in der Vergangenheit zu strukturieren und prägende Formveränderungen in möglichst typologischer Weise zu beschreiben. Die Verkehrsgeschichte hat mit anderen Worten die Aufgabe, die historisch wesentlichen Ereignisse und Gestalten herauszustellen und nach historisch einschneidenden Zäsuren zu suchen. Diese müssen keineswegs immer mit den politischen Wendepunkten übereinstimmen. Eine umfassende Geschichte des menschlichen Verkehrs im Sinne einer Raumüberwindung von Personen, Gütern und Nachrichten ist auf langen Strecken eine allmählich ablaufende Strukturgeschichte und läßt sich nicht allein an einzelnen technischen Innovationen oder Personen festmachen.

II. Entstehung und Entwicklung der verkehrsgeschichtlichen Forschung

Nach diesen Prolegomena ist nach der Entstehung, dem Gang und heutigen Stand der verkehrsgeschichtlichen Forschung zu fragen. Ein Überblick wird dadurch erschwert, daß für das deutschsprachige Gebiet Mitteleuropas keine alle Aspekte umfassende Bibliographie existiert, so daß man auf die zahlreichen, weit verstreuten kleinen Literatursammlungen zu einzelnen sachlichen, räumlichen oder zeitlichen Ausschnitten greifen muß. Die beste Vorarbeit bietet immer noch hier das Standardwerk von Fritz Voigt "Der Verkehr" aus dem Jahre 1965.⁴ Die dort verzeichnete Literatur gliedert sich in die Abschnitte: 1. Allgemeine Geschichte des Verkehrs, 2. Verkehrsgeographie, 3. Verkehr im Altertum, Mittelalter, Merkantilismus (16.-18.Jh.) und im Zeitalter der Industrialisierung (seit 19. Jahrhundert), 4. Spezifische Probleme der Verkehrsgeschichte, 5. Verkehrspolitik, 6. Spezifische Probleme der Verkehrspolitik, 7. Fremdenverkehr, 8. Aktuelle Probleme der Verkehrswissenschaft.

Wie diese Gliederung zeigt, entspricht sie nicht mehr den gewachsenen Ansprüchen einer modernen Verkehrswissenschaft und vor allem nicht einer historisch orientierten Disziplin. Die Literaturliste vermag nicht zu befriedigen, handelt es sich hier doch fast ausschließlich um mehr oder weniger neue Sekundärliteratur; die historischen Quellen zur Verkehrsgeschichte, vor allem aus früheren Jahrhunderten, sind nur ganz fragmentarisch erfaßt und auch nicht zuverlässig zitiert. Wenngleich die großartige gelehrte Leistung des Verkehrswissenschaftlers Fritz Voigt nicht verkleinert werden soll, so muß aber doch festgestellt werden, daß dieses Kompendium nur als eine Vorarbeit für eine umfassende Aufarbeitung der geschichtlichen Verkehrsverhältnisse anzusehen ist. Verständlicherweise muß auch die stark angewachsene Literatur der letzten fünfundzwanzig Jahre nachgetragen werden.

⁴ F. Voigt, Verkehr Bd. 2, 1. und 2. Hälfte: Die Entwicklung der Verkehrssysteme, Berlin 1965.

1. Erste Versuche zur Erfassung der Entwicklung der Transportverhältnisse

Versucht man dennoch ohne verlässliche bibliographische Basis die Genese und Entfaltung der verkehrsgeschichtlichen Forschung im Umriss zu skizzieren, dann ergibt sich etwa folgendes Bild: Da sich bereits Schriftsteller der griechisch-römischen Antike, des hohen und späten Mittelalters sowie der frühen Neuzeit mit dem Transport von Gütern, Personen und Nachrichten lebhaft beschäftigt haben und die in allen großen Bibliotheken und Archiven ruhenden Quellenmaterialien nur in eng begrenzten Ausschnitten zu verkehrsgeschichtlichen Fragen ausgewertet wurden, läßt sich der Beginn der engeren verkehrsgeschichtlichen Untersuchungen noch nicht exakt bezeichnen. Soweit der Historiker bisher erkennen kann, gibt es offenbar dafür verschiedene Wurzeln: Bei der Zusammenstellung von Apodemiken, Itinerarien und Reiseberichten, aber auch bei der Abfassung von Staatsbeschreibungen und der Herausgabe von Enzyklopädiën ökonomischen und technischen Inhalts fühlten sich Autoren aus verschiedensten Anlässen inspiriert, erste auch historisch informierende Informationen über gewisse Teile des Waren-, Personen- und Nachrichtenverkehrs zu veröffentlichen. Dabei hat offenbar die Post als erste wichtige staatliche Transportorganisation im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation seit dem 17. Jahrhundert besondere Beachtung gefunden.⁵ Aber auch die Entwicklung der Schifffahrt auf Flüssen und Kanälen sowie auf dem Meer wurde frühzeitig anhand von Quellen dokumentiert.⁶ Da die gelehrten Schriftsteller in der klassischen Literatur bewandert waren, darf es nicht verwundern, wenn sie sich oft besonders den antiken Verkehrsverhältnissen zuwandten. Die historisch nicht genau überprüften und oftmals halblegendären Nachrichten über frühere Verkehrsverhältnisse können freilich nur als erste Vorläufer einer wissenschaftlichen Verkehrsgeschichte angesehen werden. Einige maßgebende Merkantilisten und Staatswissenschaftler wie z.B. Wilhelm von Schröder, Johann Gottlieb von Justi und Samuel Freiherr von Pufendorf, ferner Johann Christian Lünig, Johann Jakob Moser und Veit Ludwig von Seckendorff, aber auch Johannes Beckmann, Karl Friedrich Anton, Wilhelm August Schlözer und Georg Heinrich Zink, vor allem aber der Göttinger Staatswissenschaftler und Kameralist August Heinrich Ludwig Heeren mit seinem Werk "Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" sind z.B. im 17. und 18.

5 Der kenntnisreiche Verkehrshistoriker F. C. Huber teilt mit, über die Entwicklung des Verkehrs und besonders der Post habe es schon vor Ablauf des 17. Jahrhunderts über 60 Abhandlungen gegeben. Wenngleich diese nicht näher belegte Angabe anhand einschlägiger Kataloge (z.B. in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel) noch nachzuprüfen wäre, so erscheint diese Schätzung keineswegs als unsinnig, sondern eher wohl noch zu gering. Vgl. *F.C. Huber*, Die geschichtliche Entwicklung des modernen Verkehrs, Tübingen 1893, S.III. Vgl. ferner als Beispiele früher post- und straßengeschichtlicher Abhandlungen *Ch. Leonhardi*, *Scriptores et excerpta de regali postarum jure*, Leipzig 1710; *A.F. Lueder*, *Straßenbau und Wegegeschichte*, Göttingen 1779; *J.G. Krinitz*, *Die Landstraßen, Chausseen... historisch, technologisch, policeymäßig... abgehandelt*, Berlin 1804; *C.F. Wiebeking*, *Praktische Anleitung zur Aufführung, Wiederherstellung und Erhaltung bequemer und den Commerz fördernder Landstraßen*, Leipzig 1804. Die Beschäftigung mit antiken Straßen- und Postverhältnissen wurde offenbar durch das weit verbreitete Werk eines französischen Aufklärers befördert: *N. Bergier*, *Histoire des grands chemins de l'Empire romain...* 2 Bde., Brüssel 1728 oder 1736.

6 Vgl. z.B. *P.J. Marperger*, *Neueröffnete Wasserfahrt auf Flüssen und Canälen*, Dresden 1723; *J.L. Hogrewe*, *Beschreibung der in England seit 1759 angelegten und jetzt größtentheils vollendeten schiffbaren Kanäle, zur innern Gemeinschaft der vornehmsten Handelsstädte*. Nebst einem Versuch einer Geschichte der inländischen Schifffahrt und aller bis jetzt in- und außerhalb Europas bekannten Kanäle, Hannover 1780; *J.J. Berghaus*, *Geschichte der Schifffahrtskunde bei den vornehmsten Völkern des Alterthums*, 2 Bde., Leipzig 1792.

Jahrhundert mit verkehrsgeschichtlichen Notizen hervorgetreten.⁷ Wenngleich Heeren noch nicht über die Methoden einer modernen Geschichtswissenschaft verfügte, so gehört er doch ohne Zweifel zu den "Gründungsvätern" einer Verkehrsgeschichtsschreibung, die im 17./18. Jahrhundert unter dem Einfluß des Naturrechts und der Aufklärung ihre ersten Regungen zeigte. Sie bildete freilich zunächst nur ein buntes Sammelsurium von mehr zufällig ausgegrabenen Nachrichten, die unsystematisch vermengt mit anderem Wissensstoff dargeboten wurden.

2. Die Begründung der modernen Verkehrswissenschaft durch Friedrich List und die Historische Nationalökonomie

Den eigentlichen Aufschwung für eine Beschäftigung im engeren Sinne gab es freilich erst im 19. Jahrhundert unter dem Historismus, der die eigentlichen Grundlagen für eine moderne Geschichtswissenschaft geschaffen hat. Aus der Fülle der nun schnell anwachsenden Literatur können hier nur einige wenige Namen herausgegriffen werden. Neben dem bayerischen Oberbergrat Joseph von Baader, dem böhmischen Ingenieur Franz Anton Gerstner, dem westfälischen Unternehmer Friedrich Harkort und dem rheinischen Kaufmann und Bankier David Hanseemann hat sich bekanntlich vor allem Friedrich List erstmals mit dem neuen Verkehrsmittel, der Eisenbahn, in Deutschland beschäftigt und ist in seinen zahlreichen Schriften auch auf den Verkehr in seiner gesamten Entwicklung eingegangen. In seinen großen Werken, aber auch in seinen zahlreichen kleineren Aufsätzen und Lexikonartikeln hat er die verkehrswissenschaftliche Forschung, basierend auf seinen amerikanischen Erfahrungen, stimuliert und ihr neue Wege gewiesen.⁸ Wenngleich der schwäbische Gelehrte und Politiker keineswegs der erste war, der die weittragende Bedeutung des auf Schienen laufenden "Dampfwagens" erkannte und sein Einfluß auf die Anfänge staatlicher Eisenbahnpolitik nicht überschätzt werden darf, so gebührt ihm doch ein erster Ehrenplatz in der Verkehrsgeschichtsschreibung, da er trotz seiner vielfachen speziellen Projekte stets zum Allgemeingültigen übergang und bewußt den historischen Vergleich suchte. Dabei kam er zu Ergebnissen, die noch niemand vor ihm so formuliert hatte. So machte er sich Gedanken über den ökonomischen und gesellschaftlichen Nutzen des neuen Verkehrsmittels, über

7 *A.L.H. Heeren*, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, 3 Bde., 2. Aufl., Göttingen 1805-1812. Die übrigen Titel sind verzeichnet bei *Voigt*, Verkehr (wie Anm. 4). Die hier angegebenen Werke müßten freilich auf eine Beschäftigung mit der Verkehrsgeschichte noch einmal gründlich durchgesehen und die betreffenden Stellen genau bezeichnet werden. Für Kenner der frühneuzeitlichen Literatur besteht kein Zweifel, daß es sich hier um eine Zufallsauswahl handelt und sich die Zahl der einschlägigen Werke noch stark vermehren läßt. Die einschlägigen historischen Bibliographien zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert sind für die Anfänge einer Verkehrsgeschichte noch nicht systematisch durchgearbeitet worden.

8 *F. List*, Das deutsche National-Transport-System in volks- und staatswirthschaftlicher Beziehung beleuchtet, Altona 1838; *ders.*, Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden, Leipzig 1833; *ders.*, Art. "Eisenbahn und Kanäle", in: *C. von Rotteck/C. Welcker (Hg.)*, Staats-Lexikon oder Encyclopaedie der Staatswissenschaften, Bd. 4, Altona 1837, S. 650-778; *ders.*, Das deutsche Eisenbahnsystem als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des Deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt, Stuttgart 1841. Friedrich List schrieb noch zahlreiche weitere Aufsätze in dem von ihm herausgegebenen "Eisenbahn-Journal" (Braunschweig 1835-1837). Eine genaue Auflistung aller seiner einschlägigen Arbeiten in *F. List*, Schriften, Reden, Briefe, Bd. 3: Schriften Verkehrswesen, Berlin 1930. Vgl. u.a. *H. Gehring*, Friedrich List, Leipzig 1956; *W.O. Henderson*, Friedrich List, Düsseldorf 1984.

seinen Einfluß auf die Produktions- und Arbeitsteilung sowie die Preisbewegungen auf den Märkten. Dabei wurde er nicht müde zu betonen, daß der Massengüterverkehr das eigentliche Merkmal der Eisenbahn sei, weshalb hier der Personenverkehr zurücktreten müsse, der früher den Landtransport beherrscht habe.

Sein leidenschaftliches Eintreten für das neue Verkehrsmittel machte ihn aber nicht blind für die Bedeutung anderer Verkehrsmittel, z.B. für die Rolle des neuen Dampfschiffes bei der Seeschifffahrt. An die historische Entwicklung anknüpfend wies er auf die große Rolle der Binnenschifffahrt hin und sah den neuen Schienentransport oftmals nur in Ergänzung des traditionellen Wasserstraßensystems.

List propagierte überdies als einer der ersten eine sinnvolle Arbeitsteilung der verschiedenen Verkehrsträger gemäß den unterschiedlichen Anforderungen an Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Frachtkosten. Selbst die gesellschaftlichen und politischen Folgen der Eisenbahn in Kriegs- und Friedenszeiten, besonders die Eröffnung neuer Kulturwelten für den Personenverkehr gerieten in sein Blickfeld, wobei durch die ständigen Vergleiche mit der Vergangenheit die Revolutionierung der bisherigen Transportmöglichkeiten ihm erstmals voll bewußt wurde.

Mit List beginnt daher nicht nur die moderne Verkehrswissenschaft in Deutschland, sondern zugleich auch die systematische verkehrsgeschichtliche Betrachtung. Wenngleich der große Schwabe kein Historiker im heutigen Sinne war und die Geschichte ihm mehr zur Abstützung seiner handels- und verkehrspolitischen Argumente diente, so bleibt es doch erstaunlich, wie frühzeitig er das Ende der alten und den Beginn der neuen Verkehrswelt im Industriezeitalter ahnungsvoll beschrieben hat. Welche überragende Stellung List hier zugewiesen werden muß, erkennt man am besten, wenn man ihn mit anderen verkehrswissenschaftlichen Schriftstellern seiner Zeit vergleicht. Auch diese beschäftigten sich zwar mit der Einwirkung der Dampfmaschine auf den Verkehr und sammelten erste Zahlenangaben und technische Hinweise, aber der unwälzende Charakter des neuen Verkehrszeitalters blieb ihnen doch noch weitgehend verborgen.⁹

Noch schärfer und wissenschaftlich auch präziser als List, der in erster Linie auf die praktischen Auswirkungen seiner Schriften bedacht sein mußte, äußerte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts dann Karl Knies als typischer Vertreter der nun auftauchenden Historischen Schule der Nationalökonomie. In seinen beiden glänzend formulierten Werken "Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen" (1853) und "Der Telegraph als Verkehrsmittel" (1857) brachte er das Wesen der neuen und alten Verkehrsmittel erstmals in eine feste theoretische Verbindung und verglich die Einführung der Dampfkraft im Verkehr mit dem ähnlichen Vorgang in den Fabriken. Die weitreichende historische Bedeutung beider Innovationen stellte er zu Recht auf dieselbe Stufe.¹⁰ Wichtiger als die Schnelligkeit der Eisenbahn, die seine Zeitgenossen vornehmlich faszinierte, war für ihn die Frachtkostendegression, insbe-

⁹ Vgl. *C.F. Nebenius*, Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft, Karlsruhe 1835; *J.F.E. Lotz*, Handbuch der Staatswirtschaftslehre, 3 Bde., 2. Aufl., Erlangen 1837; *J. von Baader*, Über die Einführung der Kunststraßen (Eisenbahnen) in Deutschland, Leipzig 1836; *D. Hansemann*, Die Eisenbahnen und deren Aktionäre im Verhältnis zum Staat, Leipzig 1837; Vgl. *E. von Philippovich*, Die wissenschaftliche Behandlung des Transportwesens, in: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung 14, 1905, H.1, S. 1-18.

¹⁰ *K. Knies*, Die Eisenbahn und ihre Wirkungen, Braunschweig 1853; *ders.*, Der Telegraph als Verkehrsmittel. Mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt, Tübingen 1857.

sondere bei den wertgeringen Massengütern. Knies erkannte ferner, daß die Verbesserung der Transportmittel mit Hilfe der Dampfmaschine einen "latenten Verkehr" schafft, d.h. daß die modernen Transportmöglichkeiten auch neuen Verkehrsbedarf erzeugen. Auch die neue Regelmäßigkeit der Raumüberwindung, die dem Gesetz des neuen "Maschinenzeitalters" folgte, wurde von ihm als neue einheitliche Zeitbestimmung begriffen, womit der soziokulturelle Aspekt der Verkehrsrevolution herausgestellt wurde.

Knies, der sich auch mit den Wirkungen des neuen Transportsystems auf die Bodenpreise, die landwirtschaftliche und gewerbliche Produktion sowie die herkömmliche Handelsorganisation, den Kapitalbedarf und das Städtewachstum beschäftigte und schließlich den Beginn eines ganz neuen Kommunikationszeitalters mit dem Telegraphen heraufziehen sah, hat damit über List hinausgehend die Rolle des gesamten Verkehrs für die Wirtschaft, das Rechtsleben der Völker, die Politik des Staates und sogar die Volkserziehung behandelt. Es gibt kaum einen Aspekt des Verkehrs, den er übersehen hätte. Selbst die Probleme des künftig wachsenden Nahverkehrs in den großen Städten wurden von ihm bereits hellsichtig erkannt. Als maßgeblicher Mitbegründer der Historischen Schule der Nationalökonomie legte er Wert darauf, alle theoretischen Annahmen durch die Fakten der Geschichte und Statistik zu überprüfen.

Nach Knies sind andere Vertreter der Historischen Schule der Nationalökonomie wie Wilhelm Roscher, Ernst Engel, Max Sering und vor allem Gustav Schmoller dieser von ihm eingeschlagenen Linie weiter gefolgt und haben nun einzelne Aspekte des Verkehrs gründlicher untersucht.¹¹ Während der in Leipzig lehrende Wilhelm Roscher eine langfristige Beziehung zwischen Verkehrs- und Bevölkerungsentwicklung herzustellen versuchte, ging der erst in Straßburg und dann in Berlin wirkende Schmoller zuerst der Wirkung der Eisenbahnen auf die traditionelle handwerkliche Güterproduktion nach, wobei er die These vertrat, daß erst die neuen Transportmittel den wirklichen Gegensatz zwischen dem alten Zunftsystem und der liberalen Gewerbefreiheit offenbart hätten. Die damals weithin nur in Rechtsproblemen befangene Debatte über die Vor- und Nachteile der neuen liberalen Wirtschaftsordnung wurde dadurch auf einen ganz neuen Boden gestellt. Schmoller machte auch erstmals durch seine Schriften klar, daß durch die massenhafte Heranbringung konsumfertiger Güter, die in einem festen Laden verkauft werden, das alte Versorgungssystem der Städte, das auf zünftigen Privilegien, Märkten und Messen beruht hatte, nun unwiderruflich verändert werde. Nicht die Industrieausstellungen wie Karl Knies noch irrtümlich geglaubt hatte, sondern der emporwachsende Einzel- und Großhandel sowie die Warenbörsen veränderten, gestützt auf den neuen Massentransport, die jahrhundertealte städtische Infrastruktur. Immer wieder rückte Schmoller mit der ihm eigenen höchst anschaulichen Gegenüberstellung von Fakten und Zahlen aus Vergangenheit und Gegenwart den gewaltigen

11 *W. Roscher*, System der Volkswirtschaft, Bd. 3: Nationalökonomik des Gewerbefleißes und des Handels, Stuttgart 1881; *ders.*, Über Kornhandel und Teuerungspolitik, 3. Aufl., Stuttgart 1852; *G. Schmoller*, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe, Halle 1870; *ders.*, Der moderne Verkehr im Verhältnis zum wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Fortschritt, in: Preußische Jahrbücher, Jg. 1873; *E. Engel*, Das Zeitalter des Dampfes in technisch-statistischer Beleuchtung, in: Zeitschrift des Kgl. Preussischen Statistischen Bureaus, Jg. 1879, S. 251-314b; *M. Sering*, Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas in Gegenwart und Zukunft, Leipzig 1887; Vgl. *K. Wiedenfeld*, Die Entwicklung der Verkehrsmittel und die landwirtschaftliche Konkurrenz des Auslandes im letzten Menschenalter, in: Zeitschrift für Agrarpolitik 2, 1904, S. 1-26.

Wandel ins Blickfeld, der durch die modernen Verkehrsmittel in Gang gesetzt worden war. Für ihn hatte nach einem später vielzitierten Gedanken der Verkehr durch eine bessere Warenverteilung die Aufgabe, an der Stelle einer kleinen armen Hütte ein neues gewaltiges Wohnhaus für die Menschen zu errichten und auch die sonst benachteiligten Keller- und Mansardenräume behaglicher zu machen. Er rückte damit die Auswirkungen der Verkehrsmittel auf die Verteilung und die Konsumtion in den Vordergrund, da die Produktionsprobleme hinsichtlich des Transports und Absatzes nun einer Lösung zustrebten. Der große Nationalökonom und Historiker formulierte erstmals auch eine Stufentheorie für den Gang der Verkehrsentwicklung. So unterschied er drei wesentliche Epochen: 1. Die ältere Zeit des zufälligen primitiven Nachbarschaftsverkehrs. 2. Die Periode des bescheidenen, aber nun regelmäßig werdenden Lokalverkehrs. 3. Den Eintritt in das Zeitalter des großen Massenverkehrs, der die Erdteile und Völker verbindet. In seinem vielgelesenen "Grundriß der Volkswirtschaftslehre" (1900-1904) hat er seine Stufentheorie näher erläutert, gegen die, wie gegen alle solche Periodisierungsversuche, heute allerdings viel einzuwenden ist.¹²

Auch neben ihm gab es bedeutende Einzelleistungen anderer Wissenschaftler. So legte der zuerst in Dresden, dann in Berlin wirkende Statistiker Ernst Engel erstmals größeres Zahlenmaterial für die Verkehrsgeschichte vor, den revolutionären Umbruch des 19. Jahrhunderts nun auch quantitativ sichtbar machend. Er stützte sich dabei auf eine Fülle einschlägiger Statistiken, die unter anderem von Carl Friedrich Wilhelm Dieterici, Friedrich Wilhelm Freiherr von Reden und Alfred Bienengraber zuvor zusammengetragen worden waren.¹³ Der bekannte Agrarpolitiker Max Sering stellte dagegen internationale Preisvergleiche an, die die ungeheure Wirkung des Massengütertransports am Beispiel der Getreidemärkte demonstrierten. Damit wurde ein gewichtiger Beitrag zu der um 1900 heftig geführten Debatte über Agrar- und Industriestaat erbracht, die sich um die Einfuhr amerikanischen Weizens und die Beibehaltung der Agrarschutzzölle drehte.¹⁴

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist es dann unter dem Einfluß der schnell akkumulierenden Erkenntnisse über die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse auch zu ersten Versuchen gekommen, das vorhandene Wissen zu bilanzieren und erste Monographien zur Verkehrsgeschichte vorzulegen. Dabei bildeten sich mehrere Gruppen mit unterschiedlichen Intentionen heraus: Zunächst gab es Autoren, die sich in Fortführung aufklärerischer Traditionen der älteren Kulturgeschichte und Altertumskunde weiterhin verpflichtet fühlten. Die Archive deutscher Städte durchstöbernd, sahen sie in erster Linie ihre Aufgabe

12 G. Schmoller, Grundriß der Volkswirtschaftslehre, Bd. 2, 7.-12.Tsd. erg. und verm. Teil 2, München 1919, S.1-43, bes. S. 5.

13 Die im 19. Jahrhundert entstehende Statistik hat wertvolle Beiträge zur Ausbildung der Verkehrsstatistik gebracht. Vgl. aus der Fülle der Titel z.B. C.F.W. Dieterici, Statistische Übersicht über die wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im Preussischen Staate und im Deutschen Zollverbande in dem Zeitraume von 1831 bis 1836, Berlin u.a. 1838, fünf Fortsetzungen 1842-1857; F.W. [Frhr.] von Reden, Erwerbs- und Verkehrs-Statistik des Königsstaates Preußen. In vergleichender Darstellung, 3.Abtl. Darmstadt 1854; ders., Deutschland und das übrige Europa. Handbuch der Boden-, Bevölkerungs-, Erwerbs- und Verkehrsstatistik, des Staatshaushalts und der Streitmacht, 2 Abtheilungen, Wiesbaden 1854; A. Bienengraber, Statistik des Verkehrs und Verbrauchs im Zollverein für die Jahre 1842-1864 nach den veröffentlichten amtlichen Kommerzialsübersichten dargestellt, Berlin 1868.

14 Die neueste Zusammenfassung dieser Problematik und aller einschlägigen zeitgenössischen Schriften, die für die internationale Verkehrsgeschichte von großem Nutzen sind, bringt jetzt M. Steinkühler, Agrar- oder Industriestaat? Die Auseinandersetzungen um die Getreidehandels- und -zollpolitik des Deutschen Reiches. In: Europäische Hochschulschriften Bd. 529, Berlin 1992.

darin, die Leistungen des gesellschaftlich wie wirtschaftlich emporkommenden deutschen Bürgertums im Mittelalter und der frühen Neuzeit herauszustellen. So entstanden wichtige Studien zur Handels- und Verkehrsgeschichte früherer Jahrhunderte, aber auch noch einmal zur antiken Welt.¹⁵ Eine andere Gruppe versuchte dagegen, von den damaligen Streitfragen ausgehend, gerade den Umbruch des Verkehrs durch die kapitalistische Wirtschaftsordnung in den Vordergrund zu stellen.¹⁶ Eines der vielgelesenen Bücher ist in diesem Zusammenhang das kleine Büchlein von Walther Lotz "Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800-1900" gewesen, das, aus populären Vorträgen hervorgegangen, bis 1920 vier Auflagen erlebte. Nimmt man sich diese Schrift einmal näher vor, dann erkennt man, daß dieser Schüler Lujo Brentanos ganz im Bann des liberalen Fortschrittsoptimismus gestanden hat. Nach einem knappen Rückblick auf die vorindustriellen Verkehrsverhältnisse wird breit und emphatisch der Durchbruch des Eisenbahnwesens und die daraus folgende Güter- und Personentarifpolitik geschildert. Ein kleineres Kapitel ist der Binnenschifffahrt gewidmet, während zum Schluß die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel auf alle Zweige der Volkswirtschaft zusammengefaßt werden. Die reichen Literaturhinweise nach jedem Kapitel sind Zeichen dafür, auf welche zahlreichen Einzeluntersuchungen, Handbuchartikel und Fachzeitschriften der Verfasser sich stützen konnte.¹⁷ Die meisten der von ihm zitierten

15 E. Curtius, Zur Geschichte des Wegebau bei den Griechen, Berlin 1855; G. Schaefer, Ursprung und Entwicklung der Verkehrsmittel. Nach geschichtlichen Quellen dargestellt, Dresden 1890; E.E. Hudemann, Geschichte des römischen Postwesens während der Kaiserzeit, Kiel 1866, 2. Aufl. Berlin 1878; ders., Das Postwesen der römischen Kaiserzeit, Teil 1: Die äussere Geschichte desselben, Kiel 1866; E. Hartmann, Entwicklungs-Geschichte der Posten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit besonderer Beziehung zu Deutschland, Leipzig 1868; H. von Stephan, Verkehrsleben im Alterthum, in: Historisches Taschenbuch, Jg. 9, 4. Folge, Leipzig 1868, Sp. 1-136; Ritter, Die Reichspost der römischen Kaiser, Berlin 1880; F.H. Heller, Die Handelswege Inner-Deutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Leipzig, Dresden 1884; J. Naehrer, Die römischen Militärstraßen und Handelswege in der Schweiz und Südwestdeutschland, insbesondere in Elsass-Lothringen, 2. Aufl., Straßburg 1888; E. Gassner, Zum deutschen Straßenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, Leipzig 1889; O. Wanka, Edler von Rodlow, Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter, Prag 1900; F. Rauers, Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland. Versuch einer quellenmäßigen Übersichtskarte. Mit 4 kartogr. Beilagen. Hrsg. vom Verein für hansische Geschichte, Gotha 1907; A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig, 2 Bde., Leipzig 1900; P.H. Scheffel, Verkehrsgeschichte der Alpen, 2 Bde., Berlin 1908-1914.

16 Zum neuen Verkehrsmittel Eisenbahn äußern sich u.a. Schreiber, Die preußischen Eisenbahnen und ihr Verhältnis zum Staat 1834-1874, Berlin 1874; V. [Frhr. von] Röhl u.a. (Hg.), Encyclopädie des gesamten Eisenbahnwesens in alphabetischer Anordnung, 7 Bde., Wien 1890-1895, 2. Aufl. in 10 Bden., Wien 1912-1923; H. Schwabe, Geschichtlicher Rückblick auf die ersten 50 Jahre des preußischen Eisenbahnwesens, Berlin 1895; O. Supper, Die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Königreich Württemberg, Stuttgart 1895. Die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten in Preußen 1900-1910. Bericht an Seine Majestät den Kaiser und König erstattet von dem Minister für öffentliche Arbeiten, Berlin 1901 (enthält ausführliche Kapitel über alle Verkehrsarten, besonders aber über den Eisenbahnverkehr); K. Kumpmann, Die Entstehung der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft 1830-1844, Essen 1910. Über die Verbesserungen der Binnenschifffahrt berichten z.B. L. Sympher, Transportkosten auf Eisenbahnen und Kanälen, Berlin 1885; G. Schanz, Die Mainschifffahrt im 19. Jahrhundert und ihre künftige Entwicklung, Bamberg 1894; ders., Der Donau-Main-Kanal und seine Schicksale, Bamberg 1894; H. Schwabe, Die Entwicklung der deutschen Binnenschifffahrt bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, Berlin 1899; L. Sympher, Die Zunahme der Binnenschifffahrt in Deutschland von 1875-1895, Berlin 1899; G. Eger, Die Binnenschifffahrt in Europa und Nordamerika, Berlin 1899; E. Gothein, Geschichtliche Entwicklung der Rheinschifffahrt im XIX. Jahrhundert, Leipzig 1903; O. Teubert, Die Binnenschifffahrt. 2 Bde., Leipzig 1912-1918.

17 W. Lotz, Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800-1900, Leipzig 1900 (=Aus Natur und Geisteswelt

Autoren waren, wie man unschwer erkennen kann, Anhänger der historischen Nationalökonomie. Kein Wunder, wenn sie, wie etwa das Beispiel des Schmoller-Schülers Georg Schanz lehrt, oftmals weit in die Geschichte ausgriffen und von der Statistik regen Gebrauch machten. In der dritten Auflage des berühmten Handwörterbuches der Staatswissenschaften ist bei den Artikeln "Binnenschifffahrt", "Kanäle", "Schifffahrt", "Eisenbahnwesen", "Transport", "Post", "Telegraphie und Telephonie", "Verkehrsmittel" und "Verkehrswege" den wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtlichen Betrachtungen breiter Raum eingeräumt worden; allein der Entwicklung des Verkehrswesens im Mittelalter wurden 32 Spalten gewidmet.¹⁸ Hier sind auch die Ergebnisse der zeitgenössischen Forschung über den Straßen-, See- und Nachrichtenverkehr, die bei Lotz nicht berücksichtigt wurden, übersichtlich zusammengefaßt worden.

Resümierend läßt sich feststellen, daß von List über Knies bis zu Schmoller und Lotz ein einheitliches Bemühen sichtbar wird, den Zusammenhang der Verkehrsmittel aus der historischen Entwicklung heraus zu begreifen und nach ihren Ursachen zu fragen. Allen Autoren ging es in erster Linie darum, die notwendigen Fakten herbeizuschaffen und das Wesen des Verkehrs in seinem größeren politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhang zu sehen. Eine Wende in der Methodologie bedeutete es aber, als 1878 der Wiener Gelehrte Emil Sax in einem bedeutenden zweibändigen Werk "Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft" das Wesen des Transports, zu den Prinzipien der klassischen englischen Wirtschaftslehre zurückkehrend, ausschließlich auf deduktivem Wege erörterte.¹⁹ Die ganze geschichtliche Entwicklung wurde von ihm dagegen in einen kleinen Anhang verwiesen. Der von dem Österreicher Carl Menger später ausgelöste Methodenstreit in der Nationalökonomie wurde hier bereits sichtbar.

3. Die Fortbildung der Verkehrstheorie durch Emil Sax

Sax wollte nicht wie die Historische Schule der Nationalökonomie die Entwicklung des Verkehrs erforschen, sondern dessen Position im System der damaligen Volkswirtschaft exakt bestimmen. Von hier aus sollten dann die Grundsätze einer staatlichen Verkehrspolitik entworfen und festgelegt werden, wie die Verkehrseinrichtungen optimal zu gestalten seien. Ihn interessierten mit anderen Worten nicht die Ursachen, sondern allein die Auswirkungen des modernen Verkehrslebens. Damit schuf er das erste deutschsprachige Werk, das eine allgemeine Theorie der Verkehrswissenschaft aufstellte. In rein gedanklich-abstrahierender Weise untersuchte er allein am Beispiel der Eisenbahn in scharfer Scheidung der Massengüter von den gewerblichen Erzeugnissen die Preissenkung und den Preisausgleich,

Bd. 15), 2. erw. Aufl. 1906, 4. Aufl. 1920. Weitere erste Zusammenfassungen der modernen Verkehrsrevolution des 19. Jahrhunderts waren *F.C. Huber*, Die geschichtliche Entwicklung des modernen Verkehrs, Tübingen 1893; *R. van der Borcht*, Das Verkehrswesen, Leipzig 1894; *F. Ulrich*, Staatseisenbahnen, Staatswasserstraßen und die deutsche Wirtschaftspolitik, Leipzig 1898; *F.C. Philippson*, Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert, Berlin 1899; *G. Cohn*, Zur Geschichte und Politik des Deutschen Finanz-, Verkehrs- und Verwaltungswesens, Stuttgart 1905; *G. Biedenkapp*, Die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel, Berlin 1911.

¹⁸ *F.C. Huber*, Art. "Verkehrsmittel", in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 8, 3. Aufl., Jena 1911, Sp. 171-194; *T. Sommerlad*, Art. "Verkehrswesen im Mittelalter", in: ebd., Sp. 194-209. Vgl. ferner die Art. "Eisenbahnen" (Bd. 2), "Schifffahrt" (Bd. 7), "Post" (Bd. 6), "Telegraphie und Telephonie" (Bd. 7).

¹⁹ *E. Sax*, Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft, 2 Bde., Wien 1878-1879, 2. neubearb. Aufl., 3 Bde., Berlin 1918-1922.

die sich bei der Verbesserung der modernen Transportmittel bei gleichbleibendem Verhältnis von Angebot und Nachfrage ergaben. Sax sah in der ständigen Verbesserung des Transportapparates einen der Hauptgründe für die Entwicklung zum industriellen Großbetrieb, weil sich die durch den verbesserten Verkehr sinkenden Produktionskosten und die gleichzeitige Ausweitung der Absatzräume wechselseitig antrieben. Sax konnte mit seiner Betonung des Wertes der Massengüter das Wesen der Weltmärkte und die weltweite geographische Arbeitsteilung nun besser erklären. Durch die modernen Verkehrsmittel, so stellte Sax richtig fest, werde die jahrhundertalte Gunst der natürlichen Verkehrslage nun durch den Besitz von Arbeits- und Kapitalkräften überflügelt. Damit wurde das alte Thünensche Gesetz, das noch auf der vorindustriellen Marktlage basierte, durchbrochen.

Sich an den Erfahrungen seiner Zeit orientierend, wies der Wiener Gelehrte einschränkend aber darauf hin, daß sich aus dem Transport von Massengütern mit Hilfe moderner Verkehrsmittel noch nicht automatisch eine Preissenkung ergebe. Diese Wirkung trete vielmehr erst dann ein, wenn der Verkehr in regelmäßige feste Tarife eingebunden werde, wobei sich die Frachthöhe nach dem Güterwert und den Entfernungen richte. Der Absatz eines Gutes hänge damit nicht von der absoluten, sondern der relativen, d.h. am Wert des Produktions- und Konsumtionsortes gemessenen Frachthöhe ab. Die angemessenen Tarife als Teil der Verkehrspolitik erschienen ihm darum letztlich wichtiger als der Bau neuer Verkehrsmittel. Wenngleich Sax noch nicht die Funktion internationaler Frachtvereinbarungen und eines festen überseeischen Linienverkehrs kannte, deckte er erstmals ein anderes ökonomisches Gesetz auf: Wegen der relativ hohen Kosten stehen die Gesamtverkehrskosten mit der Intensität des Verkehrs im umgekehrten Verhältnis bzw. mit anderen Worten bestimmen bis zu einer gewissen Grenze bei modernen Transportmitteln nicht die Transportkosten den Marktpreis, sondern umgekehrt der Marktpreis die Transportkosten. Damit ergibt sich die zu beobachtende Tendenz zur Bildung von Staatsmonopolen, Preiskartellen oder doch staatlich regulierten privaten Verkehrsunternehmen.

Andere Volkswirte haben diese systematischen Überlegungen weiter fortgeführt und z.B., wie es Adolph Wagner tat, auf das öffentliche gemeinwirtschaftliche Element in den Verkehrsmitteln hingewiesen, was als Argument für die Verstaatlichung der Eisenbahn diente.²⁰ Auch wurde, auf Sax zurückgehend, von ihm die These vertreten, daß die Intensität einer Bodennutzung durch den Verkehr den allgemeinen Kulturzustand des betreffenden Gebietes determiniere. Daraus folgerten andere aber umgekehrt, daß die Vielgestaltigkeit eines Verkehrsnetzes den Grad des erreichten Wirtschafts- und Kulturzustandes widerspiegele.

Die von Emil Sax eingeleitete Abwendung vom ökonomischen Historismus darf aber nicht dahin verstanden werden, als sei nun überall sofort eine Abwendung von der Verkehrsgeschichte bei den Nationalökonomien erfolgt. Ganz im Gegenteil kam es bei verkehrshistorischen Untersuchungen zu neuen Höhepunkten. Zunächst legte Werner Som-

²⁰ Adolph Wagner hat als erster die Tatsache hervorgehoben, daß Eisenbahn - Aktiengesellschaften als kapitalistische Großunternehmungen öffentliche Elemente in sich aufgenommen haben und nach einer gewissen staatlichen Regulierung verlangen. Nur bei einer staatlichen Eisenbahn könnten die Frachten nach dem volkswirtschaftlichen Allgemeinnutzen ausgerichtet werden. Vgl. *A. Wagner*, Finanzwissenschaft, 3 Teile, Leipzig 1877-1889 u.ö. (=Lehr- und Handbuch der politischen Ökonomie Bd. II); *ders.*, Die Kohlen und ihre Stellung in der Volkswirtschaft des deutschen Zollvereins, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft Jg. 1856. Hier werden erstmals die Standortverschiebungen behandelt, die die Eisenbahn durch den billigen Transport von Steinkohlen bewirkt.

bart sein vielbändiges, anfänglich heftig umstrittenes Mammutwerk "Der moderne Kapitalismus" vor, das er dann aufgrund der Kritik noch einmal gründlich überarbeitete.²¹ In mehreren großen Abschnitten schilderte er dort, auf viele Jahrhunderte und ganz Europa ausgreifend, unter genauer Zitierung eines üppigen Quellenmaterials den Gang der gesamten Verkehrsentwicklung in verschiedenen Ländern, wobei er immer wieder auf interessante Querverbindungen aufmerksam machte. Er verstand es auch, die gewaltigen Stoffmassen mit Hilfe geschickt gestellter leitender Fragestellungen und umfassender Begriffsbildungen übersichtlich zu gliedern. Über seine Terminologie läßt sich gewiß manchmal streiten, doch erscheint sie stets gedanklich anregend. Den Begriff Verkehr hat er wie folgt aufgegliedert: (Siehe Schaubild: Werner Sombarts Definition des Begriffes Verkehr um 1900).

Schaut man sich das Kapitel "Verkehrswesen" im zweiten Band seines Werkes "Der moderne Kapitalismus", der dem europäischen Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus im 16., 17. und 18. Jahrhundert gewidmet ist, mit seinen über 200 Druckseiten einmal näher an, dann muß man dem Autor bescheinigen, daß er alle Seiten der Verkehrsproblematik in der frühen Neuzeit beleuchtet hat. Selbst so abgelegene Thesen wie Seeversicherung, das ältere Herbergswesen und erste Formen von Geschäftsanzeigen als Vorformen moderner Wirtschaftswerbung werden unter sorgfältigem Verweis auf die historischen Quellen erörtert. Dabei bleibt es manchmal mangels ausreichender Forschungen allerdings bei Zufallsnotizen, deren Repräsentativität schwer zu erkennen ist. Sombart erörtert aber meist die Qualität einer Quelle und charakterisiert so ihren Erkenntniswert. Wie Schmoller hat er auch zum Mittel der Stufentheorie gegriffen, um die Masse der historischen Fakten in eine Systematisierung zu bringen.²²

Der Autor hat sich daneben auch noch speziell dem 19. Jahrhundert zugewandt und in seinem immer wieder aufgelegten Bestseller "Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten und zu Anfang des 20. Jahrhundert" auch dort der Verkehrsgeschichte besondere Beachtung geschenkt.²³ Das ungeheuer dicht und spannend geschriebene Werk, das alle Zweige des Verkehrs behandelt, gehört ebenfalls zu den Meisterleistungen der Verkehrsgeschichtsschreibung vor dem Ersten Weltkrieg.

Die Blütezeit der verkehrsgeschichtlichen Forschung hat auch einige Nachbardisziplinen nicht unbeeindruckt gelassen. Hatten schon Albert Schäffle und Lorenz von Stein bei ihren verfassungs- und verwaltungsrechtlichen bzw. gesellschaftswissenschaftlichen Studien auf

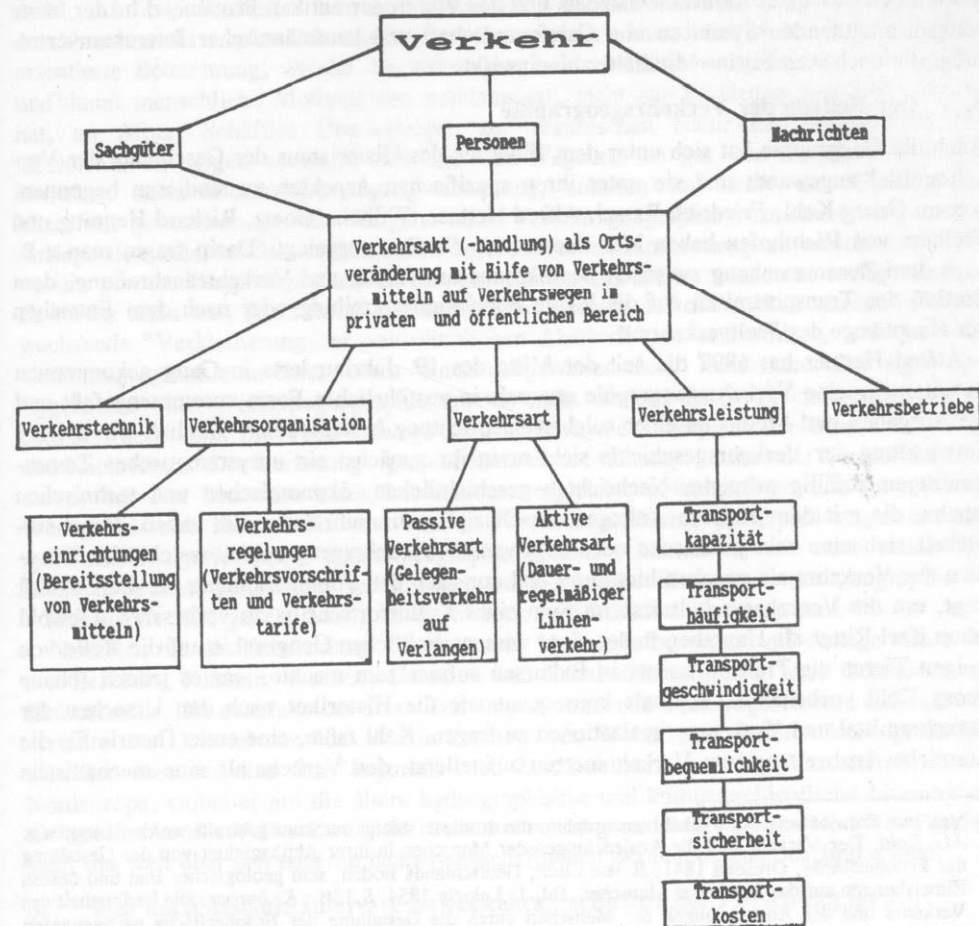
21 W. Sombart, Der moderne Kapitalismus, 2. Aufl., Bd. 2: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert. München 1917, S. 231-420.

22 Sombart unterscheidet z.B. drei Epochen im Wegebau: Die erste reicht bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts; bis dahin reicht das alte mittelalterliche Straßensystem, jetzt beginnen erste Bestrebungen zur Verbesserung der Hauptstraßen in den größeren Territorialstaaten. Die zweite Epoche reicht vom späten 17. bis zum frühen 18. Jahrhundert, wo der Straßenbau durch den absolutistisch-merkantilistischen Staat erstmals systematisch und energisch in Angriff genommen wird. Die technischen wie finanziellen Mittel reichen jedoch noch nicht aus, um ein verzweigtes Straßennetz zu schaffen und zu unterhalten. Erst in der dritten Periode seit der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt der Landstraßenbau in seine klassische Ausbauperiode ein, die dann direkt in das Zeitalter des "Hochkapitalismus" bzw. der Industrialisierung mündet (ebd. S. 245). Vgl. allgemein H.G. Schachtschnabel (Hg.), Wirtschaftsstufen und Wirtschaftsordnungen, Darmstadt 1991 (=Wege der Forschung Bd. CL XXVI); H. Kellenbenz, Art. "Wirtschaftsstufen", in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften Bd. 12, Stuttgart 1962, S.260-269.

23 W. Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten und im Anfang des 20. Jahrhunderts, Berlin 1909. Hier zitiert nach der 7. Aufl. 1927, S. 238-275.

Schaubild 1:

Werner Sombarts Definition des Begriffes Verkehr um 1900



Entwurf: H. J. Teuteberg

die ungeheuren Auswirkungen der modernen Verkehrsrevolution aufmerksam gemacht²⁴, so sah sich dann Max Weber veranlaßt, bei seinen weitgespannten Untersuchungen über die "Entfaltung des kapitalistischen Geistes" dem Warentransport im Rahmen von Handel und Geldverkehr gebührende Beachtung zu schenken.²⁵ Die Resultate der Forschungen der Historischen Schule aufarbeitend, gelang es ihm hier, zu generellen Erklärungen menschlicher Raumüberwindung vorzustoßen. So erfährt der Leser bei ihm z.B., daß Seehandel und Seeraub in langen Jahrhunderten überhaupt nicht zu trennen waren und sich die Funktionen

24 L. von Stein, Handbuch der Verwaltungslehre, 2. Aufl., Stuttgart 1876, S. 348-428; A. Schöffle, Bau und Leben des socialen Körpers, Bd. 3, Tübingen 1878, S. 163ff.

25 M. Weber, Wirtschaftsgeschichte (1919), 3. Aufl., Berlin 1958, S. 174-190, S. 251-255.

eines Handels- und Kriegsschiffes erst allmählich getrennt haben. Ferner schildert er die Vorteile eines frühen Karawanenhandels und das Wesen der antiken Proxeni, d.h. der heute seltsam anmutenden Symbiose von Gastfreundschaft und kaufmännischer Interessenvertretung, die noch weit bis ins Mittelalter hineinwirkte.

4. Der Beitrag der Verkehrsgeographie

Auch die Geographie hat sich unter dem Eindruck des Historismus der Geschichte der Verkehrsmittel zugewandt und sie unter ihren spezifischen Aspekten zu studieren begonnen. Johann Georg Kohl, Friedrich Ratzel, Alfred Hettner, Wilhelm Goetz, Richard Henning und Freiherr von Richthofen haben hier interessante Studien vorgelegt. Darin fragte man z.B. nach dem Zusammenhang zwischen Bevölkerungsansiedlung und Verkehrsausbreitung, dem Einfluß der Transportmittel auf die lokale Populationsverteilung oder nach dem Entstehen der Hauptwege des Weltverkehrs.²⁶

Alfred Hettner hat 1897 die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Gang gekommenen Arbeiten für eine Verkehrsgeographie erstmals in ausführlicher Form zusammengefaßt und die Aufgaben und Methoden einer solchen Fachrichtung beschrieben.²⁷ Ähnlich wie bei der Entwicklung der Verkehrsgeschichte sieht er in ihr zunächst ein unsystematisches Zusammentragen zufällig erlangter Nachrichten geschichtlichen, ökonomischen und technischen Inhalts, die mit dem engeren Anliegen der Disziplin nur indirekt zu tun haben. Dann entwickelt sich eine rein praktische oder angewandte Verkehrsgeographie, welche die Tatsachen des Verkehrs als gegeben hinnimmt und nur nach den Folgewirkungen für die Zukunft fragt, um die Verkehrsverhältnisse im Sinn eines Kulturfortschritts zu verbessern. Obwohl schon Karl Ritter als Hauptbegründer einer wissenschaftlichen Geographie auf die Rolle von einigen Tieren als Transportmittel in Exkursen aufmerksam machte, war es jedoch Johann Georg Kohl vorbehalten, erstmals konsequent wie die Historiker nach den Ursachen der Verkehrsmittel und Verkehrsorganisationen zu fragen. Kohl faßte, eine erste Theorie für die räumliche Ausbreitung von Verkehrsnetzen aufstellend, den Verkehr als eine mechanische

²⁶ Vgl. zur Entwicklung der Verkehrsgeographie, die an dieser Stelle nur kurz gestreift werden kann, u.a. *J.G. Kohl*, Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche, Dresden 1841; *B. von Cotta*, Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen, Bd. 1, Leipzig 1854, S.18ff.; *K. Jansen*, Die Bedingtheit des Verkehrs und der Ansiedelungen der Menschen durch die Gestaltung der Erdoberfläche nachgewiesen insonderheit an der Cimbrischen Halbinsel, Kiel 1861; *K. Andree*, Geographie des Welthandels, 3 Bde., Wien 1862-1877, 2 Aufl., Stuttgart 1877, vollst. neu bearb. Aufl. hg. v. Franz Heidrich, Robert Sieger, Frankfurt a. M. 1909-21; *W. Goetz*, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels, Stuttgart 1888; *G. Stürmer*, Geschichte der Eisenbahnen. Entwicklung und jetzige Gestaltung sämtlicher Eisenbahnnetze der Erde, 2 Bde., Bromberg 1872-1876; *M. Haushofer*, Eisenbahngeographie. Eine Darstellung des modernen Weltverkehrs mit besonderer Berücksichtigung der Eisenbahnen, Stuttgart 1875; *F. Ratzel*, Die geographischen Bedingungen und Gesetze des Verkehrs und der Seestrategie, in: Geographische Zeitschrift 9, 1903; *F. Frhr. von Richthofen*, Vorlesungen über allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie, bearb. u. hg. v. Otto Schlüter, Berlin 1908; *R. Henning*, Die Hauptwege des Weltverkehrs, Jena 1913; *ders.*, Verkehrsgeschwindigkeiten in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart, Stuttgart 1936.

²⁷ *A. Hettner*, Der gegenwärtige Stand der Verkehrsgeographie, in: Geographische Zeitschrift 3, 1897, S. 624-634 und S. 694-704; Vgl. *ders.*, Allgemeine Geographie des Menschen, Bd. 3: Verkehrsgeographie. Hrsg. von Erich Schmithenner, Stuttgart 1957; *ders.*, Die geographische Verbreitung der Transportmittel des Landverkehrs, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 29, 1894, S. 271 ff. Die weitere moderne Literatur über Verkehrsgeographie bei *Voigt*, Verkehr (wie Anm.4), Bd. II/2 (1965), S. 1328-1330. Eine gute Zusammenfassung des Forschungsstandes bei *E. Otremba/U. auf der Heide* (Hg.), Handels- und Verkehrsgeographie, in: Wege der Forschung Bd. 363, Darmstadt 1975.

Bewegung auf, bei der sich dieser seinen Weg auf den Strecken des geringsten Widerstandes sucht, d.h. wie fließendes Wasser Hindernisse prinzipiell zunächst umgeht, statt sie zu durchbrechen. Erst später hat man bei den Geographen erkannt, daß eine rein an der Natur orientierte Betrachtung, welche die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Willensakte und damit menschliche Motivationen ausklammert, nicht zur Erklärung ausreicht. Hettner hat, an Albert Schöffles Überlegungen zur organischen Natur der Gesellschaft sich anlehnd, zu zeigen versucht, daß z.B. ein Wegenetz so gut wie nie einer einzelnen bewußten menschlichen Überlegung entsprang, sondern im Laufe der Generationen historisch gewachsen ist. Als Aufgabe einer Verkehrsgeographie bezeichnete er, die tieferliegenden inneren Gesetzmäßigkeiten solcher Verkehrsausbreitung zu entschleiern, z.B. warum gewisse Hauptwege des Verkehrs beibehalten und andere wiederum verlegt wurden. Es reiche nicht aus, den Einfluß der natürlichen Umwelt auf die Verkehrsströme oder die wachsende "Verkleinerung der zeit-räumlichen Abstände" zu beschreiben, weil dann die Verkehrsgeographie zu einer reinen "Entfernungswissenschaft" herabsinke. Der eigentliche Gegenstand einer Verkehrsgeographie dürften nicht die sichtbaren Erscheinungen an der Erdoberfläche, d.h. die Verkehrswege sein, sondern die Transporte der Menschen, Güter und Nachrichten. Die Verkehrsgeographie hatte nach Meinung Hettners die Verkehrsströme, die er mit den Blutadern eines Lebewesens vergleicht, aufzuzeichnen und zu erklären. Wenngleich sich Hettner für eine von der Verkehrsgeschichte prinzipiell abgesetzte rein systematisch operierende Verkehrsgeographie einsetzte, konnte er, wie auch schon Karl Ritter in seinem berühmten Aufsatz über das historische Element in der geographischen Wissenschaft 1833 gezeigt hatte, auf die historische Methode nicht verzichten.²⁸

Natürlich hat die Entwicklung des modernen Verkehrs, besonders die Anlage von eisernen Brücken, Tunneln, Straßen, Dämmen und Bahnhofshallen, aber auch Schleusen und Hafenbassins, die ebenfalls um diese Zeit emporkommende Technikgeschichte beflügelt. So verfaßte der Österreicher Max Maria Freiherr von Weber eine Reihe höchst geistvoller Schriften über den Bau von "Sekundär- und Tertiärbahnen" und den Wasserstraßenbau in Nordeuropa, wobei er auf die ältere hydrographische und kulturgeschichtliche Literatur zurückgreifen konnte.²⁹ Der Zweig der Verkehrstechnikgeschichte war und blieb ein Faszinosum, das weit über den engeren fachwissenschaftlichen Bereich hinaus Beachtung fand.

5. Das nachlassende Interesse an verkehrsgeschichtlicher Forschung im 20. Jahrhundert

Wenn nicht alles täuscht, dann scheint das Interesse an der Geschichte des Verkehrswesens seit dem Ersten Weltkrieg spürbar zurückgegangen zu sein. Zwar wurden in der Zeit zwischen 1914 und 1945 noch weitere Monographien und Abhandlungen zur Geschichte des Land- und Seetransportes verfaßt, doch blieben die gestellten Ansprüche wie die Ergebnisse

28 K. Ritter, Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen, 2. erw. Aufl., 10 Bde., Leipzig 1832-1859; *ders.*, Einleitung zu einer vergleichenden Geographie, Leipzig 1852, *ders.*, Geschichte der Erdkunde und Entdeckungen,, Leipzig 1861; *ders.*, Allgemeine Erdkunde (1861), 2. Aufl., Leipzig 1880.

29 M. M. Frhr. von Weber, Die Wasserstraßen Nord-Europa's Leipzig 1881; *ders.*, Schule des Eisenbahnwesens, 4. Aufl., Leipzig 1885; Vgl. F.M. Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik von den Uerfindungen bis zur Gegenwart, Leipzig 1910; *ders.*, Die Technik. Ein Lexikon der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker (1914) (unveränderte Neuauflage München 1970).

verglichen mit dem 19. Jahrhundert relativ bescheiden. Die verstärkte Hinwendung der Wirtschaftswissenschaften zu rein theoretischen Fragen wirkte sich hier negativ aus. Die wenigen Autoren verfolgten bereits eingeschlagene Bahnen, ohne prinzipiell neue Fragestellungen oder Methoden aufzuwerfen. Walther Vogels "Geschichte der deutschen Seeschifffahrt" (1915), auf frühen Quellenforschungen von Ernst Baasch, Emanuel Fitger und Bernhard Hagedorn basierend, Alfred Birks primär bautechnisch konzipiertes Werk "Die Straße" (1934), ferner Untersuchungen zur Donau- und Rheinschifffahrt, die aber hinter Eberhard Gotheins und Christian Eckerts klassischen Studien über Deutschlands größten Strom weit zurückblieben, sowie die Festschrift zum einhundertjährigen Bestehen der deutschen Eisenbahn 1938 verdienen wohl eine Hervorhebung.³⁰ Nur Anton Felix Napp-Zinn, der später auch einen Handwörterbuchartikel über die Verkehrsgeschichte in Ferdinand Seischab's "Handwörterbuch für Betriebswirtschaftslehre" verfaßte, sowie der Mediävist Walter Stein wagten sich an größere Überblicke heran, ohne aber wie List, Knies, Schmoller, Sax oder Sombart zu wirklich neuen Systematisierungen und generellen Erklärungen vorzustoßen.³¹ Die maßgeblichen Hand- und Lehrbücher und die Artikel in den Handwörterbüchern in dieser Periode belegen, wie sehr der ursprünglich so reiche und hoffnungsvolle Ansatz der deutschen Verkehrsgeschichte in der Zwischenkriegszeit verkümmerte.³²

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Verkehrsgeschichte nicht mehr zu den glanzvollen Höhepunkten des späten 19. Jahrhunderts zurückgefunden. So beklagte der eingangs schon erwähnte Nationalökonom Fritz Voigt in seinem 1965 veröffentlichten Werk "Verkehr" die ausgesprochene "Geschichtsfeindlichkeit" seines Faches. In den meisten Lehrbüchern und Monographien würde eine historische Entwicklung der ökonomischen Institutionen völlig vernachlässigt, was er als Reaktion auf die Theoriefeindlichkeit des Historismus interpretierte. Ohne Zweifel sei das Pendel nun zu weit in die andere Richtung ausgeschlagen, so daß vielfach vergessen werde, die mathematischen Formulierungen und kühnen theoretischen Gedankenmodelle empirisch noch zu überprüfen. In seinem großen Werk wollte er zwar keine neuen Beiträge zur Geschichtsforschung liefern, aber doch den Anstoß geben, die rein theoretischen Konzeptionen der Verkehrswissenschaft wieder durch

30 *W. Vogel*, Geschichte der deutschen Seeschifffahrt, Berlin 1915; *E. Baasch* (Hg.), Quellen zur Geschichte von Hamburgs Handel und Schifffahrt im 17., 18. und 19. Jahrhundert, Hamburg 1908; *E. Fitger*, Die wirtschaftliche und technische Entwicklung der Seeschifffahrt, in: Schriften des Vereins für Socialpolitik 103, Leipzig 1902; *B. Hagedorn*, Die Entwicklung der wichtigsten Schiffstypen bis ins 19. Jahrhundert, Berlin 1914; *A. Birk*, Die Straße. Ihre verkehrs- und bautechnische Entwicklung im Rahmen der Menschheitsgeschichte, Karlsbad 1934. Neudruck Aalen 1971; *F. Heiderich*, Die Donau als Verkehrsstraße, Wien 1916; *J. Wilden*, Hundert Jahre Düsseldorfer Dampfer. Die Entwicklung der Personenschifffahrt auf dem Rhein, Köln 1936; *L. Sympher*, Die Wasserwirtschaft Deutschlands und ihre heutigen Aufgaben, 2 Bde., Berlin 1921; *Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn* (Hg.), Hundert Jahre deutsche Eisenbahn, Berlin 1938.

31 *A.F. Napp-Zinn*, Binnenschifffahrt und Eisenbahn. Gestalt, Werden und Probleme ihres Verhältnisses im Deutschen Reich, Leipzig 1928; *W. Stein*, Handels- und Verkehrsgeschichte der deutschen Kaiserzeit, Berlin 1922. Bei dem vielzitierten Werk von *H. von Stephan*, Geschichte der preußischen Post, Berlin 1928, handelt es sich um die Neuauflage seines Werkes Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprung bis zur Gegenwart, Berlin 1859. Vgl. *A.F. Napp-Zinn*, Art. "Verkehrsgeschichte", in: Handwörterbuch der Betriebswirtschaftslehre, 3. Aufl., Bd. 4 (1962), Sp. 5749-5760.

32 Vgl. *J. Kulischer*, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, 2 Bde. (1928). Neudruck München 1958; *H. Sieveking*, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 5. verb. Aufl., Leipzig 1928.

eine historische Faktenanalyse zu überprüfen. Sein Buch kann daher nicht nur als wichtige Forschungsbilanz, sondern auch als Wendepunkt in der Methodologie angesehen werden.

Leider hat Voigts Appell wenig gefruchtet und seine großartige Zusammenschau der Verkehrsgeschichte bis heute keine Fortsetzung bei der Historikerzunft gefunden. Zwar nahm die Wirtschafts- und Sozialgeschichte etwa seit 1960 einen großen institutionellen wie forschungsmäßigen Aufschwung in der Bundesrepublik, doch blieb gerade die Verkehrsgeschichte merkwürdigerweise ein selten beackertes Feld. Die herausragenden Publikationen mit einem wirklichen Erkenntniszuwachs lassen sich schnell überblicken: Die maritimen Weltgeschichten von Egmont Zechlin und Hellmut Diewald, Georg Bessels Geschichte des Norddeutschen Lloyd, Wilhelm Treues reich illustrierter Prachtband über fünftausend Jahre Achse, Rad und Wagen und Rainer Fremdlings höchst innovative Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Eisenbahn und Wirtschaftswachstum, die streng quantifizierend zugleich eine bewußte Annäherung an die Wirtschaftstheorie sucht, sind als besonders herausragende gelehrte Leistungen zu nennen.³³

III. Aufgaben einer "Neuen Verkehrsgeschichte"

Nach diesem knappen Überblick über Entstehung und Gang der verkehrsgeschichtlichen Untersuchungen ist die Frage zu stellen, welche neuen Forschungsfelder und Methoden sich für eine sich reaktivierende Verkehrsgeschichte als Subdisziplin der Verkehrswissenschaft abzeichnen. Solche Überlegungen stellen sich gedanklich verkürzt wie folgt dar:

Zunächst einmal bedürfen die klassischen Felder der Verkehrsgeschichte einer Erweiterung in sachlicher, zeitlicher und räumlicher Hinsicht. Die bisherigen Monographien und Übersichtsdarstellungen sind hauptsächlich auf bestimmte Themenbereiche wie Eisenbahn, Post und Binnenschifffahrt mit Schwerpunkt im 19. Jahrhundert ausgerichtet. Auch ohne genaue Auszählung dieser weithin verstreuten Titel läßt sich diese, wissenschaftsgeschichtlich allerdings gut erklärbare, einseitige Gewichtung erkennen. Die verstärkte Erforschung des Kraftfahrzeug-, Luftfahrt- und Rohrleitungsverkehrs, aber auch noch des Seeverkehrs, erscheint als ein dringendes Desiderat. Hier gibt es noch überall große Wissenslücken, in die sich allerhand historische Legenden eingenistet haben. So ist es einigermaßen erstaunlich, wie sehr z.B. die einseitige produktionstechnische Betrachtung des Kraftfahrzeuges seine Fixierung im System der Volkswirtschaft verhindert hat. Die tatsächliche schriftliche Behandlung dieses relativ neuen Verkehrsmittels, zu dem bekanntlich auch Lastwagen, Omnibusse und Krafträder gehören, durch den Staat im Zusammenhang mit Steuern, Versicherung, Unfällen, Verkehrsregeln, Straßenbau, Spedition und Post, ist erst jetzt durch eine Dissertation von Angela Zatsch an den Tag getreten.³⁴

Es gilt überhaupt, nicht nur das einzelne Verkehrsmittel, sondern auch die größere Verkehrsorganisation, die Verkehrsart, die Verkehrsleistungen (Kapazität, Häufigkeit, Geschwindigkeit, Bequemlichkeit, Sicherheit und Kosten) neben den spezifischen

33 E. Zechlin, Maritime Weltgeschichte. Altertum und Mittelalter, Hamburg 1947; H. Diewald, Der Kampf um die Weltmeere, Zürich 1980; G. Bessel, 1857-1957. Norddeutscher Lloyd. Geschichte einer bremischen Reederei, Bremen 1957; W. Treue, Achse, Rad und Wagen. Fünftausend Jahre Kultur- und Technikgeschichte, München 1965; R. Fremdling, Eisenbahnen und deutsches Wirtschaftswachstum(1840-1879), Dortmund 1975.

34 A. Zatsch, Staatsmacht und Motorisierung am Morgen des Industriezeitalters (= Schriften zur Rechts- und Sozialwissenschaft, Bd.7), Konstanz 1993.

Verkehrsbetrieben zu analysieren, um anschließend den ganzen Prozeß einer historischen Umgestaltung (z.B. durch Motorisierung) und dessen Rolle für den Strukturwandel von Wirtschaft und Gesellschaft deutlich zu machen. So interessant auch die Schilderung technischer Entwicklungen bei einem Verkehrsträger sein mögen, so dürfen diese jedoch nicht im Vordergrund stehen oder gar zum alleinigen Erkenntniszweck werden. Der Blick des Verkehrshistorikers hat stets dem Gesamtzusammenhang zu gelten. Ihn interessieren weniger einzelne Erfindungen, sondern mehr ihre anschließende Verbreitung und vor allem die definitive Durchsetzung im Rahmen einer Volkswirtschaft sowie die sich ergebenden Folgen für die anderen Wirtschaftszweige. Zu einer solchen makroökonomischen Prozeßanalyse gehört auch immer eine Untersuchung der Widerstände gegen die Einführung von Innovationen und der Handlungsspielräume der jeweiligen Verkehrspolitik.

Um die Bedeutung eines Verkehrsaktes im Sinne einer Raumüberwindung von Personen, Sachgütern und Nachrichten in den geschichtlichen Verlauf richtig einordnen zu können, bedarf es unbedingt einer noch stärkeren Blickerweiterung in frühere Jahrhunderte und einer Lösung vom Zeitalter der Industrialisierung. Die bisherigen Einsichten in das Wesen des Verkehrs sind häufig allein aus dem Eisenbahnzeitalter abgelesen und so nicht ohne weiteres in andere Perioden und Regionen der Erde übertragbar. So kannten z.B. Antike, Hoch- und Spätmittelalter durchaus schon großräumige Arbeitsteilungen und einen Fernverkehr, wengleich der Lokalverkehr natürlich bei weitem überwog. Mit Recht ist z.B. inzwischen von Wirtschaftshistorikern darauf hingewiesen worden, daß bis zum 19. Jahrhundert eine Kostensenkung durch billigere Frachtkosten keineswegs immer einen höheren Absatz garantiert hätte. Die Absatzradien wurden häufig durch die hervorragende Qualität einzelner Waren (Snob-Effekt) und nicht durch den Preis bestimmt.

In den älteren Verkehrsgeschichten, deren Verfasser oft durch die liberale Fortschrittsbrille des 19. Jahrhunderts sahen, wurden die vorindustriellen Verkehrsmittel oftmals als primitiv herabgewürdigt. Dabei wurde übersehen, daß viele ältere Verkehrsmittel und Verkehrsorganisationen für die Ansprüche ihrer Zeit durchaus optimal waren. Reitende Boten, Marktschiffe, Flöße, Sänften und Kutschen waren aus früherer Sicht vielfach durchaus ökonomisch effizient. Es ist bezeichnend für die kurzfristige moderne Techniksicht und den unangebrachten Fortschrittsoptimismus, daß es bis heute keine wissenschaftlich brauchbare Monographie über die Geschichte des Pferdes und des Fahrrades als Verkehrsmittel, geschweige denn des Fußgängers gibt, obwohl alle diese Formen der Raumüberwindung lange eine mehr oder weniger große Rolle gespielt haben und in manchen Teilen der Welt immer noch zu den Hauptverkehrsmitteln zählen.³⁵ Die Einführung des

³⁵ Die Literatur über Pferde und Reiten beschäftigt sich fast ausschließlich mit Pferdezucht, Pferderassen, Pferdesport und dort besonders mit Turnieren, Dressur und Reitschulen, dann aber auch mit der Kavallerie sowie dem Arbeitspferd in der Landwirtschaft, aber offenbar nur ganz selten mit dem Tier als Transportmittel. Eine systematische Durchsicht der großen hippologischen Literatur, die über viele Fachzeitschriften und Spezialbibliographien verfügt, steht zu diesem Problem aber noch aus. Vgl. z.B. *M. Jähns*, Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen, 2 Bde., Leipzig 1872; *Graf K.G. Wrangel*, Das Buch der Pferde. Ein Handbuch für jeden Besitzer und Liebhaber von Pferden, 2 Bde., 6. Aufl., Stuttgart 1927/1928; *L. von Heydebrand und der Lasa*, Illustrierte Geschichte der Reiterei. Die Entwicklung der Reitkunst seit Jahrtausenden, Wien 1892; *H. Möller/L. Born*, Handbuch der Pferdekunde. Für Offiziere und Landwirte, 6. Aufl., Berlin 1910. Auch die Geschichte des Fahrrades und Radfahrens ist erst einseitig erforscht und fast ausnahmslos auf die Entwicklung des Radsports und der Fahrradproduktion ausgerichtet. Vgl. aus der spärlichen wissenschaftlich brauchbaren Literatur z.B.

Fahrrades am Ende des 19. Jahrhunderts, das nach erstaunlich kurzer Zeit von Millionen Menschen benutzt wurde, war zumindest eine kleine Verkehrsrevolution, da hier erstmals dem Menschen die Möglichkeit geboten wurde, sich auf vergleichsweise billige Weise unabhängig vom starren Linienverkehr eine private räumliche Mobilität zu schaffen. Auch heute ist das Fahrrad neben den eigenen Füßen das wohl am meisten benutzte Fortbewegungsmittel auf der ganzen Welt. Vergleiche mit anderen Epochen und Ländern vermögen hier den Blick des Verkehrshistorikers ungemein zu schärfen.

Natürlich sollte eine künftige Verkehrsgeschichte im Zeichen der zunehmenden europäischen Integration auch versuchen, über die rein nationale Blickweise hinaus zu gelangen: Die bisherigen Wirtschaftsgeschichten mit einem europäischen Anspruch bleiben freilich noch frustrierend, handelt es sich doch noch um reine Additionen nationaler Verkehrsgeschichten, die nicht unter einheitlichen Fragestellungen zu einem größeren Gemälde zusammengesehen wurden. Ohne die Vereinheitlichung der Statistiken lassen sich z.B. nur wenige internationale Generalisierungen machen.³⁶ Mit Ausnahme der Schifffahrt sind die grenzüberschreitenden Verkehrsströme erst bruchstückhaft erfaßt. Fritz Voigt hat in seinem großen Werk gezeigt, welche Statistiken für den Binnen- und Außenverkehr zur Messung des Transports von Gütern, Personen und Nachrichten zur Verfügung stehen.³⁷ Aber die Fülle der Territorialstatistiken vor der Reichsgründung ist von ihm noch nicht berücksichtigt worden. Auf jeden Fall lassen sich Eisenbahn- und Schiffsverkehr, bei dem der Staat aus hoheitlichen und steuerlichen Gründen frühzeitig Daten sammelte, sehr viel besser statistisch erfassen als der Landtransport, der sich insgesamt mehr im privaten Sektor abspielte. Im Rahmen eines Schwerpunktprogramms der Deutschen Forschungsgemeinschaft haben die beiden Wirtschaftshistoriker Rainer Fremdling und Andreas Kunz, alle verfügbaren gedruckten Quellen aufarbeitend, damit begonnen, erstmals verlässliche Langzeitreihen für den Nah-, Eisenbahn-, See- und Binnenschiffsverkehr im 19. und 20. Jahrhundert zu rekonstruieren.³⁸ Alle älteren, viel zu groben, methodisch noch unzuverlässigen Verkehrsstatistiken dürften dann hinfällig werden, auch die Verkehrszahlen in Walter G. Hoffmanns bekanntem Kompendium "Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19.

L. Croon, Das Fahrrad und seine Entwicklung, Berlin 1939; *M.J.B. Rauck u.a.*, Mit dem Rad durch zwei Jahrhunderte. Das Fahrrad und seine Geschichte, Aarau 1979; *F.A. Paturi*, Die Geschichte des Fahrrades, Aarau 1988; *H.-W. Keweloh*, Auf den Spuren der Flößer, Stuttgart 1988.

36 Erste Versuche zu einheitlicheren Übersichten, die aber nur relativ wenige Länder berücksichtigen, sind z.B. *C.M. Cipolla u.a.*, Europäische Wirtschaftsgeschichte. The Fontana Economic History of Europe, 5 Bde, Stuttgart 1983; *A.S. Milward/S.B. Paul*, The Economic Development of Continental Europe, 1780-1914, 2 Bde., London 1973-1977; *P. O'Brien (Hg.)*, Railways and the Economic Development of Western Europe, 1830-1914, London 1982; *S.P. Ville*, Transport and the Development of European Economy, 1750-1918, London 1990. Vgl. als einschlägige wichtige Statistik, die auch den Verkehr besonders berücksichtigt, *R.B. Mitchell*, European Historical Statistics, 1750-1975, 2. Aufl., London 1981.

37 *Vgl. Voigt*, Verkehr (wie Anm. 4), Bd. II/2(1965), S.1280-1284.

38 *W. Fischer/A. Kunz*, Grundlagen der historischen Statistik in Deutschland. Quellen, Methoden, Forschungsziele, Opladen 1991; *R. Fremdling/A. Kunz*, Historische Verkehrsstatistik von Deutschland, in: *N. Diederich u.a. (Hg.)*, Historische Statistik in der Bundesrepublik Deutschland, in: Forum der Bundesstatistik Bd. 15, Stuttgart 1991, S.90-106; *A. Kunz*, Database Applications in Economic History, in: *H. Best et al. (eds.)*, Computers in the Humanities and Social Sciences, Achievements of the 1980s - Prospects for the 1990s. Proceedings of the Cologne Computer Conference 1988: Use of the Computers in the Humanities and Social Sciences held at the University of Cologne, September 1988, München 1991. Ein Datenhandbuch, wird später die Statistik der Eisenbahnen, der See- und Binnenschifffahrt sowie des öffentlichen Nahverkehrs umfassen. Vgl. *R. Fremdling/R. Federspiel (Hg.)*, Statistik der Eisenbahnen in Deutschland 1835-1989 (= Historische Verkehrsstatistik von Deutschland, Bd.1), St Katharinen 1994.

Jahrhunderts".³⁹ Der Bonner Historiker Hans Pohl hat außerdem erst kürzlich die Zahlen für den Weltverkehr und die wichtigsten Innovationen zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und 1914 zusammengefaßt, eine Studie, die die höchst ungleichmäßige Aufhellung der Transportgeschichte in den einzelnen Ländern noch einmal deutlich macht.⁴⁰

Es ist an dieser Stelle unmöglich, auf alle Problembereiche einer Verkehrsgeschichte einzugehen. Fritz Voigt hat diese bereits in gedankenreicher Weise charakterisiert: Es ist generell nach den Antrieben für eine eigenständige Entwicklungsdynamik, d.h. den Impulsen für den Ausbau der verschiedenen Techniken, Organisationen und Unternehmen des Verkehrs sowie nach der Dichte von Verkehrsnetzen und ihren internen wie externen Determinanten und den Verschiebungen der Schwerpunkte zu fragen. Im Mittelpunkt der Betrachtungen hat dann der Beitrag des Verkehrs zum Wirtschaftswachstum zu stehen. Dabei ist aber nicht nur an den vielzitierten Prozeß der Industrialisierung, sondern auch an die Fragen der Verstädterung sowie der gesamten soziokulturellen Modernisierung des Lebens zu denken. Die Entleerung gewisser Regionen durch den Verkehr ist historisch ebenso folgenreich gewesen wie die Zusammenballung der Menschen an anderen Orten. Der Einfluß von Eisenbahn und Kanalbau auf das städtische Bevölkerungswachstum und den gewerblichen Ausbau ist erst wenig systematisch durchleuchtet worden. Hier werden alte Probleme der Standorttheorie berührt, die seit Johann Heinrich von Thünen die Volkswirte immer wieder beschäftigt haben. Die Differenzierung der Produkte und ihr Absatz als Folge neuer Verkehrswege und gewachsener Verkehrsschnelligkeit sind neuerdings wieder Gegenstand der Konsumtionsgeschichte geworden.⁴¹

Besondere Beachtung verdient auch die bisher hier nur kurz erwähnte Geschichte des Nachrichtenverkehrs. Da wir seit der massenhaften Verbreitung von Telefon, Rundfunk, Fernsehen und elektronischer Datenfernübertragung (Telex, Telefax, Digitaltelefon, Zusammenfassung digitaler Datenbanken zu einem integrierten Fernmeldenetz) erkennbar in ein ganz neues Zeitalter der Massenkommunikation eingetreten sind, fühlten sich die Wirtschafts- und Sozialhistoriker vor einiger Zeit veranlaßt, ihren Wissensstand auf diesem Gebiet einmal zusammenzufassen.⁴² Hier hat sich zunächst gezeigt, daß der heute so inflationär benutzte Begriff "Kommunikation" einen entscheidenden Bedeutungswandel durchgemacht hat. Wurde der Ausdruck im 19. Jahrhundert unter dem Eindruck des neuen Verkehrsmittels noch als Synonym für Verkehr bzw. Mittel zur Beförderung von Sachen, Personen und Informationen gebraucht, so verstand man später eingeschränkt im englischen Sprachbereich darunter nur das Fernmeldewesen im engeren Sinne, was sich dann international durchsetzte. Im 20. Jahrhundert wurde Kommunikation in den Sozialwissenschaften

³⁹ W.G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1965. Vgl. H. Kelterer, Verkehrsstatistik, Berlin 1936; O. Schlier, Verkehrsstatistik, in: Statistik in Deutschland, Berlin 1940; H. Rogmann, Deutscher Verkehr in graphischer Darstellung, Düsseldorf 1952; I. Esenwein-Rothe, Art. "Verkehrsstatistik", in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften Bd. 11, Stuttgart 1960, S. 137-141.

⁴⁰ H. Pohl, Aufbruch zur Weltwirtschaft. Geschichte der Weltwirtschaft von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1989, S. 213-245.

⁴¹ H.J. Teuteberg (Hg.), Durchbruch zum Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters, Münster 1987; A. Kunz, Die Verknüpfung von Märkten und Transport. Verkehrsstatistik und Marktintegration in Agrarregionen, in: T. Pierenkemper (Hg.), Landwirtschaft und industrielle Entwicklung, Stuttgart 1989, S. 255-262.

⁴² H. Pohl (Hg.), Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft, Stuttgart 1989.

dann als Erfahrungsweitergabe und schließlich sogar als Medium zur Ausübung von Herrschaft interpretiert.⁴³

Wenngleich Wirtschaftswissenschaftler, Geographen und Historiker den Begriff weiterhin unter dem Oberbegriff Verkehr subsumierten und entsprechend eng gefaßte Untersuchungen betrieben, so fächerte sich der Terminus im allgemeinen Sprachgebrauch doch immer weiter auf, so daß er heute zahlreiche Komplexe im wirtschaftlichen und sozialen Bereich erfaßt und relativ diffus geworden ist. Mit dem Kommunikationswesen beschäftigen sich inzwischen nicht nur Ökonomen, sondern auch Psychologen, Soziologen, Publizisten, Pädagogen, Anthropologen usw. Sie haben zum Teil ihre eigenen Definitionen und theoretischen Rahmenkonzepte entwickelt, so daß eine Verständigung schwierig geworden ist. Die Verkehrshistoriker müssen daher klären, welche Formen der Raumüberwindung, soziokulturellen Vermittlung und menschlichen Verständigung sie untersuchen wollen. Es scheint ratsam, auch hier zwischen einer engeren wirtschaftlich orientierten und einer weiteren kulturell ausgerichteten Kommunikation zu differenzieren. Die inzwischen weit entwickelten Kommunikations- und Informationstheorien, die vielfach auf mathematisch-kybernetischen Modellen beruhen, müssen auf ihre historische Anwendbarkeit überprüft werden.⁴⁴ Es ist dabei die Frage aufzuwerfen, ob der sich immer schneller ausdifferenzierende Wissenszweig der Kommunikationsforschung künftig überhaupt noch zur Verkehrswissenschaft und zur Verkehrsgeschichte gerechnet werden kann, da diese inzwischen so intensiv von Nachbardisziplinen betrieben wird.

Die Bilanz der Historiker zum Thema "Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft" hat ferner darauf aufmerksam gemacht, daß die Geschichte des Reisens zu den zentralen Sektoren einer historisch orientierten Verkehrswissenschaft gerechnet werden muß. Nicht nur das Aufkommen des Massentourismus etwa seit 1960, der heute ein bedeutender Wirtschaftszweig geworden ist, sondern auch die älteren Formen dieser personalen Raumüberwindung bedürfen einer intensiven Erforschung. Die inzwischen auch international vergleichend betriebene historische Reiseforschung, deren Ergiebigkeit und Methoden früher ganz falsch eingeschätzt wurden, hat inzwischen erstaunliche Fortschritte gemacht und wird sogar von verschiedenen Disziplinen gleichzeitig betrieben.⁴⁵ Ihr Problemfeld ist freilich noch schwer abzugrenzen, da seit antiker Zeit Schriftsteller über das Reisen zu Lande und zu Wasser regelmäßig berichtet haben. Sie produzierten eine vorläufig nicht zu übersehende Zahl von Reiseführern und Reiseberichten, die erst zu einem geringen Teil ausgewertet wurden. In dem vielbändigen Quellenmaterial, das in jeder größeren

43 H. Beth/H. Pross, Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Stuttgart 1976; F. Naschold, Kommunikationstheorien, in: J. Aufermann/H. Borgmann/R. Sülz (Hg.), Gesellschaftliche Kommunikation und Information Bd. 1, Frankfurt a. M. 1973, S. 1149; J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied 1962.

44 N. Wiener, Kybernetik, Düsseldorf 1963; C.E. Shannon/W. Weaver, The Mathematical Theory of Communication, Urbana, Illinois 1949; K. Steinbach, Techniken der Kommunikation, in: O. Haseloff (Hg.), Forschung und Information, 2.Aufl., Bd. 3, Berlin 1971, S. 32ff.; O.H. Poensgen, Art. "Kommunikation", in: Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft Bd. 4, Stuttgart 1978, Sp.466-477.

45 A. Maczak/H.J. Teuteberg (Hg.), Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung, Wolfenbüttel 1982; B.I. Krasnoabaev u.a., Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforchung, Essen 1987; B.W. Bathe, Von den Kreuzzügen zu den Kreuzfahrten, Bielefeld 1972; N. Ohler, Reisen im Mittelalter, München 1986; H.J. Teuteberg, Reise- und Hausväterliteratur der frühen Neuzeit, in: Pohl, Kommunikation (wie Anm.39), S. 216-255.

Bibliothek zu finden ist, werden nicht nur genaue Angaben über Reiserouten und Entfernungen, den Zustand der Wege und die Verkehrserleichterungen (Brücken, Pässe, Hospize etc.), sondern auch über das jeweilige Verkehrsrecht gemacht. Die historische Reiseforschung berührt so gut wie alle Zweige der übrigen Geschichtswissenschaft.

Die überlieferten Reiseberichte schildern wie keine andere historische Quelle überdies die subjektiven Eindrücke desjenigen, der eine Ortsveränderung vornahm. Dieser Aspekt ist, soweit man erkennen kann, von der bisherigen Verkehrsgeschichte nur partiell erfaßt worden. Bis heute wissen wir nur wenig Zusammenhängendes, wie z.B. ein reisender Kaiser im Mittelalter, ein wandernder Handwerksgeselle im 16. Jahrhundert, der Insasse einer Postkutsche um 1800 oder die Auswandererfamilie auf einem Schiff zwischen Bremen und New York um 1850 die Raumüberwindung erlebt haben. Der persönliche Erfahrungshorizont ist aber ein wichtiger historischer Gegenstand, da er ganz dicht an das zu beobachtende historische Ereignis Verkehr heranführt.

Wolfgang Schivelbusch hat in seiner vielbeachteten "Geschichte der Eisenbahnreise" (1977) gezeigt, welchen Stellenwert dies neue Verkehrsmittel im Bewußtsein der Menschen einzunehmen begann und tausendjährige Vorstellungen vom Raum-Zeit-Verhältnis damals grundsätzlich neu formiert wurden.⁴⁶ Seit dem Beginn der großen Verkehrsrevolution im 19. Jahrhundert wurde nach ihm immer mehr die Vorstellung populär, daß "Circulation", d.h. Kommunikation, Austausch und Bewegung, den Fortschritt und die Aufklärung der Menschheit bedeuten, wogegen Seßhaftigkeit und Abgeschlossenheit als rückständig zu überwinden seien. Bürgerliche Kulturanschauung und Verkehrsaufschwung sind damals Hand in Hand gegangen und haben so zum gesellschaftlichen Wandel beigetragen. Unter anderem hat die Eisenbahn den Sinn der alten Bildungsreise, die jahrhundertlang einen festen Platz im Kulturleben hatte, weitgehend aufgehoben und dem wachsenden Tourismusangebot einen Warencharakter verliehen. Die darauf aufbauende Kulturkritik hat freilich dabei übersehen, daß die Massenhaftigkeit des Reisens auch eine nie dagewesene neue soziale Emanzipation brachte. Peter Borscheid, früher in Münster und nun in Marburg Wirtschafts- und Sozialgeschichte lehrend, hat am Beispiel des Automobils gezeigt, wie sich durch seine massenhafte Verbreitung das ursprünglich kleinräumliche Muster der Mobilität auflöste und die Motorisierungswelle tiefeingeschlossene Alltagsgewohnheiten der Menschen von Grund auf veränderte und z.B. zu einer "tertiären Verstädterung" geführt hat.⁴⁷ Der massenhafte Autoverkehr brachte auf der einen Seite neue soziale Isolation im Verkehr, aber auch andererseits eine neue Integrierung; so sind die jahrhundertealten Stadt-Land-Unterschiede erst durch ihn völlig eingeebnet worden. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kosten der explodierenden Mobilität bedeuten einen Themenkomplex, der uns erst in den letzten Jahrzehnten voll bewußt geworden ist. Bei der Lösung der brennenden Probleme des Nahverkehrs aber auch des Wettbewerbs der Verkehrsträger kann die Verkehrsgeschichte wertvolle Hilfe leisten, da diese Fragen zum Teil schon seit einem Jahrhundert diskutiert werden.

⁴⁶ W. Schivelbusch, Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München 1977.

⁴⁷ P. Borscheid, Auto und Massenmobilität, in: H. Pohl (Hg.), Die Einflüsse der Motorisierung auf das Verkehrswesen von 1886 bis 1986, Stuttgart 1988, S. 117-141.

Eine Forschungsübersicht.

Von Péter Gunst (Budapest)

Vor beinahe dreißig Jahren habe ich in deutscher Sprache über die agrargeschichtlichen Forschungen in Ungarn berichtet. Damals betrachtete ich rückblickend nicht nur eingehend die Jahre unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg, sondern suchte insbesondere auf die Geschichte dieser Forschungen seit ihren Anfängen einzugehen.¹ Eine derartig in die Einzelheiten gehende Zusammenfassung kann ich an dieser Stelle nicht unternehmen, dies erlauben weder der mir zur Verfügung stehende Raum noch der doch sehr weitgespannte Zeitrahmen. Wohl aber ist es hier möglich, die Haupttendenzen der Forschung zu überblicken und, soweit das möglich ist, die zu erwartenden Tendenzen und Aussichten einer zukünftigen Entwicklung aufzuzeigen.

Der vorige Bericht reichte bis zum Jahr 1965. Wir müssen, wollen wir die organisatorischen Gegebenheiten der agrarhistorischen Forschungen in unsere Darstellung einbeziehen, über das genannte Jahr hinaus, bis 1956, zurückgreifen. Ohne diesen Schritt, erhielten wir ein fehlerhaftes, partielles Bild der Forschungen. Im Frühjahr 1956 bildete sich als ein Ausdruck jener geistigen Unruhe, von der Kreise der Intelligenz vor dem ungarischen Volksaufstand, wie dieser revolutionäre Akt im Westen gemeinhin bezeichnet wurde, erfaßt worden waren, eine besondere agrarhistorische Forschungsorganisation heraus. Zu dieser Zeit regte der damalige Direktor der Bibliothek der Universität für Agrarwissenschaften in Gödöllő, der Historiker Domokos Kosáry, der derzeitige Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die Bildung einer interdisziplinären agrarhistorischen Kommission an, deren Aufgabe es sein sollte, eine selbständige agrarhistorische Zeitschrift herauszugeben. Die Kommission wurde sehr schnell gebildet, man war dabei, die erste Nummer zusammenzustellen, als die Revolution ausbrach. Im Herbst 1957 wurde Domokos Kosáry verhaftet, dann verurteilt, so daß er für die weiteren Vorbereitungsarbeiten ausfiel.

Die Bibliothek der Universität für Agrarwissenschaften erhielt die Kommission jedoch weiterhin aufrecht, die Vilmos Lázár bis zu seinem Tode im Jahre 1972 leitete. 1957 wurde der erste Jahrgang der Zeitschrift "Agrártörténeti Szemle" (Historia Rerum Rusticarum = Zeitschrift für Agrargeschichte) herausgegeben, 1959 folgte der zweite Jahrgang. Im gleichen Jahr übernahm die Agrarwissenschaftliche Klasse der Ungarischen Akademie der Wissenschaften die Agrarhistorische Kommission; von da an erschien die Zeitschrift der Kommission als Publikation der Akademie, nunmehr gedruckt und nicht mehr, wie bisher, vervielfältigt.²

Damit ergab sich eine eigentümliche Situation in der Geschichtswissenschaft. Die Agrarhistorische Kommission und die Zeitschrift "Agrártörténeti Szemle" unterstanden der Agrarwissenschaftlichen Klasse der Akademie, nicht aber der Gesellschaftswissenschaftlichen Klasse oder der Historischen Kommission. Das machte den Weg für Forschungs- und

1 P. Gunst. Die Agrargeschichtsschreibung in Ungarn 1945-1965. Agrártörténeti Szemle (im Weiteren: Agt. Sz.), 1965, Supplementum (im Weiteren: Sup.), 1-44.

2 Agrártörténeti Szemle - Historia Rerum Rusticarum (Zeitschrift für Agrargeschichte).

Publikationsvorhaben viel freier als bei Zeitschriften, die unter der Ägide der Historischen Kommission erschienen. Zunehmend befreiter wurde die Atmosphäre für agrarwissenschaftliche Forschungen auch durch den Umstand, daß die Agrarhistorische Kommission von Anfang an einen ausgesprochenen interdisziplinären Charakter hatte. In ihr wirkten neben Historikern Ethnologen, Soziologen und Archäologen, Agrarwissenschaftler sowie die Vertreter aller anderen Wissenschaftszweige mit, die auf jeweils eigene Weise von agrarhistorischen Forschungen berührt wurden. Während der Redaktionssitzungen herrschte in den sechziger Jahren eine sehr freie Atmosphäre. Die Ergebnisse der Sitzungen der Kommission zeigten, daß die wissenschaftlichen Forschungs- und Publikationsmöglichkeiten weit günstiger als auf anderen Gebieten der Geschichtswissenschaft waren. Das galt auch angesichts der Tatsache, daß sich in den ungarischen gesellschaftswissenschaftlichen Forschungen nach 1956 sehr bald allgemein ein freieres, liberaleres Klima durchsetzte.

Zur Entwicklung der Forschungen trug der Umstand bei, daß sich in der Agrarhistorischen Kommission der Akademie und im Redaktionskollegium der Zeitschrift ein perspektivisch denkender Kern herausgebildet hatte, der konzeptionelle wissenschaftliche Organisationsarbeit leistete. Der Verfasser dieser Zeilen hat das außergewöhnliche Glück gehabt, dreißig Jahre hindurch Redakteur der Zeitschrift gewesen zu sein, anfangs als Redaktionssekretär, dann als verantwortlicher Redakteur, wobei er sich während der ganzen Zeit hinsichtlich der wissenschaftlichen Profilierung der Zeitschrift der Unterstützung aller Mitglieder des Redaktionskollegiums gewiß sein konnte.

Die Zusammenarbeit von Geschichtswissenschaft und Agrarwissenschaft brachte sehr bald ermutigende Ergebnisse. Im Jahre 1962 wurde im Rahmen des Ungarischen Landwirtschaftlichen Museums eine agrarhistorische Forschungsabteilung eingerichtet, die die Akademie 1963 durch die Schaffung einer agrarhistorischen Forschungsstelle ergänzte. Bis 1979 wirkten die agrarhistorische Forschungsabteilung im Museum und die dortige agrarhistorische Forschungsstelle der Akademie zusammen. Ab 1979 war die Forschungsstelle der Akademie im Rahmen der Agrarwissenschaftlichen Universität Gödöllő weiter tätig, 1981 wurde sie dann von der Universität übernommen.

Auf Vorschlag des Verfassers dieser Zeilen beschlossen die beiden agrarhistorischen Forschungsstellen, gemeinsam eine internationale agrarhistorische Bibliographie ins Leben zu rufen, deren einzelne Bände seit 1964 regelmäßig unter dem Titel "Bibliographia Historiae Rerum Rusticarum Internationalis" erscheinen.³ Das war eigentlich die Fortsetzung jener ersten bibliographischen Mitteilungen in der Zeitschrift "Agrártörténeti Szemle". Neben der internationalen Bibliographie erschien regelmäßig als Publikation des Landwirtschaftlichen Museums ein Jahrbuch, das die wichtigeren Ergebnisse der beiden Forschungsstellen veröffentlichte,⁴ und seit dem Ende der 1960er Jahre eine Reihe von Studien, in der ein engeres Forschungsgremium die Veränderungen im Agrarbereich seit dem Ende der 1950er Jahre festhielt. In der Reihe "Termelőszövetkezetértéket Tanulmányok" (Studien zur Geschichte der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften) erschienen Studien in insgesamt drei Bänden, die die wichtigsten Kernpunkte der Geschichte von 100 ausgewähl-

3 Bibliographia Historiae Rerum Rusticarum Internationalis. Die ersten zehn Bände wurden mit Hilfe einer weit ausgebauten internationalen Zusammenarbeit von P. Gunst (zwischen 1964-1980) herausgegeben. Die weiteren Jahrgänge (bis heute insgesamt 16 Bände) wurden von I.N. Kiss und P. Hajdú redigiert.

4 A Magyar Mezőgazdasági Múzeum Közleményei (Mitteilungen des Ungarischen Landwirtschaftlichen Museums). Der erste Band wurde 1962 publiziert.

ten Produktionsgenossenschaften untersuchten. Die agrarhistorische Forschungsstelle des Museums und der Akademie publizierten mit finanzieller Unterstützung durch das Landwirtschaftsministerium die wichtigsten dieser Untersuchungen.⁵ Durch die Analyse der besonderen Eigenheiten der Geschichte dieser Genossenschaften entstanden jene Arbeiten, welche die Besonderheiten einzelner Abschnitte der ungarischen Agrarentwicklung nach 1948 aufdeckten, die, wie wir wissen, sowohl in der Praxis als auch in der historischen Forschung der ehemaligen sozialistischen Länder einen singulären Grad an Objektivität aufwies.⁶

Die agrarhistorische Abteilung des Museums und die Forschungsstelle der Akademie waren bestrebt, in gemeinsamer Arbeit und unter Heranziehung zahlreicher außenstehender Forscher zum einen entscheidend zur Beseitigung zahlreicher weißer Flecken auf dem Gebiet der agrarhistorischen Forschung beizutragen und zum anderen die Erschließung grundlegenden, sich über das ganze Land erstreckenden Quellenmaterials der ungarischen Agrargeschichte einzuleiten, das die Forschung in den vergangenen 70-80 Jahren überhaupt nicht berühren oder nur zufällig hatte aufdecken können. Die grundherrlichen Konskriptionen (*Urbaria et Conscriptioes*) aus dem 16.-18. Jahrhundert, im Ungarischen Staatsarchiv befindlich, bilden das grundlegende Quellenmaterial für die agrargeschichtlichen Forschungen. Sie sind vornehmlich auf den großen Grundherrschaften entstanden, um die wirtschaftlichen Verhältnisse der zu den Grundherrschaften gehörenden Bauernschaft regelmäßig zu verfolgen. Diese Konskriptionen enthalten neben den grundlegenden Angaben über die Bauernwirtschaften (Größe der Hufe, Zusammensetzung der Familie, Viehbestand usw.) regelmäßig auch die Dienstleistungen der Bauernwirtschaften, die Fron, den Zensus und den Umfang der Naturalleistungen. Eine weitere, sich fast über das ganze Land erstreckende Quellengruppe, die zum größten Teil gleichzeitig, parallel mit den Konskriptionen studiert werden kann, sind die Zehntlisten aus der gleichen Zeit. Die Bearbeitung beider Quellengruppen wurde begonnen und anderthalb Jahrzehnte systematisch durchgeführt.

Auch die Landes-Steuer-Conscriptioes aus den Jahren 1715-1720 und 1828 sowie die Schriften der von Maria Theresia im Jahre 1767 auf dem Verordnungswege eingeführten Urbarialregelung bilden ein grundlegendes Quellenmaterial für das ganze Land. Die Arbeitsgruppen von Museum und Akademie haben die Bearbeitung von zweien dieser Quellengruppen angeregt, die Drucklegung der Urbarialakten wiederum das Ungarische Staatsarchiv. Damit wurde begonnen, die Erforschung der mit dem 16. Jahrhundert einsetzenden Epoche auf eine feste Quellenbasis zu gründen.

Beide Gruppen gaben auch den Anstoß zur Erforschung weiterer weißer Flecken. Einer dieser Flecken bestand in der generellen Problematik des Agrarwesens im Zeitalter des Kapitalismus. Eine Arbeitsgruppe untersuchte einen wichtigen Gesichtspunkt, nämlich die Entwicklung der bäuerlichen Wirtschaft, damit die Veränderung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage des Bauerntums zwischen 1848 (Bauernbefreiung) und 1914.⁷ Ähnlich untersuchten verschiedene Forscher mit Unterstützung der Forschungsgruppen, aber

5 Termelőszövetkezetérténeti Tanulmányok (Studien zur Geschichte landwirtschaftlicher Genossenschaften), Bd. I-III, Budapest (im Weiteren: Bp.), 1972-1975.

6 Bei der Arbeit wirkten auch Agrarsoziologen und Agrarökonomien mit; geistiger Leiter des Gesamtunternehmens war Ferenc Donáth. *F. Donáth, Reform und Revolution. Transformation of Hungary's Agriculture, 1945-1970.* Budapest 1980 (Corvina Books).

7 A parasztság Magyarországon a kapitalizmus korában 1848-1914 (Das Bauerntum in Ungarn im Zeitalter des Kapitalismus 1848-1914), Bd. 1-2, Budapest 1965.

im Rahmen eigener Studien, den ersten Abschnitt der Produktion der Großbetriebe im Kapitalismus mit Hilfe entsprechenden Quellenmaterials. Die Entwicklung der ungarischen Landwirtschaft in der Zwischenkriegszeit, bzw. die Stockungen in dieser Entwicklung, wählte der Verfasser dieser Zeilen zum Thema seiner Untersuchung.⁸ Seine Forschungsergebnisse ergänzte er zwei Jahrzehnte später, als er die Lage und die Probleme der bäuerlichen Gesellschaft darstellte.⁹

Der hier nur in groben Linien skizzierte Aufschwung der agrargeschichtlichen Forschungen führte dazu, daß vom Jahre 1975 an beim Verlag der ungarischen Akademie eine Buchreihe mit dem Titel "Agrártörténeti Tanulmányok" (Studien zur Agrargeschichte) publiziert werden konnte.¹⁰ In dieser Reihe erschienen vor allem die bereits fertiggestellten Teile jener geplanten agrargeschichtlichen Zusammenfassung, die ein, wie man es damals bezeichnete, Autorenkollektiv übernommen hatte, welche als Ganzes aber nicht abgeschlossen worden war. Einzelne größere Kapitel erschienen in dieser Publikationsreihe;¹¹ einige Kapitel der Zusammenfassung, die für die internationalen Forschungen interessanter schienen, wurden in den seit 1963 in deutscher, englischer oder französischer Sprache veröffentlichten Heften (Supplementum) der Agrártörténeti Szemle publiziert.¹² Bis zum Jahr 1986 brachte das Supplementum im übrigen ständig Beiträge von hohem Interesse. Die Zusammenfassung selbst, wenn sie auch in der geplanten Form von drei Bänden bis heute nicht erschienen ist, konnte die Grundlage jenes kürzeren Resümees bilden, das unter dem Titel "Geschichte der Landwirtschaft" als Lehrbuch für die Hörer der Agrargeschichte an den ungarischen Agraruniversitäten herausgegeben wurde.¹³

Im Verlaufe von zwei bis drei Jahrzehnten war also unter Leitung der Akademie und des Landwirtschaftlichen Museums eine bedeutende Forschungsbasis entstanden, die zahlreiche weiße Flecken in der Agrargeschichte beseitigte oder zumindest mit deren Beseitigung begann. Es versteht sich von selbst, daß diese Forschungen, die von Untersuchungen des archäologischen Materials bis zu systematischen Untersuchungen einzelner Epochen der ungarischen Agrargeschichte reichen, in ihrer methodischen Komplexität und Perspektive an

8 P. Gunst, A mezőgazdasági termelés története Magyarországon 1920-1938 (Die Geschichte der landwirtschaftlichen Produktion in Ungarn 1920-1938), Budapest 1970; ders., Ungarns Landwirtschaft zwischen 1919-1938, Agt. Sz. 1969, Sup. 1-70.

9 Ders., Die bäuerliche Gesellschaft Ungarns in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, Budapest 1991. (Studia Historica ... 192).

10 Agrártörténeti Tanulmányok (Studien zur Agrargeschichte). Von 1975-1992 sind 16 Bände erschienen.

11 I. Szabó, A magyar mezőgazdaság története a XIV. századtól az 1530-as évekig (Geschichte der ungarischen Landwirtschaft vom 14. Jahrhundert bis zu den 1530er Jahren), Budapest 1975; I. Wellmann, A magyar mezőgazdaság a XVIII. században (Die ungarische Landwirtschaft im 18. Jahrhundert), Budapest 1979; A magyar mezőgazdaság a XIX-XX. században, 1849-1949 (Die ungarische Landwirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert, 1848-1949, Budapest 1976 (Mit Kapiteln von A. Vörös, L. Für, P. Gunst und F. Donáth).

12 I. Szabó, Ungarns Landwirtschaft von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu den 1530er Jahren, Agt. Sz. 1966, Sup. 1-44; F. Maksay, Ungarns Landwirtschaft zur Zeit der Türkenherrschaft, Agt. Sz. 1967, Sup. 10-37; T. Hoffmann, Vor- und Frühgeschichte der ungarischen Landwirtschaft, Agt. Sz. 1968, Sup. 1-35; P. Gunst, Siehe Anm. 8; I. Wellmann, Von der ländlichen Produktion zur landwirtschaftlichen Revolution der Neuzeit, Agt. Sz. 1970, Sup. 1-66; I. Orosz, Die landwirtschaftliche Produktion in Ungarn 1790-1849, Agt. Sz. 1971, Sup. 1-24; L. Für, Der Pflanzenbau in Ungarn um die Jahrhundertwende 1890-1914, Agt. Sz. 1971, Sup. 25-55.

13 P. Gunst und L. Lökös (Hg.), A mezőgazdaság története (Die Geschichte der Landwirtschaft), Budapest 1982.

dieser Stelle nur andeutungsweise dargestellt werden können. Die Ergebnisse sind zahlreich. Im folgenden wollen wir die wichtigsten Kernpunkte der Forschung hervorheben.

Wenn auch die agrarhistorischen Forschungen, die den Gegenstand des Überblicks über die genannten Jahrzehnte bilden, nicht vollkommen gleichgewichtig sein konnten, so waren sie doch weit besser proportional verteilt, als irgendwann zuvor. Es gibt kaum ein Thema, das vollkommen vernachlässigt worden wäre. Die bei archäologischen Grabungen freigelegten Pflanzenkerne und andere Überreste,¹⁴ auch tierische Knochen,¹⁵ wurden ebenso archäobotanischen und archäozoologischen Untersuchungen unterworfen (hierher sind auch die Ausgrabungsergebnisse im Karpatenbecken aus der Zeit vor der ungarischen Landnahme zu rechnen) wie die Gebäudereste usw. aus mittelalterlichen Dörfern. Dennoch standen im Vordergrund der frühmittelalterlichen (10.-13. Jh.) agrargeschichtlichen Forschungen jene Untersuchungen, die die Entwicklung der Verhältnisse der hier ansässigen Bevölkerung, entsprechend die der frühen grundherrlichen Wirtschaften (praedium)¹⁶ sowie die Entstehung des Dorfsystems und die Verhältnisse des mittelalterlichen ungarischen Dorfes¹⁷ analysierten. Das Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen faßt die Monographie über die Entstehung des einheitlichen hörigen Bauernstandes zusammen.¹⁸ Es muß hier hinzugefügt werden, daß die Bauern in Ungarn - im eigentlichen Sinne des deutschen Wortes - nicht Leibeigene waren. Vom 14. Jahrhundert an waren sie persönlich unabhängig, sie hatten das Recht auf Freizügigkeit. Auch in den Jahrzehnten zwischen 1514-1556, als die Bauern an die Scholle gebunden waren, waren sie persönlich frei. An dieser Stelle muß auch erwähnt werden, daß die Feudalherren in Ungarn im eigentlichen Sinne des Wortes keine Gutsherrschaftsausübten, d.h. ihre Güter selbst bewirtschafteten. Die Herren bedienten sich für ihren Allodialbesitz, den sie vom 16.-19. Jahrhundert besaßen, der Fronarbeit der Bauern. Insoweit wurde dieser landwirtschaftliche Besitz gemischt bewirtschaftet.

Teilweise schildert eine andere Monographie bereits die ausgebildeten feudalen Gesellschaftsverhältnisse. Sie untersucht die Entstehung der den westeuropäischen ähnlichen Verhältnisse in der ungarischen Agrarentwicklung nach der deutschen Einwanderung, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts einen großen Aufschwung genommen haben. Die "hospes" (Gäste) verhalten nicht nur der ungarischen Stadtentwicklung (Gründung der Bergwerksstädte, Verbreitung des Nürnberger Stadtrechtes in Ungarn), zu einem bemerkenswerten Aufschwung, sondern trugen in großem Maße dazu bei, daß sich das bäuerliche Leben in Ungarn auf das Niveau der westeuropäischen Verhältnisse hob. Die Verbreitung

-
- 14 B.P. Hartyányi/Gy. Nováki, Samen- und Fruchtfunde in Ungarn von der Neusteinzeit bis zum 18. Jahrhundert, *Ag. Sz.* 1975, Sup. 1-21; Gy. Nováki, Die Geschichte des Pflanzenbaus in Ungarn von der Neusteinzeit bis zum Beginn des Mittelalters, *Ag. Sz.* 1975, Sup. 22-88.
- 15 J. Matolcsi (Hg.), Domestikationsforschung und Geschichte der Haustiere. Internationales Symposium in Budapest 1971, Budapest 1973; *ders.*, A háziállatok eredete (Der Ursprung der Haustiere), Budapest 1975; S. Bökönyi, History of Domestic Mammals in Central and Eastern Europe, Budapest 1974; *ders.*, "Vadakat terelő juhász ..." Az állattartás története (Geschichte der Tierhaltung), Budapest 1978.
- 16 I. Szabó, The Praedium. Studies on the Economic History and the History of Settlement of Early Hungary, *Ag. Sz.* 1963, Sup. 1-24.
- 17 *Ders.*, A falurendszer kialakulása Magyarországon, X.-XV. század (Die Herausbildung des Dorfsystems in Ungarn, 10-15. Jahrhundert), Budapest 1966; *ders.*, A középkori magyar falu (Das mittelalterliche Dorf in Ungarn), Budapest 1969; F. Maksay, A magyar falu középkori településrendje (Die Siedlungsordnung des ungarischen Dorfes im Mittelalter), Budapest 1971.
- 18 I. Bolla, A jogilag egységes jobbágyosztály kialakulása Magyarországon (Die Herausbildung des rechtlich homogenen Bauernstandes in Ungarn), Budapest 1983.

des Pflugs und als Folge die Umgestaltung der dörflichen Siedlungen, die Entstehung des Hufensystems, die Einbürgerung der Zwei- und Dreifelderwirtschaft, die darauf basierende Dorfgemeinschaftsordnung zeigen die Tiefe und territoriale Ausdehnung der Umgestaltung an.¹⁹ Die danach folgende gesellschaftliche Umgestaltung veranschaulicht die Verbreitung des freien Abzugs, dann dessen Inartikulation.²⁰ Die Umgestaltung hinterließ ihre Spuren auch auf den adeligen Besitzungen.²¹ Die Steigerung der Warenproduktion führte von der Mitte des 14. Jahrhunderts an zu immer größerem Vieh- und Weinexport,²² was zur Folge hatte, daß einzelne Dörfer zu einem neuen Marktort, zumindest zu Marktflecken wurden. Das war deshalb möglich, weil die ungarische Stadtentwicklung noch immer hinter der österreichischen oder böhmischen weit zurückgeblieben war. Die Marktflecken ersetzten also die fehlenden städtischen Märkte. Die Entwicklung der Marktflecken, insbesondere der grundherrlichen Marktflecken als Teil der städtischen Entwicklung oder als Konkurrenten der Stadt, hat in unserer Geschichtsschreibung ernsthafte Debatten ausgelöst. Zweifellos war die Zahl der ungarischen Marktflecken, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ca. 800 betrug, sehr viel höher als die der königlichen Städte, und auch ihr wirtschaftliches Gewicht war nicht zu unterschätzen.²³

Im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts sind die ersten Anzeichen für eine Neugestaltung der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Entwicklung zu beobachten. Die Grundherren versuchten immer stärker, die landwirtschaftliche Warenproduktion für sich abzuschöpfen, denn ihre Geldeinkünfte ließen sich nicht steigern, mehr noch, eine inflationäre Ausweitung des Münzumschlages entwertete sie. Die Verschärfung der Interessengegensätze, gepaart mit der extremen Schwächung der königlichen Zentralgewalt nach 1490, führte zu Gesetzen, um die Entwicklung der Marktflecken einzuschränken, dann zum Bauernkrieg von 1514, dessen Folgen die Beseitigung der Möglichkeiten einer freien bäuerlichen Entwicklung, die Jahr-

-
- 19 *J. Szűcs*, Megosztott parasztág - egységesülő jobbágyiség. A paraszti társadalom átalakulása a XIII. században (Die Umgestaltung der Bauerngesellschaft im 13. Jahrhundert), Századok 1981, 3-65 u. 263-319; *J. Szűcs*, Háztartás és család a XIII. századi Magyarországnak szolgái állapotú parasztnépességében (Haushalt und Familie bei der Bauernbevölkerung höriger Herkunft Ungarns im 13. Jahrhundert), Történelmi Szemle, 1983, 136-158; *T. Hoffmann*, A magyar agrárfejlődés településtörténeti következményei (Die siedlungsgeschichtlichen Folgen der ungarischen Agrarentwicklung), Agt. Sz. 1971, S. 284-295.
- 20 *L. Solymosi*, A jobbágyköltözésről szóló határozat helye a költözés gyakorlatában (Der Artikel über die Freizügigkeit der Bauern und ihr faktischer Gebrauch), Agt. Sz. 1972, S. 1-40; *A. Körmendy*, A soltész ("more scultetorum") telepített falvak a Szepességben (XIII-XIV. század) (Die vom Schultheiß angesiedelten Dörfer ("more scultetorum") in der Zips im 13.-14. Jahrhundert), Agt. Sz. 1974, S. 305-348.
- 21 *J. Gericcs/E. Ladányi*, Nemesi jog-királyi jog a középkori magyarországi birtoklásban (Adelsrecht und Königsrecht im mittelalterlichen Besitzstand in Ungarn), Agt. Sz. 1988, S. 1-19.
- 22 *E. Mályusz*, Állatkiviteli tilalnak Magyarországon a XIV. és XV. század fordulóján (Tierausfuhrverbote in Ungarn um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts), Agt. Sz. 1983, S. 319-326; *ders.*, Bajorországi állatkivitelünk a XIV.-XV. században (Die ungarische Tierausfuhr nach Bayern im 14. und 15. Jahrhundert), Agt. Sz. 1986, S. 1-33; *L. Gecsényi*, Városi és polgári szőlőbirtokok és borkereskedelem a Hegyalján a XV.-XVI. század fordulóján (Städtische und bürgerliche Weinbesitze und Weinhandel im Tokajer Weingebiet in Ungarn um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts), Agt. Sz. 1972, S. 340-352.
- 23 *E. Fügedi*, Mezővárosaink kialakulása a XIV. században (Herausbildung der Marktflecken in Ungarn im 14. Jahrhundert), Történelmi Szemle 1972, S. 321-342; *V. Bácskai*, Magyar mezővárosok a XV. században (Ungarische Marktflecken-Agrarstädte-im 15. Jahrhundert), Budapest 1965; *dies.*, A gyulai uradalom mezővárosai a XVI. században (Die Marktflecken des Herrschaftsgutes von Gyula im 16. Jahrhundert), Agt. Sz. 1967, S. 432-456; *Gy. Székely*, Mezővárosok, rendek, király 1514-1674 (egy báni levél álláspontjának értelmezéséhez) (Marktflecken, Stände, König 1514-1674) Agt. Sz. 1974, S. 349-352.

zehnte währende Bindung der Bauern an die Scholle und eine stagnierende Bedeutung der Marktflecken waren.²⁴

Die Bewertung der ungarischen Agrarentwicklung des 16.-17. Jahrhunderts, ihre Einbettung in die europäischen Prozesse, ist seit Jahrzehnten eine wichtige Streitfrage der ungarischen agrarhistorischen Forschungen. Einer der Gradmesser für die relative Freiheit der ungarischen historischen Forschung in den letzten Jahrzehnten war gerade die an diesem Punkt entstandene freie wissenschaftliche Debatte. Vor 1956 wurde die Entwicklung der grundherrlichen Eigenwirtschaft, die Ausdehnung der Fronarbeit als organischer Bestandteil des ungarischen Prozesses der ursprünglichen Kapitalakkumulation aufgefaßt.²⁵ In den Jahrzehnten nach 1956 konnte eine realistischere Untersuchung des Problems beginnen. Die konservativere Einstellung faßte im weiteren dieses Problem als Abweichung von der westeuropäischen Agrarentwicklung auf. Sie betonte, daß die osteuropäische Agrarentwicklung, im weiteren Sinne die osteuropäische Wirtschaftsentwicklung insgesamt, auf einen neuen Weg gelenkt habe, Osteuropa zur Peripherie werden ließ. Man ging davon aus, daß die vorangegangene wirtschaftlich-gesellschaftliche Entwicklung des Raumes im großen und ganzen mit der westeuropäischen Schritt gehalten hätte. In diesem Rahmen entstand die Monographie, die diese Frage umfassend untersuchte.²⁶ Es kam ferner zu jenen Studien, die die großen Grundherrschaften, die Wirtschaft ganzer Güterkomplexe reicher aristokratischer Familien untersuchten, deren Ergebnisse jene These teilweise bekräftigten, teilweise jedoch verwarfen.²⁷ Hierher ist die große Monographie zu zählen, die sich die Untersuchung des ungarischen Hörigkeitssystems vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zum Ziel gesetzt hatte.²⁸

An einem Punkt gingen die Debatten zu diesem Problem über die eigentliche Streitfrage hinaus und warfen im weiteren Sinne die Frage auf, wie die osteuropäische sozioökonomische Entwicklung zu bewerten ist, ob es überhaupt eine Grundlage für die "Abweichungs"-These gibt. Am entschiedensten hat der Verfasser dieser Zeilen diese Frage aufgeworfen

24 P. Gunst, Der ungarische Bauernaufstand von 1514, in: *Revolte und Revolution in Europa*, München 1975, S. 62-83 (Beiheft 4 der *Historischen Zeitschrift*); G. Bartal/A. Fekete-Nagy, *Parasztháboru 1514-ben* (Bauernkrieg im Jahr 1514), Budapest 1973; G. Heckenast (Hg.), *Aus der Geschichte der ostmittel-europäischen Bauernbewegungen im 16.-17. Jahrhundert*, Budapest 1977.

25 Zs. P. Pach, *Az eredeti tőkefelhalmozás Magyarországon* (Die ursprüngliche Kapitalakkumulation in Ungarn), Budapest 1952.

26 Ders., *Die ungarische Agrarentwicklung im 16.-17. Jahrhundert. Abbiegung vom westeuropäischen Entwicklungsgang*, Budapest 1964 (*Studia Historica*, 54); ders., *Das Entwicklungsniveau der feudalen Agrarverhältnisse in Ungarn in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts*, Budapest 1960 (*Studia Historica*, 46).

27 Ders., *A keleteurópai "Gutswirtschaft" problematikájához. Robotmunka és bérmunka a földesuri majorságokon a XVI.-XVII. századi Magyarországon* (Zur Problematik der osteuropäischen Gutswirtschaft. Fron- und Lohnarbeit in den Gutswirtschaften in Ungarn im 16.-17. Jahrhundert) *Agt. Sz.* 1971, S. 1-20; V. Zimányi, *A Rohonc-szalonaki uradalom és jobbágsága a XVI.-XVII. században* (Das Herrschaftsgut von Rohonc-Szalonak und seine Bauern im 16-17. Jahrhundert), Budapest 1968; L. Makkai, *A robotgazdálkodás kialakulása a sárospataki uradalomban* (Die Herausbildung der Fronwirtschaft in der Domäne von Sárospatak), *Agt. Sz.* 1965, S. 441-470; I. Sugár, *Az egri vár gazdálkodása az 1594-95. évi számadás tükrében* (Die Wirtschaftsführung der Burgdomäne von Eger im Spiegel der Rechnungsbücher vom Jahre 1594-1595), *Agt. Sz.* 1982, S. 460-521, I. Gy. Tóth, *A körmendi uradalom társadalma a XVII. században* (Die Gesellschaft des Herrschaftsguts von Körmend im 17. Jahrhundert), *Agt. Sz.* 1983, S. 327-391; ders., *Jobbágyok, Hajduk, deákok. A körmendi uradalom társadalma a 17. században* (Bauern, Heiducken, Schreiber. Die Gesellschaft der Domäne von Körmend im 17. Jahrhundert. Die Bildung, der Alphabetismus), Budapest 1992.

28 J. Varga, *Jobbágyrendszer a magyarországi feudalizmus kései századaiban, 1556-1767* (Die Leibeigenschaft in den späten Jahrhunderten des Feudalismus in Ungarn, 1556-1767), Budapest 1969.

und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die osteuropäische Entwicklung von anderen Grundlagen ausgegangen ist als die in Westeuropa. Das darf als der Grund dafür angesehen werden, daß sich Feudalismus und Kapitalismus die ganze Zeit über unterschiedlich entwickelt haben. Durch die zu Westeuropa entstandenen militärischen und kommerziellen Beziehungen aber, vermochte Osteuropa der Entwicklung im westlichen Teil des Kontinents zu folgen - und dies sehr erfolgreich. Aber auf einem schmalen Streifen an der Westgrenze Europas (vom Baltikum bis nach Kroatien) formte sich, zum Teil durch die starke deutsche Einwanderung, zum Teil durch andere Faktoren, eine schwächere, viele osteuropäische Elemente enthaltende Variante der westeuropäischen Entwicklung heraus, die wir als charakteristisch für Mitteleuropa bezeichnen können. Dazu gehörten Polen, Ungarn, Kroatien, das Baltikum, eventuell auch Böhmen.²⁹ Im Verlauf der Debatte wurde die Konzeption von den drei Regionen Europas deutlich formuliert,³⁰ während bei der ungarischen Agrarentwicklung neben den westlichen und östlichen Elementen nachdrücklich auf einen mediterranen Einfluß hingewiesen wurde.³¹ Als Ergebnis der Debatten erschien die ungarische Agrarentwicklung des 16. und 17. Jahrhunderts in vieler Hinsicht in einem neuen Licht; bereits jetzt ist offensichtlich, daß die Achse der grundherrlichen Wirtschaft in Ungarn nicht die Getreideproduktion war, die sich auf der bäuerlichen Fron gründete, sondern die Erhöhung der Abgaben, die der Bauer von seinen Produkten zu leisten hatte, und die Ausdehnung der grundherrlichen Regalrechte (Schenke, Fleischerei, Mühle). Nur in wenigen Jahrzehnten, in einzelnen Schritten, kam es dagegen regional zu einer mehr oder weniger großen Entfaltung der grundherrlichen Warenproduktion durch die Ausdehnung der bäuerlichen Fronarbeit.³²

Der Aufmerksamkeit der Forscher über die Agrarentwicklung des 16.-17. Jahrhunderts entgingen die Anzeichen zu einer bäuerlichen Entwicklung im 17. Jahrhundert mit einer verbesserten, ja sogar freien Stellung nicht (Nobilitierung einzelner bäuerlicher Schichten, Aufkommen der Taxe zahlenden bäuerlichen Schichten usw.).³³ Ein ziemliches Gewicht in den Forschungen über diesen Zeitraum gewann die bäuerliche Warenproduktion,³⁴ die

29 P. Gunst, Einige Probleme der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Osteuropas, Köln 1977 (Kölner Vorträge und Abhandlungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Heft 29).

30 J. Szűcs, Vázlat Európa három történelmi régiójáról (Über die drei historischen Regionen Europas. Ein Grundriß) Történelmi Szemle 1981, S. 313-359.

31 L. Makkai, Östliches Erbe und westliche Leihe in der ungarischen Landwirtschaft der frühfeudalen Zeit (10.-13. Jahrhundert), Agt. Sz. 1974, Sup., S. 1-53.; ders., Agrarian Landscapes of Historical Hungary in Feudal Times, Budapest 1980 (Studia Historica, 140).

32 F. Maksay, Paraszttság és majorgazdálkodás a XVI. századi Magyarországon (Bauerntum und Gutswirtschaft in Ungarn im 16. Jahrhundert), Budapest 1958; M. Szentgyörgyi, Jobbágyterhek a XVI.-XVII. századi Erdélyben (Bauernabgaben in Siebenbürgen im 16.-17. Jahrhundert, Budapest 1962; L. Makkai (Hg.), Jobbágytelek és parasztgazdaság az örökös jobbágytság kialakulásának korában (Bauernhof und Bauernwirtschaft im Zeitalter der Entfaltung der "ewigen Hörigkeit"), Budapest 1966; V. Zimányi, Economy and Society in Sixteenth and Seventeenth Century Hungary, 1526-1650, Budapest 1987 (Studia Historica, 188).

33 L. Makkai, Robot - summa - taxa. Az örökös jobbágytság rendszerének fejlődési tendenciái a XVII. század második felében (Fron - Summe - Taxe. Entwicklungstendenzen des Systems der "ewigen Leibeigenschaft" in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts), Történelmi Szemle 1964, S. 330-337.

34 Mezőgazdasági termelés és termelékenység Magyarországon (Landwirtschaftliche Produktion und Produktivität in Ungarn), Agt. Sz. 1968, S. 39-93; V. Zimányi, Gabona-terméseredmények a Csallóköz egyes falvaiban, tizedjegyzékek alapján (Getreideproduktionsergebnisse in einigen Dörfern der Großen Schütt-Insel auf Grund von Zehntlisten), Agt. Sz. 1984, S. 458-506; F. Maksay, Grand domains et exploitations de la petite noblesse en Hongrie, au cours de la dépression survenue à la fin du Moyen-Âge

Besteuerung der Bauern im türkisch besetzten Gebiet, und durch deren Analyse die Aufdeckung des Produktionssystems³⁵ sowie der vollen Entfaltungsmöglichkeiten der Marktflecken (zum Teil als Folge der türkischen Besetzung).³⁶

Die Jahrzehnte des Befreiungskrieges gegen die türkische Herrschaft, dann der von Ferenc Rákóczi geführte Kampf gegen die Habsburger entvölkerten einen großen Teil des Landes. Seit Ende des 17. Jahrhunderts setzte eine bedeutende Migration ein, zum Teil aus den früher überbevölkerten nordwestlichen und nordöstlichen Gebieten Ungarns, zum Teil aber aus dem südlichen deutschen Reich, vom Elsaß bis Österreich. Seit langem wird über das Ausmaß der deutschen Einwanderung im 18. Jahrhundert debattiert und darüber, wie groß die Einwohnerzahl des Landes unmittelbar nach der Vertreibung der Türken gewesen sein dürfte. Die Auswertung der Steuerkonskription für die Jahre 1715-20 bietet dafür wenig Anhalt, und die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben auch vor allem Schätzungen und Hypothesen hervorgebracht, mit denen der außergewöhnlich große Unterschied erklärt werden kann, der zwischen dem Zustand am Ende der türkischen Herrschaft (Anfang des 18. Jahrhunderts ungefähr 2 Millionen Menschen) und der Volkszählung Josefs II. (1784-1787) bestanden hatte.³⁷ Als weit aussagekräftiger erwiesen sich die Forschungen über die ländlichen Familien- und Haushaltsstrukturen.³⁸

Mit dem Bevölkerungswachstum in den Jahrzehnten des Friedens nahm die ungarische Landwirtschaft eine bedeutende Entwicklung. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ist aber bereits eine wichtige strukturelle Umgestaltung zu erkennen. Es war kein Zufall, daß die Probleme der bäuerlichen Produktion, die Fragen der Viehzucht in den Marktflecken und ganz allgemein die Fragen der landwirtschaftlichen Produktion, die Untersuchung der Flurnutzung, der Entwicklung des Flurzwangs (von verschiedenen Formen der Bodenwechselwirtschaft bis zur Verbreitung und Durchsetzung der Dreifelderwirtschaft) eine entscheidende Rolle in der Forschung spielten.³⁹ Wichtige Forschungen erstreckten sich auch

et en moment de la relance du début du temps modernes, *Agt. Sz.* 1982, Sup. 1-3; *I.N. Kiss*, Szőlőmonokultúra a Hegyalján, XVI.-XVIII. század (Termelés, export, ár, minőség) (Wein-Monokultur in der Tokajer Weingegend im 16.-18. Jahrhundert. Produktion, Ausfuhr, Preise, Qualität), *Agt. Sz.* 1973, S. 383-390.

35 *Gy. Káldy-Nagy*, Magyarországi török adóösszeírások (Türkische Steuerlisten in Ungarn), Budapest 1970; *J. Buza*, Gabonárák és áruforgalom a török uralom alatt (Nagykorös, 1626-1682) (Getreidepreise und Warenverkehr unter der Türkenherrschaft in Nagykorös, 1626-1682), *Agt. Sz.* 1985, S. 1-57; *T. Iványosi-Szabó*, Az árak alakulása Kecskemén a hódoltság utolsó évtizedeiben (Die Preise in Kecskemét in den letzten Jahrzehnten der Türkenherrschaft), *Agt. Sz.* 1982, S. 522-566.

36 *L. Mészáros*, The Economic Conditions of Kecskemét in the Midsixteenth Century, *Agt. Sz.* 1978-79, Sup. 1-43.

37 *Z. Kováts*, A XVIII. századi népességfejlődés kérdéséhez (Zur Frage des Bevölkerungswachstums im 18. Jahrhundert), *Agt. Sz.* 1969, S. 218-227. Zu den Fragen derselben Problematik in den früheren Jahrhunderten siehe: *Gy. Györfly*, Einwohnerzahl und Bevölkerungsdichte in Ungarn bis zum Anfang des XIV. Jahrhunderts, Budapest 1960, (*Studia Historica*, 42); *ders.*, Zu den Fragen der demographischen Wertung der päpstlichen Zehntlisten, Budapest 1980, (*Studia Historica*, 135); *I. Szabó*, La répartition de la population de Hongrie entre les bourgades et les villages, dans les années 1449-1526, Budapest 1960, (*Studia Historica*, 49).

38 *R. Andorka/T. Faragó*, Az iparosodás előtti (XVIII.-XIX. századi) család- és háztartásszerkezet vizsgálata (Untersuchungen zur Familien- und Haushaltsstruktur des 18.-19. Jahrhunderts), *Agt. Sz.* 1984, S. 402-437; *M. Balázs/L. Katus*, Középdunántúli paraszti háztartások a 18. században (Bauernhaushalte Mitteltransdanubiens im 18. Jahrhundert), *Történelmi Szemle*, 1983, S. 159-171.

39 *I. Wellmann*, Határhazsnálat az Alföld északnyugati peremén a XVIII. század első felében (Flurbenutzung am nordwestlichen Rande der großen ungarischen Tiefebene in der ersten. Hälfte des 18. Jahrhunderts), *Agt. Sz.* 1967, S. 346-409; *T. Iványosi-Szabó*, A bérek alakulása Kecskemén a mezőgazdaságban 1686-

auf die Untersuchung der bäuerlichen⁴⁰ und der grundherrlichen Produktion, allein schon deshalb, weil sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an die auf der bäuerlichen Fronarbeit basierende grundherrliche Warenproduktion in den westlichen und nordwestlichen Gebieten des Landes schnell entfaltete (Zweck der Urbarialregulierung von 1767 war es ja gerade, die Grenzenlosigkeit der grundherrlichen Fronforderungen in diesen Gebieten einzudämmen - und natürlich auch dort, wo es solche Bestrebungen sonst nicht gab). Die Untersuchung der Produktionstätigkeit der grundherrlichen Betriebe, ihrer Einkommensstruktur, erwies sich in den letzten Jahrzehnten als beliebtes Forschungsgebiet.⁴¹

Die Schriften der Urbarialregulierung bieten uns eine günstige Gelegenheit, ein Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen und vom Ausmaß der Dienstleistungen der Bauernschaft für das ganze Land zu zeichnen. Es begann also eine sich über das ganze Land erstreckende Untersuchung dieses Quellenmaterials.⁴² Die Analyse des erhalten gebliebenen Materials der landesweiten Steuer-Conscription vom Jahre 1728 kam aber ins Stocken.⁴³ Dagegen befaßten sich mehrere Forschungen in einzelnen Regionen mit der Auswertung der kommentierenden Teile und Datenreihen der Steuer-Conscription von 1828.⁴⁴ Praktisch aber konnte die Forschung bei der Bearbeitung aller dieser Quellen bisher nur die ersten Schritte machen.

- 1790 közzött (Die Löhne in der Landwirtschaft von Kecskemét 1686-1790), Agt. Sz. 1988, S. 366-392; A. Kovács, Az urbéres viszony alakulása a csongrád-vásárhelyi uradalom mezővárosaiban, 1722-1848 (Die Urbarialverhältnisse in den Marktflecken des Herrschaftsguts Csongrád-Vásárhely, 1722-1848), Agt. Sz. 1979, S. 414-431; I. Rácz, The Formation of the System of Detached Farmsteads, Agt. Sz. 1977, Sup. 1-27.
- 40 Z. Ács, Adatok Magyar - és Német-Gyula gazdálkodásához a XVIII. században (Die Wirtschaftsführung von Magyar- und Német-Gyula im 18. Jahrhundert), Agt. Sz. 1982, S. 87-111; J. Berlász, Az erdélyi jobbágyság gazdasági helyzete a XVIII. században (Die Wirtschaftsfrage der siebenbürgischen Bauern im 18. Jahrhundert), Budapest 1959; F. Maksay, Parasztnevesi gazdálkodás Szentgálon 1700-1848 (Die Wirtschaftsführung von unter bäuerlichen Verhältnissen lebenden Kleinadeligen in Szentgál 1700-1848), Agt. Sz. 1973, S. 13-38 u. S. 245-300.
- 41 I. Szendrey, Egy alföldi uradalom a török hódoltság után (Ein Herrschaftsgut an der großen ungarischen Tiefebene nach der Türkenherrschaft), Budapest 1968; J. Siska, Egy Zemplén-megyei nemesi gazdaság a XVII-XVIII. században (Ein Adelsgut im Komitate Zemplén im 17.-18. Jahrhundert), Agt. Sz. 1988, S. 470-513; P. Bán, A nyugat-dunántúli Batthyány-uradalmak birtokigazgatási rendszere a XVIII. század első felében (Das Verwaltungssystem der Batthyány-Domänen in West-Ungarn in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), Agt. Sz. 1977, S. 24-71; Gy. Benda, Egy Zala megyei köznemesi gazdaság és család a XVIII. század közepén (Parraghy László hagyatéka) (Ein Adelsgut und Familie im Komitate Zala um die Mitte des 18. Jahrhunderts - der Nachlaß von L. Parraghy), Agt. Sz. 1984, S. 1-84.
- 42 I. Felhő, Az urbéres birtokviszonyok Magyarországon Mária Terézia korában (Die Urbarialverhältnisse in Ungarn im Zeitalter von Maria Theresia), Bd. 1, Dunántul (Transdanubien), Budapest 1970; J. Varga, Typen und Probleme des bäuerlichen Grundbesitzes in Ungarn 1767-1849, Budapest 1965 (Studia Historica, 56); I. Wellmann, A parasztság sorsa Pest megyében kétszáz évvel ezelőtt tulajdon vallomásainak tükrében (Die Lage der Bauern im Komitate Pest vor 200 Jahren im Spiegel ihrer eigenen Aussagen), Budapest 1967.
- 43 G. Perjés, Electric Data Processing of an Assessment of Taxes Carried Out at the Beginning of the 18th Century, Agt. Sz. 1980-1981, Sup. 1-93.
- 44 N. Bohony, Visonta gazdasága és társadalma az 1828-as országos összeírás tükrében (Die Wirtschaft und Gesellschaft von Visonta im Spiegel der Steuerkonskription des Jahres 1828), Agt. Sz. 1978, S. 526-539; É. Varga, Gyöngyös gazdasága és társadalma az 1828. évi országos összeírás tükrében (Die Wirtschaft und Gesellschaft von Gyöngyös im Spiegel der Steuerkonskription des Jahres 1828), Agt. Sz. 1981, S. 152-162; P. Sándor, Iparos és kereskedő szellérek Fejér megyében az 1828. évi országos összeírás tükrében (Gewerbe und handeltreibende Einwohner des Komitats Fejér im Spiegel der Steuerkonskriptionen des Jahres 1828), Agt. Sz. 1981, S. 236-240; N. Bohony, Adózó gazdaság és társadalom Egerben (az 1828. évi összeírás alapján) (Steuerzahlende Wirtschaft und Gesellschaft in Eger auf Grund der Steuerkonskription des Jahres 1828), Agt. Sz. 1985, S. 66-157.

Aus dem 18. Jahrhundert stehen uns bereits Quellen zur Verfügung, die Einblick in die landwirtschaftliche Produktion, vor allem in die Grundfragen des Pflanzenbaus gestatten. Getreidefunde zwischen den Akten ermöglichten die Analyse von Volumengewichten;⁴⁵ aufgrund der ansteigenden Zahl der Aufzeichnungen wurde es im Zusammenhang mit den Analysen, die durch die Dürren Anfang der 1980er Jahre erzwungen worden waren, möglich, auch die Dürren und die Hungersnöte des 18.-19. Jahrhunderts zu untersuchen.⁴⁶

Ein wichtiges Forschungsgebiet ist das Volumen und die strukturelle Veränderung der Zusammensetzung des landwirtschaftlichen Exports im 19. Jahrhundert (der Export im 15. bis zum 17. Jahrhundert bestand vornehmlich aus Lebendvieh, im Verlaufe des 18. Jahrhunderts beginnt der Anteil des Getreideexports zu steigen).⁴⁷

Alle diese Forschungsrichtungen sind auch für die Untersuchungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnend, allerdings scheint der ergänzende Hinweis notwendig, daß die aufkeimende kapitalistische Produktion, vor allem in der Wirtschaftsführung des Großgrundbesitzes, die Forschung besonders stark anzog. Das erklärt die Untersuchung der Kreditverhältnisse innerhalb der adligen Gesellschaft⁴⁸ (bei der Avitizität, d.h. Unveräußerlichkeit des ererbten Besitzes!) ebenso wie die Untersuchung der Wirtschaftsführung einzelner Grundherrschaften,⁴⁹ die Darstellung der Entwicklungsmöglichkeiten der Marktflecken⁵⁰ (diese bilden die Anfänge der Umordnung der ungarischen Stadtstruktur) oder die Erkennt-

- 45 I. Bogdán, Gabonaféléink térfogatúlya a XVIII.-XIX. század fordulóján (Perjés Géza, Vörös Károly, Kiss Albert megjegyzéseivel) (Volumengewicht ungarischer Getreidesorten um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts - mit Bemerkungen von G. Perjés, K. Vörös und A. Kiss), *Agt. Sz.* 1980, S. 527-594.
- 46 I. Wellmann, Ernährungsproblematik im spätféudalen Ungarn, *Agt. Sz.* 1984, Sup. 1-10; P. Gunst, Hungersnöte und Agrarausfuhr im spätmittelalterlichen Ungarn (1700-1848), *Agt. Sz.* 1984, Sup. 11-18; *ders.*, Az aszályok és a magyar állam (XVIII. század - 1945) (Die Dürrezeiten und der Staat in Ungarn, 1700-1945), *Agt. Sz.* 1984, S. 438-457.
- 47 Gy. Ember, Zur Geschichte des Außenhandels Ungarns im XVI. Jahrhundert, Budapest 1960 (*Studia Historica*, 44); Gy. Ember, Magyarország külkereskedelmi áruforgalma a XVIII. század második harmadában (Ungarns Außenhandelswarenverkehr im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts), *Századok* 1975, S. 796-903; Gy. Mérei, Der Außenhandel des Königreichs Ungarn (1790-1848), Budapest 1980 (*Studia Historica*, 150).
- 48 J. Varga, A bihari nemesség hitelviszonyai a polgári forradalom előtt (Die Kreditverhältnisse des Adels im Komitate Bihar vor der Bürgerlichen Revolution), *Történelmi Szemle* 1958, S. 22-54; T. Tóth, Hitelezők és adósok. A kölcsönforgalom kérdéséhez Somogyban, 1756-1812 (Kreditgeber und Schuldner Zur Frage des Kreditumlaufs im Komitate Somogy, 1756-1812), Budapest 1979.
- 49 T. Tóth, A mernyei uradalom gazdálkodása a feudális rend utolsó szakaszában (Die Wirtschaftsführung des Herrschaftsguts von Mernye in der letzten Phase des Feudalismus in Ungarn), Budapest 1978; K. T. Mérey, Egy középnemesi uradalom gazdálkodási felmérése 1839-ben Somogy megyében (Wirtschaftsaufnahme eines mitteladeligen Gutes im Jahre 1839 im Komitate Somogy), *Agt. Sz.* 1966, S. 332-361; Gy. Balogh, A tókes gazdálkodás kialakulása az előszállási uradalomban (Die Herausbildung der kapitalistischen Wirtschaftsweise in der Domäne von Előszállás), *Agt. Sz.* 1966, S. 502-546; K. T. Mérey, A Somogy megyei Hunyady-uradalom majsorsági gazdálkodása a XIX. század első felében (Die Eigenwirtschaft der Hunyady-Domäne im Komitate Somogy in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), *Agt. Sz.* 1970, S. 411-469; J. Oláh, Egy középbirtok gazdálkodása a reformkorban (Die Wirtschaftsführung eines kleinadeligen Guts in den 1830-40er Jahre), *Agt. Sz.* 1984, S. 315-401; S. Kávássy, Nemesi háztartás és család Szatmárban az 1809. évi insurrekciók összeírás alapján (Adeliger Haushalt und Familie im Komitate Szatmár aufgrund der Insurrektionsaufnahme vom Jahre 1809), *Agt. Sz.* 1985, S. 605-653; K. T. Mérey, Egy uradalom a régi és az új gazdálkodás határán, 1822. (Eine Domäne an der Grenze der alten und neuen Wirtschaftsführung, 1822), *Agt. Sz.* 1988, S. 393-434; E. Magyar, A tihanyi uradalom erdőgazdálkodása a XVIII. és XIX. században (Die Forstwirtschaft der Domäne von Tihany im 18.-19. Jahrhundert), *Agt. Sz.* 1986, S. 447-506.
- 50 V. Bácskai/L. Nagy, Piackörzetek, piacközpontok és városok Magyarországon 1828-ban (Marktkreise, Marktzentren und Städte in Ungarn im Jahre 1828), Budapest 1984.

nis, daß auch einzelne bäuerliche Gruppen sich einer kapitalistischen Wirtschaftsführung annäherten. Besonders zu erwähnen sind jene Forschungen, die sich auf die von der adligen Reformbewegung zur Einführung empfohlenen, vor allem auf bäuerliche Wirtschaftsmöglichkeiten abzielende Reformen,⁵¹ auf die Frage der Bauernbefreiung generell und auf den wirklichen Ablauf der Bauernbefreiung selbst beziehen.⁵²

Die Bauernbefreiung, die Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Beseitigung der Unveräußerlichkeit des ererbten adligen Besitzes - das alles zusammen erschütterte die überlieferte feudale Wirtschaftsführung und erzwang den Durchbruch zur kapitalistischen Wirtschaftsweise. Unter den ungarischen Verhältnissen dauerte der Übergang zwar nicht wie zum Beispiel in Rußland ein halbes Jahrhundert, nahm aber dennoch 15 bis 20 Jahre in Anspruch. Es ist kein Wunder, daß der Übergang zur kapitalistischen Wirtschaftsführung in grundherrlichen und in Bauernwirtschaften die Forschung seit Jahrzehnten anzieht. So hat sie die Wirtschaftsführung mehrerer großer⁵³ und einiger kleinerer⁵⁴ Großgrundbesitze zum Gegenstand ihrer Analyse gemacht, unter anderem die Wirtschaftsführung eines kapitalistischen Pacht-Großbetriebes bis zum Jahre 1940, also über eine ganze Epoche.⁵⁵ Es gelang, die Rolle des kapitalistischen Pachtsystems beim Übergang der Großbetriebe zur kapitalistischen Wirtschaftsführung aufzuzeigen. Die Mehrheit der grundherrlichen Betriebe verlor 1848 ganz plötzlich ihre kostenlose Arbeitskräfte und blieb praktisch ohne Gerätschaft. Zum Übergang waren also bedeutendes Umlaufkapital und zielgerichtete Investitionen erforderlich: Das erreichten die Großgrundbesitzer, indem sie Land verpachteten. Nach 1870 nahmen sie dieses verpachtete Land Schritt für Schritt wieder zurück.

Ebenso trat die Ausbildung des neuen Systems der bäuerlichen Wirtschaftsführung in den Mittelpunkt des Interesses. Neben der Untersuchung der Wirtschaftsweise einzelner Regionen, einzelner Dörfer, wurden auch die konkreten Verhältnisse der einen oder anderen Bauernwirtschaft vorgestellt.⁵⁶ Eine Arbeitsgemeinschaft füllte einen umfangreichen Band mit

51 Z. Fónagy, Az urbéri operátum megyei tárgyalása (1831-1832) (Die Diskussionen in den Komitaten über die Regelungen der Urbarialverhältnisse), Agt. Sz. 1988, S. 20-46.

52 J. Varga, A jobbágyfelszabadítás kivívása 1848-ban (Die Erringung der Bauernbefreiung im Jahre 1848), Budapest 1971; Gy. Spira, A magyar negyvennyolc és a parasztság (Das Jahr 1848 und die Bauern in Ungarn), Agt. Sz. 1981, S. 51-59.

53 L. Fűr, A csákvári uradalom á tőkés gazdálkodás útján, 1870-1914 (Der Großbetrieb von Csákvár auf dem Wege der kapitalistischen Wirtschaftsführung 1870-1914), Budapest 1969; J. Oláh, Az Akasztó-Véztői uradalmak gazdálkodása a XIX.-XX. század fordulóján (Die Großbetriebe von Akasztó-Véztői um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts), Budapest 1975; T. Tóth, Nagybirtoktól a nagyüzemig. A mernyei uradalom gazdálkodása a jobbágyfelszabadítástól az első világháborúig (Von Domäne zu Großbetrieb. Die Wirtschaftsführung des Großbetriebes von Mernye von der Bauernbefreiung bis zum Ersten Weltkrieg), Budapest 1977.

54 L. Sárosi, Gazdálkodási viszonyok Győr megye néhány nagy és középbirtokán az 1860 - as évek elején (Die Wirtschaftsführung einiger Großbetriebe im Komitate Győr zu Beginn der 1860er Jahre), Agt. Sz. 1982, S. 112-148; M. Juhász, A kalocsai érseki uradalom gazdálkodása az 1890-es években (Die Wirtschaftsführung des Großbetriebes des Erzbischofs von Kalocsa in den 1890er Jahren), Agt. Sz. 1986, S. 507-589; B. Surányi, Egy középbirtok a XIX. század végén (Ein Großbetrieb am Ende des 19. Jahrhunderts), Agt. Sz. 1987, S. 140-163.

55 L. Vincze, Egy dunántúli tőkés nagybirtok gazdálkodása (Maisa, 1861-1940) (Die Wirtschaftsführung einer kapitalistischen Großpacht in Transdanubien, Maisa 1861-1940), Agt. Sz. 1982, S. 149-183, 1983, S. 239-290, S. 528-569 und 1984, S. 224-286.

56 K. Török, Paraszti gazdaság és háztartás a XIX. század közepén (Bäuerliche Wirtschaft und Haushalt um die Mitte des 19. Jahrhunderts), Agt. Sz. 1981, S. 381-488; A. Molnár, Egy parasztgazda élete és

Studien über Fragen der kapitalistischen bäuerlichen Wirtschaftsführung.⁵⁷ Die Anlage von Katastern nach der Bauernbefreiung und der Trennung von grundherrlichem und bäuerlichem Land machte die Darstellung der jeweiligen Eigentumsverhältnisse einer Region, eines Dorfes schon für die Zeit vor dem Erscheinen betriebsstatistischer Erfassungen möglich.⁵⁸

Auch konkrete Fragen der Wirtschaftsführung und der Umgestaltung der landwirtschaftlichen Produktion fanden das Interesse der Forschung. Der Acker- und Pflanzenbau,⁵⁹ die Umgestaltung der Viehzucht,⁶⁰ die Entwicklung der Milchwirtschaft,⁶¹ die Mechanisierung von Saat und Drusch,⁶² die Verbreitung neuer Geräte zur Bodenbewirtschaftung,⁶³ aber auch andere Fragen (z.B. die Verbreitung des Kunstdüngers⁶⁴ usw.) zogen die Forschung an. Die Verbreitung der neuen Rinderrassen⁶⁵, die Veränderung in der Pferdezucht⁶⁶ und allgemein die Einbürgerung moderner Pflanzen- und Tierrassen wurden Gegenstand der Studien. Auch die Entwicklung des ungarischen landwirtschaftlichen Exports wurde untersucht.⁶⁷

Ein altes Thema der ungarischen agrarhistorischen Forschung sind die um die Jahrhundertwende ausbrechenden sogenannten agrarsozialistischen Bewegungen, darunter die Un-

gazdálkodása a Bihar megyei Sápon, 1890-1896 (Das Leben und die Wirtschaftsführung eines Bauern in Sáp im Komitate Bihar, 1890-1896), Agt. Sz. 1967, S. 117-172.

57 Siehe Anmerkung 7.

58 Zur Analyse der Katasteraufnahmen (später Grundbücher) siehe die Studien in der Agt. Sz. 1966, S. 13-72 (mit einer Einführung von Gy. Szabad); E. Simonffy, Adatok a paraszti birtokviszonyok vizsgálatához Zala megyében a jobbágyfelszabadítás után (Kilenc falu történeti-statisztikai vizsgálata) (Daten zur Untersuchung der bäuerlichen Besitzverhältnisse im Komitate Zala nach der Bauernbefreiung - Eine historische und statistische Analyse von 9 Dörfern), Agt. Sz. 1968, S. 131-179; P. Sándor, Die Urbarialregulierungs-Prozeßakten, Agt. Sz. 1973, Sup. 1-42; J. Kozári, Művelési és birtokviszonyok Egerben az 1875. évi VIII. tc. által létrehozott telekkönyv tükrében (Bewirtschaftungs- und Besitzverhältnisse in Eger im Spiegel des Katastralgrundbuchs, aufgenommen nach dem Gesetz des Jahres 1875), Agt. Sz. 1988, S. 435-469.

59 M. Szuhay, L'évolution des cultures à charrue en Hongrie, de 1867 à 1914, in: Nouvelles Études Historiques, Budapest 1965, S. 640-666.

60 L. Gaál/P. Gunst, Animal Husbandry in Hungary in the 19th-20th Centuries, Budapest 1977; dies., Livestock Husbandry in Hungary from 1848 to World War I, Agt. Sz. 1972, Sup. 7-48; I. Király, Az állattenyésztés termelékenységé (1848-1914) (Die Produktivität der Tierzucht, 1848-1914), Agt. Sz. 1982, S. 61-70.

61 A. Vörös, A tejgazdaság kialakulása a Dunántúlon (Die Herausbildung der Milchwirtschaft in Transdanubien), Agt. Sz. 1965, S. 471-495; I. Király, A szarvasmarha-tenyésztés fejlődése Tolna megyében (1849-1944) (Die Geschichte der Rinderzucht im Komitate Tolna, 1849-1944), Agt. Sz. 1968, S. 486-513; ders., A szarvasmarha-tenyésztés története és jelenlegi problémái Somogy megyében (Geschichte der Rinderzucht und ihre Probleme von heute im Komitate Somogy), Agt. Sz. 1985, S. 720-735.

62 L. Barbarics, A vetés gépesítésének kezdetei és elterjedése Magyarországon (Beginn und Verbreitung der Mechanisierung der Saat in Ungarn, Budapest 1965; V. Sándor, Die Mechanisierung des Getreide-drusches in Ungarn, Agt. Sz. 1963, Sup. 25-64.

63 P. Gunst, Die Mechanisierung der ungarischen Landwirtschaft bis 1945, in: Études Historiques Hongroises 1990, Bd. 3: Environment and Society in Hungary, Budapest 1990, S. 273-280.

64 Gy. Fehér, A műtrágyázási technológia kialakulása és a műtrágyák elterjedése Magyarországon az I. világháború előtt (Die Entstehung der Technologie der Kunstdüngung und die Verbreitung der Behandlung des Kunstdüngers in Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg), Agt. Sz. 1985, S. 395-434.

65 I. Király, A bonyhádi tájfajta szarvasmarha kialakulása (Die Entstehung der Rindvielsorte von Bonyhád), Agt. Sz. 1965, S. 550-570; L. Gaál, A szimentáli fajta egy évszázada Magyarországon (1850-1950) (Ein Jahrhundert der Simmentaler Rindsorte in Ungarn, 1850-1950), Agt. Sz. 1973, S. 51-69; B. Surányi, A. lapály szarvasmarha tenyésztése Magyarországon az I. Világháborúig (Zucht des Niederungsviehs in Ungarn bis zum Ersten Weltkrieg), Agt. Sz. 1982, S. 388-427.

66 M. Pernecki, A mezőhegyesi állami ménestartó gazdálkodása (1867-1900) (Die Wirtschaftsführung des Staatsgestüts von Mezőhegyes, 1867-1900), Agt. Sz. 1976, S. 322-375.

67 P. Gunst, A magyar mezőgazdasági kivitel (1850-1914) (Die ungarische Agrarausfuhr, 1850-1914), Agt. Sz. 1987, S. 262-291.

tersuchung einzelner Aspekte dieser Bewegungen. Das war auch im untersuchten Zeitraum der Fall;⁶⁸ die Forschungen wurden einerseits auf die Aufdeckung der osteuropäischen Zusammenhänge insgesamt ausgedehnt,⁶⁹ andererseits wurde gezeigt, mit welchen Mitteln die besitzlosen agrarproletarischen Schichten in einzelnen Gegenden zu Besitzern werden konnten (z.B. durch Pacht größerer Flächen), vor allem in den Marktflecken in der Tiefebene, zu denen eine ausgedehnte Flur gehörte.⁷⁰ Hieran schließt sich natürlich auch die Untersuchung der Problematik der Wirtschaftsführung auf den Einzelhöfen in dieser Gegend an.⁷¹

Der Erste Weltkrieg und die Zeit der Revolutionen hat in den letzten Jahrzehnten kaum Aufmerksamkeit gefunden. Eine einzige Studie hat sich mit der landwirtschaftlichen Produktion und mit der Lage der Bauern in der Kriegszeit beschäftigt,⁷² einige mehr mit den Monaten der bürgerlichen und der sozialistischen Revolution. Auf diesem Gebiet verdienen die Versuche erwähnt zu werden, die beweisen wollten, es habe in der Agrarpolitik der Räterepublik Bestrebungen gegeben, Land an die armen Bauern zu verteilen.⁷³

Zahlenmäßig ist jene Forschung weit bedeutender, die sich mit der Schilderung der Agrarpolitik in der Zwischenkriegszeit befaßt, besonders mit der Analyse der agrarpolitischen Absichten der von István Nagyatádi Szabó geführten Bauernpartei und der Darstellung, wie die auf die Erhaltung des Großgrundbesitzes gerichtete Politik die Bestrebungen nach einem selbständigen Besitzbauerntum beseitigte.⁷⁴ Auf regionaler Ebene beschäftigten sich mehrere Studien mit den Veränderungen in der bäuerlichen Besitzstruktur nach dem Bodenreformgesetz vom Jahre 1920. (Diese Veränderungen waren minimal, sie wirkten vor allem durch Schaffung von Parzellen auf die Lage der vorher vollkommen Besitzlosen ein).⁷⁵

- 68 I. Király, Az 1891-es agrárszocialista mozgalom és az 1905-06. évi dunántuli arató - és cselédsztrájkok összehasonlítása (Vergleich der agrarsozialistischen Kampfbewegung des Jahres 1891 und der Schnitter- und Gesindestreike des Jahres 1905-06 in Transdanubien), Agt. Sz. 1980, S. 311-348; J. Kiss, Jászokmányok agrármozgalma a kiegyezéstől a milleniumig (1867-1895) (Agrarunruhen in Jászokmány - Jasygokomanien, 1867-1895), Budapest 1968.
- 69 P. Gunst, A kelet-európai agrárfejlődés válaszútja a XIX. század végén (Die osteuropäische Agrarentwicklung am Ausgang des 19. Jahrhunderts). Történelmi Szemle, 1989, S. 1-44.
- 70 L. Hidvégi, Egy agrárproletár földbérleti szövetkezet (Cegléd-Homokpuszta, 1901-1945) (Eine Grundpächter-Genossenschaft von Agrarproletariern, Cegléd-Homokpuszta, 1901-1945), Agt. Sz. 1983, S. 118-145.
- 71 T. Szentí, Tanyás gazdalkodás és életmód Dél-Magyarországon (Wirtschaftsführung und Lebensweise von Einzelhofbesitzern in Süd-Ungarn), Agt. Sz. 1983, S. 392-414; A. Juhász, A Szeged környéki tanyatípusok körülhatárolásához (Zur Abgrenzung von Einzelgehöfttypen in der Umgebung von Szeged), Agt. Sz. 1983, S. 415-426.
- 72 P.I. Hidas, A mezőgazdasági termelés és a parasztság Magyarországon az első világháború idején (Landwirtschaftliche Produktion und Bauerntum in Ungarn während des Ersten Weltkrieges), Agt. Sz. 1983, S. 14-29.
- 73 S. Kávássy, Latinca Sándor intézkedései a szegényparasztság földhözjuttatására (Latinca Anordnungen im Sommer 1919 für die Bodenverteilung unter den armen Bauern), Agt. Sz. 1967, S. 173-182; ders., Latinca Sándor (S. Latinca. Sein Lebensbild), Budapest 1973.
- 74 I. Király, Nagyatádi Szabó István útja a képviselői mandátumtól az őszirózsás forradalom miniszteri székéig (I. Nagyatádi Szabós politischer Weg bis zum Ministerposten der Revolution des Jahres 1918), Agt. Sz. 1971, S. 422-453, und 1972, S. 173-195; I. Mészáros, A Nagyatádi-féle földreformtörvények megalkotása (Die Bodenreformgesetzgebung von Nagyatádi Szabó im Jahre 1920), Agt. Sz. 1978, S. 481-525, und 1979, S. 40-94.
- 75 J. Kanyar, Elsikkasztott földreform, megvalósult földosztás Somogyban (1920, 1945) (Unterschlagene Bodenreform, verwirklichte Bodenverteilung im Komitate Somogy, 1920, 1945), Budapest 1964. Über die Ergebnisse der Bodenreform im ganzen Lande: J. Nagy, A Nagyatádi-féle földreform lezárása és eredményei (Die Abschließung und Ergebnisse der Bodenreform von Nagyatádi), Történelmi Szemle, 1989, S. 24-48.

Ebenso wurde die Forschung auch von den agrarpolitischen Plänen der Partei der Kleinen Landwirte in den dreißiger Jahren angezogen.⁷⁶

Wir müssen von wichtigen Forschungen über landwirtschaftliche Produktion und Betriebsprobleme in der Zwischenkriegszeit sprechen. Eine selbständige Monographie behandelte die wichtigen Fragen der landwirtschaftlichen Produktion und zerlegte die Analyse nach Betriebsebenen (zumindest für den bäuerlichen Betrieb und den Großbetrieb), dazu wurde ein Versuch unternommen, die Rentabilitätsverhältnisse der einzelnen Betriebstypen aufgrund der betriebsstatistischen Erfassungen der 1930er Jahre vorzustellen.⁷⁷ Eine andere Monographie bearbeitete den Einfluß der Weltwirtschaftskrise auf die Agrarpolitik der ungarischen Regierungen in den dreißiger Jahren;⁷⁸ andere Studien untersuchten die zunehmende Bedeutung der deutschen Märkte nach 1933,⁷⁹ die Umstände der Beschäftigung ungarischer Saisonarbeiter in Deutschland.⁸⁰ Neben der Analyse einzelner Zweige der Agrarproduktion (Pflanzenbau, Viehzucht)⁸¹ wurden die Schwierigkeiten bei der Mechanisierung beschrieben,⁸² auf breiter Quellenbasis die Produktion mehrerer großer Güter untersucht,⁸³ die Produktions- und Betriebsverhältnisse einzelner Bauernwirtschaften vorgestellt⁸⁴ und die Probleme der bäuerlichen Rentabilität in den 1930er Jahren aufgedeckt.⁸⁵ Die Probleme der Bodenpachtgenossenschaften der vermögendere Bauern und der armen

- 76 I. Vida, A Független Kisgazdapárt 1930. évi békési programja (Das Békéser Programm der unabhängigen ungarischen Bauernpartei des Jahres 1930), Történelmi Szemle, 1967, S. 76-100; J. Sipos, A Kisgazdapárt és a Bethlen-kormány kezdeti tevékenysége (Die Kleinbauernpartei und die Bethlen-Regierung in 1921-1922), Századok 1984, S. 658-708; V. Vörös, A kalászos mozgalom kezdetei és útja a Magyar Parasztszövetségig (Beginn und Weg der Bewegung der Landwirte von der "Goldenen und Silbernen Ähre" bis zum "Ungarischen Bauernbund"), Agt. Sz. 1984, S. 533-556.
- 77 T. Tóth, A magyar mezőgazdaság strukturája az 1930-as években (Die Struktur der ungarischen Landwirtschaft in den 1930er Jahren), Budapest 1988; ders., A mezőgazdasági jövedelmezőség és hatékonyság kérdéséhez az 1930-as években (Landwirtschaftliche Rentabilität und Wirkungsmöglichkeit in Ungarn in den 1930er Jahren), Agt. Sz. 1982, S. 71-86.
- 78 M. Szuhay, Az állami beavatkozás és a magyar mezőgazdaság az 1930-as években (Der Staatseingriff und die ungarische Landwirtschaft in den 1930er Jahren), Budapest 1962.
- 79 P. Gunst, Die ungarische Landwirtschaft und der deutsche Markt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: J. Hüter/R. Meyers/D. Papenfuss (Hg.), Tradition und Neubeginn, Köln 1975, S. 141-150.
- 80 F. Lencsés, Mezőgazdasági idénymunkások a negyvenes években (Landwirtschaftliche Saisonarbeiter in den 1940er Jahren), Budapest 1982.
- 81 Siehe Anm. 8, und P. Gunst, Az állattenyésztés alakulása Magyarországon 1919-1938 (Tierzucht in Ungarn, 1919-1938), Agt. Sz. 1969, S. 325-434; L. Gádl, A takarmányozás Magyarországon, 1920-1945 (Die Fütterung in Ungarn, 1920-1945), Agt. Sz. 1980, S. 97-140.
- 82 Siehe Anm. 63 und die Studie von P. Gunst in der Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 1975, S. 59-70.
- 83 P. Gunst, Nagybirtok-leltárak 1934-1939 (Inventare von Großgrundbesitzern, 1934-1939), Agt. Sz. 1965, S. 255-327; L. Gádl, Az Esterházy hercegi hitbizomány gazdálkodása 1930-1940 (Die Wirtschaftsführung des Fideikommisses des Fürsten Esterházy zwischen 1930-1940), Agt. Sz. 1971, S. 86-127, und 1972, S. 475-518.
- 84 P. Gunst, Egy vecsési parasztgazdaság jövedelmezősége 1937-ben (Rentabilität einer Bauernwirtschaft in Vecsés im Jahre 1937), in: A magyar Mezőgazdasági Múzeum Közleményei, 1964, S. 255-260; M. Molnár, Egy parasztgazdaság munkaszervezete (Tarpa, 1940) (Die Arbeitsorganisation einer Bauernwirtschaft in Tarpa im Jahre 1940), Agt. Sz. 1970, S. 497-519; I. Pintér, Egy tanyagazdaság 1939-ben (Eine Einzelgehöftwirtschaft im Jahre 1939), Agt. Sz. 1981, S. 211-222.
- 85 T. Tóth, A dunántúli kisüzemek termelése és gazdálkodása az 1930-as években (Produktion und Wirtschaftsführung bäuerlicher Betriebe in Transdanubien in den 1930er Jahren), Budapest 1983; P. Gunst, A parasztság jövedelmi viszonyai az 1920-30-as években (Einkommensverhältnisse des Bauerntums in Ungarn in den 1920er und 30er Jahren), Századok 1985, S. 677-749.

Bauern,⁸⁶ des bäuerlichen Zusammenschlusses (Kredit-, Absatz-, und andere Genossenschaften)⁸⁷ wurden ebenso Bestandteil der Forschungen wie das Aufkommen der bulgarischen Gärtnereien,⁸⁸ die Frage der Lohnarbeit in Bauernwirtschaften⁸⁹ oder aber die Fragen der landwirtschaftlichen Produktion und der Lebensmittelversorgung im Zeitraum des Zweiten Weltkriegs.⁹⁰ Dennoch können wir bei weitem nicht mit den Forschungsergebnissen zufrieden sein: Die Grundfragen der Agrarentwicklung der Epoche hat die Forschung bisher nur in großen Zügen aufgedeckt. In den letzten Jahren sind zwar auf einigen Gebieten (z. B. in Bezug auf die bäuerliche Gesellschaft) neue Gesichtspunkte aufgeworfen worden, auch im Hinblick auf die Ausweitung der Analyse in bisher vernachlässigte Richtungen,⁹¹ die weißen Flecken aber sind, auf das Ganze der Epoche bezogen, noch zu groß, als daß wir über durchschlagende Erfolge der Forschungen berichten könnten.

Die Bodenreform von 1945 und die Rekonstruktion der landwirtschaftlichen Produktion zwischen 1945-1948 stehen schon seit Jahrzehnten im Vordergrund des Interesses. Neben mehreren Studien, die den Prozeß der Bodenreform selbst,⁹² die als deren Folge eingetretene Umschichtung der bäuerlichen Gesellschaft,⁹³ ferner die mit der Bodenreform zusammenhängende Siedlungstätigkeit (in erster Linie im Zusammenhang mit der Ansiedlung von Ungarn aus der Bukówiná)⁹⁴ untersuchten, entstand eine große Monographie, die über den Ablauf der Bodenreform hinaus auch alle Zusammenhänge aufzeigte, die irgendwie Bestandteil des Prozesses der Bodenreform waren (wer Anspruch auf den Boden hätte; der Kampf, den die einzelnen bäuerlichen Schichten gegeneinander um den Boden führten usw.). Der Autor dieser Monographie hat als Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium die Durch-

-
- 86 I. Simon, A földbérlo szövetkezetek (1920-1944) (Grundpächtergenossenschaften, 1920-1944), Agt. Sz. 1976, S. 376-418.
- 87 J. Tanner, A paraszti összefogás szervezete Egerszalókon 1945 előtt (Organisation bäuerliches Zusammenhalten in Egerszalók vor 1945), Agt. Sz. 1983, S. 186-198.
- 88 D. Surányi, Bolgárkertészeti Ceglédén és hatásuk a város zöldségtermesztésére (Die bulgarischen Gärtnereien und ihre Wirkung auf den Gemüsebau in Cegléd), Agt. Sz. 1981, S. 163-187.
- 89 J. Oláh, Bér munka a paraszti birtokon az 1920-30-as években (Lohnarbeit in den Bauernbetrieben in den 1920 und 30er Jahren), Agt. Sz. 1971, S. 483-515.
- 90 P. Gunst, Landwirtschaft und Ernährung in Ungarn während des Zweiten Weltkrieges, Studia Historiae Oeconomicae (Poznan), 1982, S. 101-128.
- 91 Siehe dazu: P. Gunst, Ein Mordprozeß - und was dahintersteckt. Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 1987, S. 17-29; ders., A paraszti életforma a XX. század első felében (Lebensweise der Bauern in Ungarn in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts), Agt. Sz. 1985, S. 491-565; I. Balogh, A parasztság művelődése a két világháború között (Die Bildung der Bauern in Ungarn zwischen den beiden Weltkriegen), Budapest 1973.
- 92 Siehe Heft 1/1965 der Agrártörténeti Szemle und die Studien, die im Jahrgang 1970 über die Bodenreform und die Ansiedlungstätigkeit veröffentlicht wurden, S. 109-200; dazu außerdem: E. Strassenreiter, A Szociáldemokrata Párt és az 1945-ös földreform (Die Sozialdemokratische Partei und die Bodenreform von 1945), Agt. Sz. 1987, S. 72-114.
- 93 S. Orbán, Egy kérdőíves összeírás feldolgozása a mezőgazdasági népesség 1946. évi helyzetéről (Eine Konksription über die Lage der landwirtschaftlichen Bevölkerung im Jahre 1946), Agt. Sz. 1966, S. 73-121; ders., Social Transformation of the Hungarian Peasantry after the Liberation. On the Historical Postponement of the Disintegration of the Peasantry in East-Europe, Budapest 1980 (Studia Historica, 176); Gy. Belényi, Az alföldi agrárvárosok mezőgazdasági népességének szerkezeti változásai az 1940-es években (Umstrukturierung der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Agrarstädte in der Tiefebene in den 1940er Jahren), Agt. Sz. 1987, S. 115-139.
- 94 J. Ósý-Oberding, A bukovinai székelyek letelepítése a Dunántúlon (Das Ansiedeln der Bukowinaer Szekler in Transdanubien), Agt. Sz. 1967, S. 183-194; J. Benke, Földreform és telepítés Barcon (Bodenreform und Ansiedlung in Barcs), Agt. Sz. 1967, S. 195-227.

führung der Bodenreform geleitet, als Agrarökonom, Soziologe und Geschichtsschreiber war er für alle diese Fragen hervorragend geeignet.⁹⁵

Gesondert müssen wir von den Forschungen sprechen, die einzelne Fragen unserer Agrarentwicklung in den Jahrzehnten nach 1948 untersucht haben.⁹⁶ Die größte Bedeutung haben jene, die den Prozeß der Sozialisierung der Landwirtschaft, die Bildung der Genossenschaften und die Folgen dieser Maßnahmen zeigten.⁹⁷ Natürlich kamen auch die ersten, noch unmittelbar im Jahre 1945 gegründeten Genossenschaften zur Sprache,⁹⁸ so wie auch die Festigung der Produktion der Staatsgüter Erwähnung in den Forschungen fand.⁹⁹ Neben der Darstellung des Ablieferungssystems¹⁰⁰ als einer Zwangsmaßnahme in der Hand des Staates und der Darlegung der nach 1949 einsetzenden Flurbereinigungen,¹⁰¹ hat die Forschung die Geschichte zahlreicher Genossenschaften erhellt.¹⁰² Sie hat sich auch für Fragen der Agrarpolitik interessiert. Über die um 1948 und danach innerhalb der Kommunistischen Partei geführten Debatten¹⁰³ und über andere Fragen finden wir heute bereits Studien. Besonders zu erwähnen ist die Forschungswelle, die seit der Mitte der 1960er Jahre - durch den sich in der Produktion und im Lebensstandard der Bauernschaft¹⁰⁴ zeigenden Aufschwung angeregt - die Fragen der Umgestaltung, der Entwicklung einzelner Genossenschaften, der gesamten Agrarpolitik¹⁰⁵ sowie das Bestreben, die bäuerlichen Interessen zu

- 95 *F. Donáth*, Demokratika földreform Magyarországon. 1945-1947 (Demokratische Bodenreform in Ungarn, 1945-1947), Budapest 1969.
- 96 Über die Rekonstruktion der Landwirtschaft nach 1945: *F. Donáth*, A magyar mezőgazdaság fejlődése 1945-1948 (Die ungarische Landwirtschaft 1945-1948), Agt. Sz. 1970, S. 1-61.
- 97 *L. Urbán*, A termelőszövetkezeti szervezés megindulása és kiszélesedése Szolnok megyében (1948-1950) (Beginn und Erweiterung der Organisierung von landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften im Komitate Szolnok, 1948-1950), Agt. Sz. 1980, S. 141-171.
- 98 *S. Szakács*, Adatok az etyeki, sarkadi, felsőszelestei és vasszilvágyi földművelészövetkezetek és táblás csoportok gazdálkodásának kezdeteihez (Beginn der Wirtschaft der Kleinbauerngenossenschaften von Etyek, Sarkad, Felsőszeleste und Vasszilvágy nach der Bodenreform), Agt. Sz. 1963, S. 538-557.
- 99 *S. Szakács*, Állami gazdaságaink helyzetének alakulása 1945-1948 (Die Lage der Staatsgüter in Ungarn 1945-1948), Budapest 1969; *ders.*, Az állami gazdaságok dolgozóinak helyzete és helye a társadalomban (1945-1975) (Die Lage der Arbeiter auf Staatsgütern und ihre Stelle in der ungarischen Gesellschaft, 1945-1975), Agt. Sz. 1983, S. 56-74.
- 100 *Gy. Erdmann*, A beszolgáltatási rendszer Magyarországon 1949-1953 (Das System der Pflichtablieferung in Ungarn 1949-1953), Agt. Sz. 1987, S. 379-411.
- 101 *J. Benke*, Barcs község tagostási jegyzőkönyvei (1949-1956) (Flurbereinigungskontrolle von Barcs 1949-1956), Agt. Sz. 1967, S. 513-563.
- 102 Siehe Anm. 5, und *P. Halász*, A termelőszövetkezeti mozgalom története Egyházaskozáron (Die Geschichte der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in Egyházaskozár), Agt. Sz. 1971, S. 149-195; *P. Halász*, A termelőszövetkezeti mozgalom története Apátfalván (Die Geschichte der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in Apátfalva), Budapest 1975.
- 103 *S. Rákosi*, Dokumentumok az 1948-1949-es agrárpolitikai vitáról (Dokumente der Diskussionen der Jahre 1948-1949 über die Agrarpolitik), Agt. Sz. 1988, S. 187-220; *J. Pál*, "A mezőgazdasági politikában szükséges főbb változások ..." ("Die notwendigen und wichtigen Veränderungen in der Agrarpolitik ...". Dokumente), Agt. Sz. 1988, S. 221-227.
- 104 *J. Zelnik*, A termelőszövetkezetek gazdasági fejlődése 1962-1967 között (Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zwischen 1962-1967), Agt. Sz. 1970, S. 201-246; *F. Virágh*, A mezőgazdasági termelőszövetkezeti tagság jövedelmének forrásai és színvonala (1960-1980) (Die Quellen und das Niveau der Einkommen der Mitglieder der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, 1960-1980), Agt. Sz. 1984, S. 207-223.
- 105 *F. Donáth*, A termelőszövetkezeti nagyüzemi gazdálkodás feltételeinek kialakítása 1962-1967 (Die Ausbildung der Voraussetzungen der modernen großbetrieblichen Wirtschaftsführung in den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in Ungarn, 1962-1967), Agt. Sz. 1977, S. 104-143.

beachten,¹⁰⁶ aufmerksam verfolgte. Die erste zusammenfassende Beschreibung der Forschungen für die sogenannte Dritte Welt liegt bereits in englischer Sprache vor.¹⁰⁷

*

Wir haben die ungarischen agrarhistorischen Forschungen im großen und ganzen bis zu den achtziger Jahren verfolgt. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre scheint die agrarhistorische Forschung zu stocken, der Elan, durch den sich in den vorhergehenden Jahrzehnten die Institutionalisierung der Forschung, dann die Forschung selbst entwickelt hatte, scheint den Schwung verloren zu haben. Der Grund hierfür ist nicht allein mit dem allgemeinen Fehlen der finanziellen Mittel in den achtziger Jahren zu erklären, damit, daß Bücher und Zeitschriften jahrelang nicht erschienen.

Für die ungarische Agrargeschichtsschreibung und natürlich auch für die Forschung und Forscher ist vielmehr bezeichnend, daß sie in einem relativ armen Land tätig sind, das durch die Besonderheit der historischen Entwicklung nur wenig Universitäten hatte. Die territoriale Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß in Ungarn vor 1918 nur drei Universitäten mit einem ziemlich begrenzten Kollegium von Professoren und Dozenten bestanden. Als Folge davon hatte die Geschichtsschreibung, wie jeder andere geisteswissenschaftliche Zweig, ständig mit Personalmangel zu kämpfen und tut es auch heute noch. Die Zahl der Forscher (Universitätslehrer usw.) ist im allgemeinen gering, was das Entstehen von Schulen, den Wettstreit zwischen den Forschern von vornherein erschwert. Das ist der Grund dafür, daß die Geschichte der ungarischen Geschichtsschreibung sich voller begonner, aber nie abgeschlossener Bestrebungen darstellt, zahlreiche Forschungseinrichtungen besitzt, die es nie vermochten, über einen längeren Zeitraum eine kontinuierliche Arbeit zu leisten. Zu dieser allgemeinen Armut in der Forschung kam in den letzten Jahren noch zusätzlich der teilweise Zerfall jener Forschungsinfrastruktur, von der wir zu Beginn des Berichts gesprochen haben. 1981 schloß die Ungarische Akademie der Wissenschaften ihre Agrarhistorische Forschungsstelle, das Ungarische Landwirtschaftliche Museum hat sich in den letzten Jahren immer mehr von der agrarhistorischen Forschung entfernt, an den Agraruniversitäten wird immer weniger Agrargeschichte gelehrt.

In diesem Prozeß schlägt sich nicht nur die zwangsläufige Umgestaltung nieder, die nach dem Systemwechsel von 1989 unvermeidlich geworden ist. Es spiegelt sich darin auch die Erschöpfung jener Generation wider, die seit den sechziger Jahren alles das Stufe für Stufe aufgebaut hat, worüber wir berichtet haben. Wir müssen aber auch in Betracht ziehen, daß in den letzten anderthalb Jahrzehnten in ganz Europa das Interesse für die Erforschung agrarhistorischer Fragen nachgelassen hat. Wir unsererseits hoffen, daß das allgemeine Fieber der Universitätsgründungen, das seit 1989 in Ungarn zu beobachten ist (auf die gleiche Erscheinung treffen wir in fast allen osteuropäischen Ländern), unausbleiblich dazu führt, daß der Kreis der Forscher allgemein erweitert wird, so auch auf dem Gebiet der agrarhistorischen Forschungen. Allein in den letzten zwei bis drei Jahren sind mehr Universi-

106 L. Komló/Cs. Kovács, A közös és az egyéni érdek a ceglédi Nagy Sztálin Termelőszövetkezetben (Genossenschaftliches und Privatinteresse in der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft "der große Stalin" in Cegléd), *Ag. Sz.* 1979, S. 488-564.

107 F. Donáth, Reform und Revolution. Transformation of Hungary's Agriculture, 1945-1970, Budapest 1980 (Corvina Books); *ders.*, Ownership and Efficiency in the Industrializing Hungarian Agriculture, Budapest 1980.

täten gegründet worden als früher in Jahrzehnten, und weitere Gründungen stehen unmittelbar bevor.

Die Rolle der Akademie ist im Umbruch, gleiches gilt für die gesamte Organisation der Forschung. Stiftungen spielen eine immer größere Rolle bei der Einleitung und Finanzierung der verschiedensten sozialgeschichtlichen Forschungen. In einigen Jahren, vielleicht in einem halben Jahrzehnt, kann sich also die Möglichkeit ergeben, daß auch eine neue Infrastruktur der agrarhistorischen Forschungen entsteht. Diese muß sich aber auf der Grundlage einer bereits erneuerten Forschungskonzeption entwickeln, im Hinblick auf die bereits früher, schon vor Jahrzehnten begonnenen, aber nicht fertiggestellten Forschungen und auf die neuen Horizonte, die sich vor der ungarischen agrarhistorischen Forschung durch den politischen Wechsel, durch den endgültigen Abbau der Trennmauern eröffnet haben. Die Schaffung einer neuen Organisation der Forschung ist schon deshalb erforderlich, damit die Forschung wirklich international werden kann; und vielleicht kommt die Zeit für den Beginn von Forschungsunternehmen, die das eine oder andere Thema in wahrhaft europäischem Rahmen zum Gegenstand der Untersuchung machen - und nicht, wie bisher, allein in westeuropäischem oder osteuropäischem Rahmen. Über diese Forschungen aber wird wohl bereits eine neue Generation von Forschern auch in dieser Zeitschrift berichten.

26. September 1910 - 24. Oktober 1993

Hans Mottek, ein bedeutender Wirtschaftshistoriker, der im Osten Deutschlands seine wissenschaftliche Heimat suchte und fand, verstarb am 24. Oktober 1993 in Berlin, kurz nach Vollendung seines 83. Lebensjahres.

Geboren und aufgewachsen in dem von humanistischer Erziehung und Bildung durchdrungenen jüdischen Bürgertum, wurde sein Lebensweg entscheidend von den zwölf verhängnisvollen Jahren deutscher Geschichte bestimmt. Nach dem juristischen Studium an den Universitäten Freiburg und Berlin in den Jahren 1929 bis 1932 vertrieb der aufkommende Nationalsozialismus schon wenig später den 23jährigen Referendar aus seiner soeben erst begonnenen beruflichen Laufbahn.

Es wurden ihm nicht nur seine Heimat und Freunde genommen, die 13 langen und bitteren Jahre des Exils nahmen ihm auch die Möglichkeit, wissenschaftlich zu arbeiten und seinen schon damals starken Neigungen zur Ökonomie und Geschichte nachzugehen. Die Emigration führte Hans Mottek zunächst nach Palästina und in den Jahren 1936 bis 1946 nach England, wo er seinen Lebensunterhalt als Land- und Bauarbeiter erwerben mußte.

Im Jahre 1946 aus England zurückgekehrt, bereitete er sich seit 1947, nun schon 37jährig, auf die wissenschaftliche Laufbahn als Wirtschaftshistoriker vor und promovierte 1950 an der Humboldt-Universität zu Berlin mit der Dissertation "Die Ursachen der preußischen Eisenbahnverstaatlichung des Jahres 1879 und die Vorbedingungen ihres Erfolges".

Seinem ersten Lehrauftrag an der damaligen Pädagogischen Hochschule folgte schon im Herbst 1950 die Aufgabe, an der neugegründeten Hochschule in Berlin-Karlshorst das Seminar für Wirtschaftsgeschichte aufzubauen, das spätere Institut für Wirtschaftsgeschichte der Hochschule für Ökonomie, dem er vier Jahrzehnte verbunden blieb, und an der er seine wirtschaftshistorische Schule begründen konnte.

Im Jahre 1954 zum Professor berufen, entstand in enger Anlehnung an die Lehre, in einer von wissenschaftlicher Leidenschaft und Akribie bestimmten langjährigen Forschung, das Hauptwerk von Hans Mottek, die dreibändige "Wirtschaftsgeschichte Deutschlands", erschienen in den Jahren zwischen 1957 und 1974. Dieser Grundriß fand sehr schnell in ganz Deutschland ebenso wie international Beachtung und Anerkennung und lag bald in japanischer Übersetzung vor. Das anfänglich besondere wissenschaftliche Interesse an der Erforschung der Industrialisierung im 19. Jahrhundert übertrug er auf seine Schüler, die, von ihm angeregt und begleitet, seit 1960 mehrere Studien zur Geschichte der industriellen Revolution in Deutschland veröffentlichten.

Zunehmend verband Hans Mottek die für ihn stets unverzichtbare Tatsachenforschung mit historisch-theoretischen Betrachtungen, so zum Problem der ökonomischen Krisen, zu Stagnation und Wachstum in der Wirtschaftsgeschichte, zur Wahl der richtigen Technik bei der Beschleunigung des Wirtschaftswachstums in Vergangenheit und Gegenwart, Untersuchungen, die im "Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte" erschienen. Auch damit hat er im Osten Deutschlands jene Wirtschaftsgeschichtsschreibung gefördert und geprägt, die beachtenswert bleibt.

Hans Mottek, der nie seine marxistische Grundposition verließ, wollte aber nicht nur Geschichte erfahren, sondern auch mit Erkenntnissen aus ihr die Gegenwart kritisch begleiten und verändern helfen. So betrat er Anfang der siebziger Jahre, inzwischen Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften, ein neues Wissenschaftsfeld, die Erforschung von

Grundfragen der Mensch-Umwelt-Problematik. Von nun an widmete sich Hans Mottek neben weiterer wirtschaftshistorischer Forschung mehr und mehr der Sorge um die globalen Probleme der Menschheit, ihrer Zukunft angesichts drohender ökologischer Katastrophen. Oft in kritischer, wenn auch verhaltener Distanz zu den politischen "Autoritäten", verfolgte er bis zum Lebensende mit Konsequenz in Wort und Schrift seine schon im ersten Band der "Wirtschaftsgeschichte Deutschlands" formulierte wissenschaftliche Maxime: "Kenntnis der ökonomischen Vergangenheit ist Voraussetzung für das Verständnis der ökonomischen Gegenwart und darum auch für die Gestaltung der ökonomischen Zukunft".

Lothar Baar

Autorenverzeichnis

Füllberg-Stolberg, Claus, geb. 1948, Professor für Neuere und Außereuropäische Geschichte an der Universität Hannover. Forschungen zur karibischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Veröffentlichungen u.a. mit Swithin Wilmot (ed.), *Plantation Economy, Peasantry and Land Reform in Historical Perspective - Jamaica 1838-1980*, UWI - Kingston 1992

Gunst, Péter, geb. 1934, Universitätsprofessor für europäische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert an der Universität Debrecen. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter zuletzt: *Die bäuerliche Gesellschaft in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen*.

Kriedte, Peter, geb. 1940, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Veröffentlichungen: *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977 (zusammen mit H. Medick und J. Schlumbohm; engl. 1981, ital. 1984, span. 1986); *Spätfeudalismus und Handelskapital. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1980 (span. 1982, engl. 1983); *Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 1992 (1991)

Mintz, Sidney W., geb. 1922, Professor für Anthropologie an der John Hopkins University, Baltimore - USA, zahlreiche Veröffentlichungen zur Sozialgeschichte und Anthropologie des karibischen Raumes, u.a. *"Die süße Macht"*, Frankfurt/New York 1987

Ptak, Roderich, geb. 1955, Professor für Chinesische Sprache und Kultur an der Universität Mainz/Germersheim; zuvor Heisenberg-Stipendiat und Professor an der Universität Heidelberg; zahlreiche Bücher und Aufsätze zur Geschichte, Wirtschaft und Wirtschaftsgeschichte Südchinas und der maritimen Welt Ost- und Südasiens sowie zur umgangssprachlichen Literatur Chinas.

Roesler, Jörg, geb. 1940, Prof. Dr. sc. oec., Wirtschaftshistoriker. Forschungsschwerpunkte: DDR-Industrie- und Innovationsgeschichte; DDR-Planwirtschaft und Wirtschaftsreform; ökonomische und soziale Transformationsprozesse in Ostdeutschland nach 1989. Veröffentlichungen u.a.: *Die Herausbildung der sozialistischen Planwirtschaft in der Industrie der DDR*, Berlin 1978; *Zwischen Plan und Markt. Die Wirtschaftsreform 1963-1970 in der DDR*, Freiberg 1990. Mitarbeiter des Forschungsschwerpunktes *Zeithistorische Studien*, Potsdam.

Sandgruber, Roman, geb. 1947, seit 1. September 1988 ordentlicher Universitätsprofessor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Linz. Veröffentlichungen u.a.: *Österreichische Agrarstatistik 1780 bis 1918*, Wien 1978; *Die Anfänge der Konsumgesellschaft*, Wien 1982; *Bittersüße Genüsse. Kulturgeschichte der Genußmittel*, Wien 1986; *Strom der Zeit. Das Jahrhundert der Elektrizität*, Linz 1992

Spree, Reinhard, geb. 1941, Universitätsprofessor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität München, Mitglied des Board of Advisors des Institute for European Population Studies, University of Liverpool; Overseas Member of the Editorial Board der

Social History of Medicine, Oxford University Press. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter zuletzt: Lange Wellen wirtschaftlicher Entwicklung in der Neuzeit. Historische Befunde, Erklärungen und Untersuchungsmethoden, Köln 1991, Historische Statistik in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1991.

Teuteberg, Hans-Jürgen, Professor Dr. phil. ist Direktor des Historischen Seminars der Westfälischen Wilhelms-Universität und lehrt dort Neuere und Neueste Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Zu seinen besonderen Forschungsgebieten gehören unter anderem die Unternehmens- und Kulturgeschichte. Seit 1991 ist er Vorsitzender des Arbeitskreises Verkehrsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Verkehrswissenschaft.

Tilly, Richard, geb. 1932, Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Münster. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Neueren und Neuesten Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Darunter zuletzt: Vom Zollverein zum Industriestaat. Die wirtschaftlich-soziale Entwicklung Deutschlands 1834 bis 1914, München 1990.

Wünderich, Volker, geb. 1947, Priv. Doz. für Neuere Geschichte mit Berücksichtigung Lateinamerikas an der Universität Hannover. Veröffentlichungen zur Sozial- und Regionalgeschichte Deutschlands und Lateinamerikas im 19. und 20. Jahrhundert, Schwerpunkt Zentralamerika; zus. mit E. von Oertzen und L. Rossbach, The Nicaraguan Mosquitia in Historical Documents 1844-1927. The dynamics of ethnic and regional history, Berlin 1990.

WOLFGANG RADTKE

Armut in Berlin

Die sozialpolitischen Ansätze Christian von Rother und der Königlichen Seehandlung im vormärzlichen Preußen

1993. 290 Seiten – 170 mm x 240 mm
Hardcover DM 98,- / öS 764,- / sFr 92,-
ISBN 3-05-002290-6

Im preußischen Vormärz schuf der hohe Staatsbeamte und aufgrund seiner philanthropischen Tätigkeit 1847 geadelte und zum Ehrenbürger Berlins ernannte Christian Rother, bäuerlicher niederschlesischer Herkunft und Autodidakt, ein beispielloses Hilfswerk für von sozialer Not bedrängte Menschen in den Provinzen und in der sich im säkularen Umbruch befindlichen Residenzstadt Berlin. Auf der Basis bisher unbekannter oder noch nicht bearbeiteter Quellen aus staatlichen, kommunalen und privaten Archiven geht der Autor zunächst auf die gesamtstaatliche Entwicklung der Armenfürsorge ein, untersucht dann die Maßnahmen der Armenpflege des Berliner Magistrats im Vergleich mit anderen deutschen Städten, ehe er die im Zuge der Frühindustrialisierung zum erstenmal in Preußen zu beobachtenden sozialpolitischen Ansätze Christian Rother als Präsidenten der Königlichen Seehandlung darstellt, die in Form einer verbindlichen Sozialversicherung erst von Bismarck wieder aufgegriffen worden sind. Einen zweiten Schwerpunkt der Studie bildet die in der Tradition der vorindustriellen Wohlfahrtspflege stehende philanthropisch geprägte Vereinstätigkeit Rother im Kreise gleichgesinnter Honoratioren der Berliner vormärzlichen Gesellschaft im Rahmen eines heute Erstaunen hervorrufenden korporativ bestimmten Systems privater milder Stiftungen. Auf diesem Felde begegnete Rother erstens der Gefahr jugendlicher Verwahrlosung mit einer pädagogischen Anstalt, die in Anspruch und Wirkung über ihre Zeit hinauswies, und zweitens der-typischen Altersarmut unverheirateter Frauen, die er durch Einrichtung eines Stiftshauses und Zahlung von Renten vor sozialem Absturz bewahrte. Der Erfolg hat Rother recht gegeben: Beide Stiftungen existieren noch heute.

Aus dem Inhalt:

- Armut im vormärzlichen Berlin
- Christian Rother und die Königliche Seehandlung 1820–1848
- Der Verein zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder
- Das Königliche Leihamt in Berlin, das Kreditinstitut temporär in Not geratener Menschen
- Die Rother-Stiftung
- Das Zusammenspiel privater Wohltätigkeit und kommunaler Sozialpolitik im nachrevolutionären Berlin

Bestellungen
richten Sie
bitte an Ihre
Buchhandlung
oder an den



Akademie Verlag

Ein Unternehmen der VCH-Verlagsgruppe
Postfach · D-13162 Berlin

BRIGITTE MEIER

Neuruppin 1700 bis 1830

Sozialgeschichte einer kurmärkischen Handwerker- und Garnisonstadt

1993. 320 Seiten – 35 Tab. – 170 mm x 240 mm

Hardcover DM 98,- / öS 764,- / sFr 96,-

ISBN 3-05-002167-5

Diese Sozialgeschichte Neuruppins – der Stadt, die durch Th. Fontane, F. Schinkel und die Bilderbogenfabrikation des Gustav Kühn weltweit bekannt wurde – vermittelt ein umfassendes Bild von den Lebensbedingungen der Bewohner einer Stadt, deren Wirtschaft von der Tuchherstellung und der Garnison dominiert wurde. Es werden erstmals alle sozialen Schichten und Gruppen einer mittelstädtischen Gesellschaft in der Mark Brandenburg berücksichtigt, dabei die enge Korrelation von demographischer und wirtschaftlicher Entwicklung nachgewiesen und die Konstituierung des Handels- und Manufakturbürgertums für eine mittelgroße Stadt veranschaulicht. Die Analyse von Kirchenbüchern offenbart eine bemerkenswerte natürliche Bevölkerungsentwicklung Neuruppins, die die Höhen und Tiefen wirtschaftlicher Entwicklung ebenso widerspiegelt wie die Auswirkungen von Seuchen, Naturkatastrophen und Kriegen. Die allmähliche Geburt der modernen bürgerlichen Gesellschaft in Neuruppin wird mit all ihren Widersprüchlichkeiten vorgeführt.

Aus dem Inhalt:

- Stadtgeschichtlicher Überblick Neuruppins von den Anfängen bis 1700
- Eine kurmärkische Mittelstadt auf dem Weg zum Kapitalismus 1700 bis 1830: absolutistische Städtspolitik, der große Stadtbrand 1787, der Wiederaufbau
- Die wirtschaftliche Entwicklung 1700 bis 1830: Prosperität und Stagnation, Aufschwung nach dem Stadtbrand
- Bevölkerungsentwicklung Neuruppins 1700 bis 1830: Heiraten, Geburlichkeit und Sterblichkeit, Migration
- Die Stadt und ihre Sozialstruktur: Handels- und Manufakturbürgertum, Beamte, Mediziner und Apotheker, Geistliche, Lehrer, Kaufleute, Kleingewerbetreibende, Handwerker, Lohnarbeiter, Arme, die soziale Mobilität der Bewohner

Bestellungen
richten Sie
bitte an Ihre
Buchhandlung
oder an den



Akademie Verlag

Ein Unternehmen der VCH-Verlagsgruppe
Postfach · D-13162 Berlin